Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei

Karl Braun

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

1-547

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bilder

aus

der deutschen Kleinstaaterei.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

... „Quaeque ipse miserrima vidi,
Et quorum pars magna fui.“
Virgil. Aeneid. lib. II. vers 5–6.

Zweiter Band.

Kriegs- und Parlaments-Bilder, 1866—1870.

Dritte Auflage.

Hannover.
Carl Rümpler.
1881.

Digitized by Google

Kriegs- und Parlaments-Bilder

1866—1870.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

Hannover.
Carl Rümpler.
1881.

Digitized by Google

LOAN STACK

Druck von August Grimpe in Hannover.

Digitized by Google

DD95
B69
1881
v.2

Herrn Max von Forkenbeck,

Mitglied des deutschen Reichstags,
Oberbürgermeister von Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

A. Kriegsbilder, 1866—1867.

Seite

1. Drei friedfertige Kriegsbriefe 3
2. Wie man annectirt und wie man annectirt wird 83
3. Die Katastrophe 113
4. Aus der Dämmerstunde 161

B. Parlamentsbilder, 1866—1870.

5. Ein Vorparlament 187
6. Aus dem verfassunggebenden Reichstage des Norddeutschen Bundes 243
7. Das Zollparlament 267

Im Zollparlament 269

Aus dem Berliner Tagebuche eines süddeutschen Parlaments-Mitgliedes 307

Ludwig Bamberger's „Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament" 366

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Der Geschichtsbilder-Saal.

Digitized by Google

A. Kriegsbilder.

1.

Drei friedfertige Kriegsbriefe.

(Juni und Juli 1866.)

Digitized by Google

Drei friedfertige Kriegsbriefe.

Motto:
„Olim meminisse juvabit.“

Erster Brief.

Wiesbaden, am Johannistage 1866.

Sie wünschen von mir Nachrichten zu erhalten „über die Zustände und Stimmungen, wie sie sich aus Anlaß des Krieges hier zu Lande gestalten.“ Lassen sie mich beginnen mit dem Geständniß, daß ich zu der Zahl der Friedfertigen gehöre, diesem Kriege und jedem Kriege gegenüber; daß ich den Krieg stets für ein Unglück halte, wenn auch zuweilen für ein nothwendiges Unglück, wenn auch nicht immer für das größte Unglück; daß ich endlich von der Strategie, der Taktik und Technik des Krieges nichts verstehe und daß, da ich mir nicht die Fähigkeit zutraue, die in der Jugend versäumte Gelegenheit, solche Kenntnisse zu sammeln, im Alter nachzuholen, ich nicht im Stande bin, Geheimnisse des Krieges zu verrathen, — aus dem einfachen Grunde, weil ich deren nicht weiß. Wenn Sie ungeachtet dieses Geständnisses, das geboten erscheint durch das beiderseitige Interesse und die Pflicht der Aufrichtigkeit, meine Mittheilungen noch brauchen können, nun gut, dann will ich fortfahren. Dem Bericht über die Stimmung schicke ich einige Bemerkungen über die äußere Conjunctur voraus.

Digitized by Google

Nassau gehört zum neunten Bundesarmeecorps, zusammen mit Sachsen (Königreich), Kurhessen, Luxemburg und Limburg. Da es aber vor diesen seinen Kriegskameraden räumlich getrennt ist, so hat es in Folge des Bundesbeschlusses vom 14. Juni seine Truppen, die es schon vier Wochen vorher mobil gemacht hatte, zu dem achten Bundesarmeecorps stoßen lassen, welches sich in Frankfurt und Umgegend den Main entlang sammelt. Zu diesem achten Bundesarmeecorps gehören bundesverfassungsmäßig Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt. Außerdem stößt noch dazu die nassauische Brigade und eine österreichische Brigade, welche früher zur Besatzung von Mainz, Rastatt und Frankfurt gehörte und, so viel ich weiß, ausschließlich aus Italienern besteht. Endlich erwartet man als weitern Bestandtheil dieses Corps die Kurhessen, von welchen man als gewiß annimmt, daß sie sich an den Preußen vorbeigeschlichen haben, und die Hannoveraner, von welchen man es immer noch vermuthet und hofft. Dieses Corps, welches sich um Frankfurt concentrirt — ich sage um Frankfurt und nicht in Frankfurt, denn diese an österreichischen Papieren und Sympathien außerordentlich reiche Stadt wird hinsichtlich der Einquartierung, vorerst wenigstens, mit der äußersten Schonung behandelt — wird commandirt von dem Prinzen Alexander von Hessen. Letzterer ist österreichischer Feldmarschall und Oberstinhaber des sechsten k. k. Küraſſierregiments. Bekanntlich hat dieser Prinz sich in dem italienischen Feldzuge von 1859 auf österreichischer Seite durch eine besondere Bravour ausgezeichnet, welche seine Gegner als zwecklose Tollheit, seine Anhänger als unerhörte Tapferkeit bezeichnen, und welche ihm den Maria-Theresia-Orden eingetragen hat.

Digitized by Google

Dieser Orden wird nur verliehen wegen militärischer Heldenthaten ersten Ranges, welche weit über die bloße Pflichterfüllung hinausgehen und gleichzeitig von Erfolg gekrönt worden sind. Das ganze Kapitel muß wegen Verleihung des Ordens einstimmig sein. Ich fürchte, in dem gegenwärtigen Kriege wird er mehr Gelegenheit zur Tollheit, als zur Tapferkeit haben, wenn man es nicht etwa als den höchsten Grad von Muth betrachten muß, das Commando eines solchen sechsherrischen Rattenkönigs von Bundestags-Armee zu übernehmen.

Als Bundesfeldherr, d. h. als Höchstcommandirender der Truppen derjenigen deutschen Staaten, welche dem Bundesbeschluß vom 14. Juni zugestimmt haben und sich an dessen Ausführung betheiligen, ist in Aussicht genommen der Prinz Karl von Bayern. Er hat in den Kriegsjahren von 1814 und 1815 gedient, aber keine Gelegenheit gehabt, an einer größeren Bataille theilzunehmen, und war unter den jugendlichen Löwen des Wiener Congresses einer der jugendlichsten und ersten, woraus hervorgeht, daß er nicht mehr ganz jung sein kann. In der That ist er in die Siebenzig. Daß man indeß auch mit Achtzig noch ein guter Oberfeldherr sein kann, hat der alte Radetzky bewiesen. In Bayern ist Prinz Karl, der übrigens bisher meist in stiller Zurückgezogenheit auf seinem schönen Landsitze bei Tegernsee residirte, wo er mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks lebt und für einen menschenscheuen Sonderling gilt, Feldmarschall und General-Inspector des Heeres. Außerdem ist er preußischer Husarengeneral und Inhaber eines bayerischen, eines preußischen, eines österreichischen und eines russischen Regiments — viel Ehren und Würden, die sich auf diesem greisen Haupte vereinigen, deren

Digitized by Google

Cumulation aber doch nur im Frieden statthaft sein dürfte. Dem Prinzen Karl zur Seite steht der General von der Tann, von 1848 her bekannt als Freicorpsführer in Holstein.

Daß sich dem Bundesfeldherrn auch die österreichischen Bundesarmeecorps unterordnen, ist zu bezweifeln. Daß es die Bundescontingente der auf preußischer Seite stehenden norddeutschen Staaten nicht thun werden, ist gewiß. Er wird also factisch vorerst nur Generalissimus der „Liga" der südwestdeutschen Gruppe sein.

Dies ist der äußere Rahmen, in welchen sich Zustände und Stimmungen hierzulande einzufügen haben. Wir liegen hier leider so recht gerade mitten in dem bedauerlichen Riß. Das Land wird durch die Lahn, längs der eine Staatseisenbahn hinläuft, die ihre Endpunkte in Ehrenbreitstein-Coblenz im Westen, in Wetzlar-Gießen im Osten hat, in zwei etwa gleiche Theile getheilt. Der Theil nördlich der Lahn, bewohnt von einem westphälisch-kattischen Volksstammfragment, gravitirt nach Preußen, der Theil südlich der Lahn, bewohnt von Pfälzern und rheinischen Franken, wird theils mehr vom Süden, theils mehr vom Norden angezogen. In dem nördlichen Theile des Landes rechnet man vielfach nach Thalern, Pfennigen und Groschen, im südlichen nach rheinländisch-süddeutschem Münzfuß.

Coblenz-Ehrenbreitstein einerseits und Wetzlar andererseits sind durch Preußen besetzt. Ebenso die nassauische Umgebung dieser Waffenplätze, vorausgesetzt, daß man Wetzlar einen Waffenplatz nennen kann. Denn dieses Städtchen, dessen Name in Europa bekannt war, so lange das Reichskammergericht dort seinen Sitz hatte, und auf das der Genius

Digitized by Google

Goethe's später noch einen lichten warmen Sonnenstrahl warf, als er den jungen Jerusalem in den „jungen Werther" umdichtete und die Kestner in Werther's Lotte umschuf, ist heute noch so winkelig und bucklig, wie zur Zeit des Reichskammergerichts; und manches Pferd der preußischen Cavallerie und Artillerie stürzt in den engen, steilen, schlechtgepflasterten Straßen, bevor es gelingt, den Weg zu dem ziemlich entfernten Bahnhof zu finden. Der nördliche Theil von Nassau, welcher von dem Rhein westlich, von der Lahn und der Lahnbahn südlich, von der Sieggegend, durch welche die Deutz-Gießener Eisenbahn führt, nördlich und östlich eingeschlossen wird, ist mit seinem Verkehr fast ausschließlich auf Preußen angewiesen. Seine Erze, z. B. sein Mangan (Braunstein), sein Mastvieh, sein Holz u. s. w. werden nach oder wenigstens durch Preußen exportirt, das dafür Fabrikerzeugnisse liefert und große Capitalien im Handel und in der Industrie Nassaus angelegt hat, welche durch einen Krieg zwischen beiden Ländern würden entwerthet oder wenigstens deplacirt werden.

Der südliche Theil von Nassau, welcher nördlich von der Lahn und der Lahneisenbahn, westlich von dem Rhein und der rechtsrheinischen Bahn (nassauische Staatsbahn), südlich von dem Main und der Taunusbahn, welche die Städte Frankfurt, Mainz und Wiesbaden mit einander verbindet, östlich von der Main-Weserbahn eingerahmt wird, producirt auf einem verhältnißmäßig kleinen Areal in guten Weinjahren für etwa 4 bis 5 Millionen Gulden Wein, welcher schon seit unserm Beitritt zum Zollverein fast ausschließlich nach Preußen exportirt wird; und seit Preußen mit dem 1. Juli 1865 auf die Weinübergangsabgabe verzichtet hat, ist dieser Export noch

Digitized by Google

mehr erleichtert und gesteigert worden; auch Berg- und Hüttenproducte gehen von hier nach Preußen. Allein dieser südliche Theil des Landes gravitirt in einzelnen Theilen doch auch nach den süddeutschen Nachbarn. Frankfurt übt eine starke Anziehungskraft. Der Rheingau war früher ein Bestandtheil des Erzbisthums und Kurfürstenthums Mainz; und obgleich er von dem erzbischöflichen Stuhl nicht viel Gutes genossen hat, vielmehr schon im Jahre 1525 infolge des „Auszuges auf den Wachholder", der eine Episode des Bauernkrieges bildet, und der darauf folgenden territorialherrlichen Reaction durch die kurfürstliche Regierung aller von den Zeiten der alten Gauverfassung her bewahrten Rechte und Freiheiten beraubt worden war, so bestehen zwischen dem Rheingau und Mainz bis heute fast noch stärkere Beziehungen, als zwischen ihm und dem Herzogthum und dessen Hauptstadt. „Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu." (Der Topf bewahrt lange den Geruch dessen, was einmal darin war.) Dazu kommt, daß der Rheingau streng katholisch ist und die Geistlichkeit dort einen starken Einfluß hat, welcher namentlich dadurch erhöht worden ist, daß die nassauische Regierung in früheren Zeiten gegenüber der katholischen Kirche einer engherzigen büreaukratischen Bevormundungssucht huldigte, welche die katholische Bevölkerung in die völlig unbegründete Furcht versetzte, „man habe es darauf abgesehen, ihr den Glauben zu rauben", und sie infolge dessen dem Klerus, der diese Furcht weidlich nährte, mehr in die Arme trieb, als es sonst bei dem lebenslustigen und aufgeweckten Völklein begreiflich ist. Zu diesem klerikalen Einfluß, der sich besonders bei der unteren, der ärmeren und ungebildeten Volksschicht geltend

Digitized by Google

macht, kommt nun noch, wie gesagt, der Einfluß von Mainz. Die Mehrzahl der Bevölkerung von Mainz ist augenblicklich österreichisch gesinnt. Dies hat zunächst ein sehr ehrenwerthes patriotisches Motiv, welches alle Anerkennung verdient, wenn es auch auf einem falschen Kalkül beruht. Mainz (und die ganze Rheinpfalz) will um keinen Preis französisch werden. Man glaubt aber die von Frankreich drohende Gefahr näher, wenn Preußen, als wenn Oesterreich siegt. Dieser Glaube ist falsch. Allein darauf kommt es nicht an; denn die Menschen werden regiert, nicht von den Dingen, wie sie sind, sondern von den Dingen, wie man sie sich vorstellt. Der zweite Grund der österreichischen Gesinnung von Mainz ist in der klerikalen Partei zu suchen, an deren Spitze der stolze und energische Bischof von Ketteler steht, der seinerseits wieder eine weitreichende und fast unerklärliche Gewalt über das Ministerium Dalwigk in Darmstadt hat. Die klerikale Partei in Mainz hat zwar die Mehrzahl der Einwohner der Stadt gegen oder wenigstens nicht für sich, allein sie ist rührig und einflußreich. Auch hat sie wichtige Posten in der Hautevolée, sowie im Richter- und Beamtenstande in Händen. Der Klerus in Kleindeutschland und namentlich hier am Rhein war von jeher österreichisch gesinnt, sowohl 1850 als 1859, als auch 1866. Er hat seine guten Gründe dafür. Vielleicht hofft er gar von der Wiederherstellung des habsburgisch-österreichischen Kaiserreichs deutscher Nation auch die Wiederherstellung der geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln? Daß er 1859 Wiedereinsetzung der alten Bourbons in Frankreich erwartete, ist gewiß. Denn er haßt im Grunde des Herzens den „treuesten Sohn der Kirche", der jetzt auf dem Thron der

Digitized by Google

Franzosen sitzt. Der dritte Grund für die jetzt in Mainz herrschende Strömung, welche auch auf Altheſſen und auf die zweite Kammer in Darmstadt einen großen Einfluß geübt hat, entspringt aus einer eingewöhnten Lebens- und Menschenanschauung, wonach die Oesterreicher „brav und gemüthlich", die Preußen dagegen „anmaßend und widerwärtig" sein sollen. Selbst der entschiedenste Preußenfreund wird in der That kaum bestreiten können, daß der österreichische Officier, wenn er will, sich im Umgang mit der großen Masse des Publikums leichter Sympathien erwirbt als der preußische. Namentlich aber tritt dies hervor gegenüber der leichtlebigen, rückhaltlosen, umgangs- und vergnügungslustigen Bevölkerung von Mainz, welche seit langen Jahren Gelegenheit hatte, die beiderseitigen Officiere zu studiren und stets den Oesterreichern den Vorzug gab vor den Preußen, weil die guten Eigenschaften der letzteren etwas verborgener liegen. Wie liebenswürdig erschien doch für ein rheinländisches Kind, im Gegensatze zu dem knappen, wortkargen, zugeknöpften Preußen mit seinem langweiligen Pflicht- und Selbstgefühl, der gemüthliche, gefällige, lustige Oesterreicher mit seinem kindlichen Dialekt, seinem anbiedernden Ton und seiner allzeit zum Handküssen bereiten Höflichkeit! Wie konnte er so angenehm „plauschen", und wie fühlte er sich so wohl an dem grünen Rhein, in dem „goldenen" Mainz, wo es so unendlich viel schöner war, als in einer einsamen Garnison in dem feindseligen Welschland, in dem unsaubern Lande der Wenden, oder in den langweiligen ungarischen Pußten! Ob des Abzugs des Oesterreichers entfloß in Mainz manch' schönem Auge eine Thräne. Der Preuße aber konnte beim Abmarsch stolz mit Uhland singen:

Digitized by Google

„Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
— Es wär' auch Schade für das Kleid —
Noch in die Wange mir gebissen
Vor übergroßem Herzeleid."

Wenn in Mainz die Stimmung gegen Preußen kühl, für Oesterreich warm ist, so genügen diese Worte nicht für Frankfurt. Denn dort ist man ebenso fanatisch österreichisch, als rabiat preußenfresserisch. Jeder neu einrückende Reichssoldat ist sofort umringt von einigen Dutzend Frankfurtern oder am Ende vielleicht gar auch Frankfurterinnen, welche ihn umarmen und ihm mit Süßigkeiten und Spirituosen zusetzen, so daß Hannibal ohne Zweifel in dieser freien Reichsstadt ein zweites Capua erblicken würde. Wer dagegen nicht über Preußen (und zwar das ganze preußische Volk, die preußischen Kammern und namentlich auch die beiden großen liberalen Fractionen derselben mitinbegriffen) tagtäglich bei Aufgang und bei Niedergang der Sonne „alle Flüche, die in der Thora geschrieben stehen", herabruft und bei seinem Barte schwört, Oesterreich sei das reine Lamm des Passah, Preußen dagegen der Bock der Sünde, der in die Wüste gejagt werden müsse, wenn wieder Fried' und Freud' einkehren solle in Israel, der wird belegt mit dem Namen des Mannes, der an der Spitze der preußischen Regierung steht; und dieser Name gilt in Frankfurt für ein Scheltwort wuchtigster Trag- und Schlagweite.

Warum die Frankfurter so schlachtenmuthig sind? Ich glaube, ein Theil von ihnen wirklich nur aus Angst! Das lautet paradoxer, als es in Wirklichkeit ist. Man glaubt nämlich den Frieden durch den Anschein einer äußersten Berserkerwuth, die den Krieg bis zum Messer droht, zu er-

Digitized by Google

halten. Man zählt Ihnen alle Fälle auf, in welchen, wie der Minister v. Manteuffel 1850 oder 1851 sagte, „der Starke muthig zurückwich", — die Fälle von Olmütz und Warschau, das Nachgeben gegenüber der Bregenzer Coalition in Sachen Kurhessens und der Union, gegenüber der Darmstädter Coalition in Sachen des Zollvereins und des Handelsvertrages und der anzustrebenden Zolleinigung mit Oesterreich u. s. w.; man sagt Ihnen, Preußen wird, wenn wir Muth zeigen, wenn wir am Bunde die Majorität haben, wenn wir ihm Demüthigung oder gar Zertrümmerung androhen, den Schimmel von Bronzell besteigen, um nach Hause zu reiten. Daß dieser Kalkül falsch war, haben die Ereignisse gezeigt, welche dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni gefolgt sind. Daß er aber vielleicht gerade bei den Wüthigsten mit ein Motiv der an den Tag gelegten Wuth war, ist mir aus verschiedenen Gründen nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls aber konnte das Geschrei nach Parteinahme für Oesterreich, das Anathema von „Feigheit und Verrath", das die Frankfurter Volksversammlung im Circus und die Volksvereine (in Nachahmung des Anfang Mai in Bamberg, dem Sitze der südwestdeutschen Liga, versammelt gewesenen hochconservativen Ausschusses des großdeutschen Reformvereins) über jedes Befürworten einer auch nur zeitweise oder bedingten Neutralität herabriefen, dem Cours der österreichischen Papiere, welche sich in süddeutschen und namentlich in Frankfurter Händen massenhaft vorfinden, gewiß vorübergehend eher nützen als schaden. Denn auch die Börse wird von dem Scheine und nicht von der Wirklichkeit der Dinge regiert.

Dem Norddeutschen sind die in Süddeutschland auftauchenden Volksvereine vielfach ein Räthsel. Er begreift nicht,

Digitized by Google

wie Jemand sich für einen Liberalen, Radikalen, Demokraten, Socialdemokraten oder gar Föderativ-Republikaner ausgeben und zugleich doch für Oesterreich und den Bundestag schwärmen, oder Hand in Hand mit den Ultramontanen und den Partikularisten gehen kann. Ohne uns auf den formellen Gemeinplatz, daß die Extreme sich berühren, zurückzuziehen, wollen wir einen Versuch machen, dieses Räthsel sachlich zu lösen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die nur in dem Haß gegen Preußen oder den Nationalverein oder die sogenannten „Gothaer" übereinstimmende Coalition an sich heterogener Elemente, welche sich in den „Volksvereinen" oder, um es präciser auszudrücken, in einem Theile derselben zusammengethan hat, erläutern aus der Abneigung der Staatenlosigkeit gegen den Staat als solchen, gegen den einheitlichen modernen Kulturstaat, welche Abneigung stellenweise sich so sehr verdichtet hat, daß man beginnt, für das „Bundesrecht" zu schwärmen, nach welchem doch dieses ganze „Demagogenthum" (so heißt es in der Sprache des Bundestags) wieder wie ehedem einer Mainzer Commission oder einem Frankfurter Central-Untersuchungsausschuß des Bundestages überwiesen und entweder in das Ausland versprengt oder in den Kerker geworfen, oder sonstwie mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte, wie zur Zeit des Pfarrers Weidig und des Inquirenten Georgi. Hat doch der Frankfurter Senat dem Volksverein, welcher sich unter Führung der Herren Röckel, G. von Struve und Trabert am 20. Juni in Frankfurt bildete, um das Bundesrecht zu vertheidigen, unter Berufung auf die klaren und unzweifelhaften Vorschriften eben dieses nämlichen Bundesrechts das

Digitized by Google

Frankfurter Domicil verweigert. „Per quod quis peccat, per idem punitur et idem.“ (Womit einer sündigt, damit wird er gestraft.)

Der moderne Staat, der, um die überwuchernden Mißbildungen und Zwerggestalten des sinkenden und überlebten Mittelalters zu überwinden und zu absorbiren, sich häufig in das rauhe Gewand des gestrengen Zucht- und Schulmeisters, des harten Fiskals, des unnachsichtigen Unterofficiers, des absolutistischen Büreaukraten und Calculators kleiden mußte, ist selbst heute nicht immer liebenswürdig und war es früher noch weniger. Auch ging er vielfach zu weit; er muß durch das Princip der Selbstverwaltung in Kirche, Schule, Gemeinde, Bezirk, Kreis, Provinz auf sein eigenstes wahres Gebiet zurückgedrängt werden. Auf diesem Gebiet muß er einheitlich centralisirt sein. Aber nur auf diesem. Im Uebrigen muß er der bürgerlichen Gesellschaft gestatten, sich zu emancipiren und sich selbstständig um die localen Centren zu gruppiren, mit anderen Worten: Es muß zwischen der bürgerlichen Gesellschaft einerseits und dem Staate andererseits eine Auseinandersetzung und Grenzregulirung stattfinden, damit jeder Theil auf seinem Gebiete die volle Freiheit der Aktion erhält. Die Staatsgewalt verliert dadurch einen Theil ihres jetzigen ausgedehnten Geschäftskreises, aber auf dem Theil, den sie behält, wird sie viel stärker. Das ist ein Kampf, den das Bürgerthum mit dem Staate, trotz des Dankes, den es ihm schuldet für die Erlösung von der Staatlosigkeit des sinkenden Mittelalters, in der Zukunft energisch und rücksichtslos, und zwar im Interesse des Staates selbst, auszukämpfen hat. Aber um dieser Differenz willen

Digitized by Google

die Existenz des Staates negiren, denselben decentralisiren, in Gemeinden, Kreise, Kantönli und sonstige centrifugale Verbände auflösen zu wollen, das wäre schlimmer, als das Kind mit dem Bade ausschütten. Das stünde auf einer Linie mit Vatermord. Denn der moderne Staat ist der Vater des modernen Bürgerthums. Er hat ihm die wirthschaftliche Einheit und Freiheit, den Wohlstand und die Bildung gegeben, und er wird ihm — um seiner selbst willen — mag er wollen oder nicht, auch die politische Einheit und Freiheit geben müssen. Aber freilich, indem er Rechte und Wohlthaten giebt, verlangt er die Uebernahme von Pflichten und Opfern. Indem er Leben und Eigenthum mit starker Hand gegen innere und äußere Feinde sichert, verlangt er, ich möchte sagen: als Assekuranzprämie, Uebernahme der Eigenthums- (oder Einkommen-) Steuer und der Lebenssteuer, d. h. der allgemeinen Wehrpflicht.

Diese strengen Forderungen widerstreben einem Jeden, der an die Staatenlosigkeit gewöhnt ist. Und das ist am Mittel- und Oberrhein noch vielfach der Fall. Allein das Herzogthum Nassau, das nicht mehr als 85 Quadratmeilen Flächengehalt hat, ist zusammengesetzt aus nicht weniger als 27 — sage und schreibe siebenundzwanzig — reichsunmittelbaren Territorien und Territorialtheilen, wonach also ein solches reichsunmittelbares Land etwa im Durchschnitt drei Quadratmeilen groß war. Die größten Territorien in diesem bunten und krausen Gewirre waren die geistlichen Kurfürstenthümer; allein in diesen ging es so sehr „geistlich" zu, daß der Begriff des Staats darüber verloren wurde. Verhältnißmäßig am besten fuhr man noch in den freien Reichsstädten,

Digitized by Google

trotz Zunft und Zopf und alledem. Der schwäbische Kreis hatte vor hundert Jahren nicht weniger als vierundneunzig Stände, abgesehen von den ganz kleinen Territorien, welche reichsunmittelbar waren, aber keine Reichs-Standschaft hatten. Dieselben saßen auf den Kreistagen auf fünf Bänken, nämlich: auf der ersten vier geistliche Stifter und geistliche Fürsten, auf der zweiten dreizehn weltliche Fürsten und Stifter, auf der dritten sechszehn Prälaten, auf der vierten sechsundzwanzig Grafen und Herren, auf der fünften einunddreißig Reichsstädte.

Es ist vielleicht die Reminiscenz an diese paradiesisch staatenlosen Zustände der deutschen Vergangenheit, vielleicht auch das Beispiel der benachbarten Schweiz, welche vermöge ihrer allgemein anerkannten Neutralität darauf verzichtet, nach Außen eine Staatsmacht zu entfalten, und welche vermöge ihrer geschützten Lage leichter als ein anderes Gemeinwesen darauf verzichten kann, was die süddeutsche Volkspartei dem Begriffe des Staates so sehr entfremdet hat, daß manchen Mitgliedern derselben selbst das Königreich Bayern oder das Königreich Würtemberg noch viel zu groß scheinen, und sie jedes dieser Länder in einzelne Cantone, Kreise oder Kirchspiele auflösen möchten. Um nun wieder auf unser Frankfurt zurückzukommen, so ist eine solche Auffassung dort natürlicher als irgendwo sonst. Denn es ist kein Staat, sondern eine Stadt, welche ein exclusives Leben für sich geführt und sich ziemlich wohl dabei befunden hat. Es ist daher sehr begreiflich, wenn ihre Bewohner sich jeder Bewegung, welche diese Sonderexistenz bedroht, mit Eifer entgegenstemmen und Schutz dagegen suchen bei Jedermann ohne Unterschied, von welchem sie glauben, daß er ihnen solchen zu gewähren im Stande

Digitized by Google

oder Willens sei. Gegenwärtig glauben sie dies von Oesterreich, dessen Versuche, sich selbst staatlich zu concentriren und einheitlich zu centralisiren, ihm erst kürzlich total mißlungen sind, worin allerdings eine Bürgschaft liegt. Dies scheint mir der Kern der Frankfurter Stimmung zu sein, den man auch weder durch radikale oder republikanische Phrasen, noch durch Aufpflanzung des schwarz-roth-goldenen Banners maskiren kann. Man ist wohl für ein deutsches Parlament, aber nur unter zwei Bedingungen, nämlich erstens, daß es nach Frankfurt kommt, und zweitens, daß es die Souveränetät und die Verfassung der freien Stadt nicht alterirt. Man hat zwar die Reichsarmee sehnlichst herbeigerufen, aber nun, wo sie da ist, wehrt man sich nach Kräften, daß sie nicht in den Häusern der Bürger einquartiert werde; und obgleich man vor Kriegsmuth überschäumt, kommt man nicht selbst, sondern schickt höchstens vielleicht einmal ein Bataillon Soldknechte zur Reichsarmee *).

Kehren wir nun von diesem Abstecher nach Mainz und Frankfurt und von dem Excurs über die centrifugalen und antistaatlichen Tendenzen, welche in einigen süddeutschen Köpfen herrschen, zurück zu den Zuständen und Stimmungen in Nassau. Die Bevölkerung von Nassau, das mit drei Viertel seiner Grenzen an Preußen stößt, wünscht den Frieden und kann immer noch nicht an den Krieg glauben, obgleich wir auch hier fast schon mitten darin stehen. Für sofortige Heeresfolge zu Gunsten Oesterreichs sind nur einzelne von Frankfurt und Mainz aus angesteckte Köpfe und einzelne

*) Auch das ist bekanntlich nicht geschehen.

Digitized by Google

kleine Landstriche, in welchen der Klerus dominirt. In Wiesbaden hat man aus Anlaß der Frankfurter Circusversammlung zwar einen sogenannten „Volksverein" gegründet; allein der Faiseur ist ein Auswärtiger, die Mitglieder erfreuen sich meistens noch eines sehr jugendlichen Alters. Die Bürgerschaft der Stadt hat sich an dem Unternehmen nicht betheiligt. Dagegen verdient constatirt zu werden — und ich bin bereit, dafür die Beweise zu liefern —, daß Mitglieder der bewaffneten Macht, namentlich des Polizeicorps, welche doch dafür bezahlt werden, für die Sicherheit der Person und des Eigenthums einzustehen, sich das Privatvergnügen machen, zu Angriffen gegen die Person und das Eigenthum liberaler Abgeordneter aufzuhetzen.

Obgleich die nassauischen Truppen infolge des Bamberger Uebereinkommens, das auch hier zu Lande sich in das strengste Geheimniß hüllt, und auf Grund des Bundesbeschlusses vom 14. Juni, sowie eines schon geraume Zeit vorher getroffenen Abkommens mit Wien, sich in vollster Kriegsbereitschaft befinden — sie stehen zwischen Wiesbaden und Frankfurt und bilden einen Bestandtheil des achten Bundesarmeecorps, welches von dem Prinzen Alexander von Hessen commandirt wird und im Augenblicke von Frankfurt durch die Wetterau in der Richtung nach Gießen und Marburg vorrückt, um die Preußen anzugreifen, anfänglich wohl um die Hannoveraner zu befreien —, scheinen doch selbst die beiderseitigen Regierungen, die nassauische wie die preußische, der süßen Gewohnheit des friedlichen Daseins und Wirkens noch nicht ganz entsagen zu können. Der nassauische Gesandte — welchen wir der Kostenersparniß halber mit Braunschweig zusammen

Digitized by Google

halten — ist noch in Berlin und der preußische ist noch in Wiesbaden beglaubigt. Wir sind also noch nicht im Krieg mit Preußen. In Nassau halten sich vielfach preußische Handwerker und Arbeiter auf, um ihrer Erwerbsthätigkeit nachzugehen. Wenn dieselben zum ersten Aufgebot der Landwehr gehören, so werden sie einberufen. Die preußische Militärbehörde schickt ihre Einberufungsordre direct an die betreffende Localstelle in Nassau. Diese vollzieht die Vorladung ohne weiteres. Seit wann ist es Sitte, daß man dem Feinde seine Soldaten einberuft? Auf unserer Staatseisenbahn, welche sich den Rhein entlang von Wiesbaden nach der Mündung der Lahn (Oberlahnstein), und von da der Lahn entlang nach Wetzlar zieht, sind zwar Vorsichtsmaßregeln getroffen; es ist, obgleich wir keine Nachtzüge haben, Nachtwache angeordnet und zuweilen hält auch eine Locomotive einen nächtlichen Recognoscirungsritt; aber es ist noch Niemandem eingefallen, das Eisenbahnbetriebsmaterial, das sich hauptsächlich in Oberlahnstein, dem Centralpunkt, wo Rhein- und Lahnbahn an einander stoßen, vorfindet, vor dem „Feind“ in Sicherheit zu bringen, obgleich Oberlahnstein so zu sagen im Rayon der Festung Coblenz-Ehrenbreitstein liegt und mit demselben durch Schienengleise auf dem rechten und linken Ufer und durch den Rheinstrom selber verbunden ist. Vor wie nach spediren wir preußische Soldaten auf unserer Staatseisenbahn von Ehrenbreitstein nach Wetzlar, natürlich gegen Bezahlung. Denn umsonst können wir es nicht thun, weil unsere Staatsbahn bisher nur drei Procent rentirte und in Zukunft, d. h. während des Kriegs, noch weniger rentiren wird, während wir das Baukapital mit 34 Millionen Gulden zu vier Pro-

Digitized by Google

cent zu verzinsen und zu amortisiren haben — eine schwere Last für 468,000 Seelen*)! Die Preußen haben eine vertragsmäßige Etappenstraße von Ehrenbreitstein nach Wetzlar durch unser Land; und als man nach langem und nutzlosem Hangen und Bangen, Hadern und Streiten, worüber viel kostbare Zeit und Geld verloren ging, endlich in Betreff der Anschlüsse der beiderseitigen Eisenbahnen einig wurde, stand unter anderem auch in den Verträgen, daß die Lahnbahn gegen Bezahlung auch als Etappenstraße für preußische Truppen dienen müsse. Diese Verträge werden bis jetzt beiderseits gewissenhaft gehalten. Die beiderseitigen Eisenbahnen geben Fahrbillets auf einander aus. Die Anschlüsse in Bingerbrück, in Lahnstein, Ehrenbreitstein und Wetzlar werden genau beobachtet. Wir verkehren noch mit Preußen wie im tiefsten Frieden. Nur zwischen Wetzlar und Gießen soll die Eisenbahn zerstört sein, welche die Verbindung zwischen der Lahnbahn und der Köln-Mindener Bahn einerseits und der Main-Weserbahn andererseits bildet. Das haben aber nicht unsere Feinde, die Preußen, sondern unsere Freunde, die Hessen-Darmstädter, gethan.

Zwischen Nassau und Preußen gehen noch Handel und Wandel ungestört hinüber und herüber. Die Arbeitskräfte und die Waaren werden aus- und eingetauscht. Credite werden gegeben und genommen. Die wirthschaftlichen Ereignisse äußern ihre wechselseitigen Wirkungen aus einem Lande in das andere. Ein paar große Fallimente in Coblenz ver-

*) Durch die Annectirung hat die große preußische Monarchie dem kleinen Lande diese schwere Last, ebenso wie auch die Kosten einer besondern Dynastie abgenommen.

Digitized by Google

breiten Schrecken auf dem südwestlichen Abhange des nassauischen Westerwaldes. Die Solidität und die Festigkeit der kleinen, aber kapitalreichen preußischen Stadt Siegen gewährt dem nordöstlichen nassauischen Westerwalde kräftigen Rückhalt. Die bürgerliche Gesellschaft will trotz der jüngsten Ereignisse nicht an den Krieg glauben. Sie ist zu fest überzeugt von der Solidarität der wirthschaftlichen Interessen. Man klammert sich beiderseits um so fester an einander, je mehr das bisher so wohlthätige gemeinsame Band mit dem Risse bedroht ist.

Einstweilen wenigstens sind die Verträge, welche der Krieg zu lösen pflegt, die Verträge über den Zollverein, über die Eisenbahnen, über die Telegraphenlinien, über die Rheinschifffahrt und die sonstigen den gegenseitigen Verkehr und die Beziehungen der beiderseitigen Behörden regelnden Conventionen, welche zwischen Nassau und Preußen bestehen, hier wie dort noch in unbestrittener Uebung und Geltung. Man hat zwar den Fuß bereits erhoben zu einem verhängnißvollen Schritt, aber man zögert noch, ihn vorwärts zu setzen.

Auch kriegerische Bewegungen, die mit einander in Wechselwirkung standen, haben stattgefunden.

Am 17. Juni Morgens sehr früh traf in Wiesbaden von Weilburg aus die Nachricht ein, die ganze im Kreis Wetzlar concentrirte preußische Militärmacht habe sich lahnabwärts gegen Nassau in Bewegung gesetzt. Die nassauische Brigade wurde alarmirt und rückte aus, um unbequemen Eventualitäten vorzubeugen. Alsbald traf jedoch von Weilburg die beruhigende Berichtigung ein, die Preußen hätten sich zwar von Wetzlar aus in Bewegung gesetzt, aber nicht lahnab-, sondern lahnaufwärts nach Gießen und Marburg,

Digitized by Google

um gegen Hannover und Kurheſſen zu operiren. Das Ganze war alſo blinder Lärm; und die naſſauiſche Brigade, welche geneigt ſchien, bei Flörsheim auf das linke Ufer des Mains überzuſetzen, kehrte in ihre Standquartiere auf dem rechten Main- und Rheinufer zurück. Das war der erſte Akt.

Ein paar Tage ſpäter verbreitete ſich hier die Nachricht, die Preußen hätten Oberlahnſtein beſetzt. Damit verhielt es ſich ſo: In Lahnſtein verweilte ein preußiſcher Officier in einer Weinſtube und verkehrte dort mit den einheimiſchen Gäſten in einer dieſen nicht ſonderlich zuſagenden Weiſe. Die letzteren beſchloſſen daher, „dem Preußen einen Schabernack anzuthun“. Sie wußten es ſehr geſchickt in Scene zu ſetzen, daß nach einiger Zeit mehre Leute in die Weinſtube ſtürzten, um die Botſchaft zu verkündigen, im oberen Ende des Ortes rückten Baiern ein. Der preußiſche Officier eilte nach dem benachbarten Coblenz, um dort Meldung zu machen. Alsbald ging eine preußiſche Truppenabtheilung zur Recognoscirung nach Lahnſtein ab; da ſie aber dort ſtatt der feindlichen Bayern nur freundliche Zechbrüder fand, ſo ging ſie zurück. Man ſchien beiderſeits einverſtanden, das Ganze als einen Uebungsmarſch der Feſtungsgarniſon auf der ihr zuſtehenden Etappenſtraße zu betrachten. Alſo auch darum keine Feindſchaft! Das war der zweite Akt.

Am vorigen Mittwoch oder Donnerſtag fand der dritte Akt ſtatt. Wir haben in der Nähe von Ehrenbreitſtein, aufwärts auf dem rechten Rheinufer, eine „naſſauiſche Landesfeſtung“ Maxburg. Sie iſt ein altes baufälliges Neſt, maleriſch auf einem ſchönen rebenumkränzten Hügel gelegen. Ein alter quiescirter Hauptmann verzehrt dort ſeinen Ruhegehalt,

Digitized by Google

den er durch langjährige Dienste in Ehren verdient hat. Er führt den Titel „Festungscommandant". Dieser Umstand, sowie der, daß zuweilen Jemand dort Festungsstrafe absitzt, — wie noch kürzlich der wegen eines für den Gegner tödtlichen Duells verurtheilte Hauptmann Vogler, dem übrigens der größere Theil seiner Strafzeit erlassen wurde —, diese zwei Umstände also, nämlich der Titel Festungscommandant und die Verbüßung von Festungsstrafe, rechtfertigen es vielleicht, daß man das Ding eine „Festung" nannte. Sonstige Gründe dafür liegen gewiß nicht vor. Die ganze Besatzung besteht dermalen erstens aus dem alten Commandanten, zweitens seinem ebenso alten „Burschen", drittens aus einer dito Köchin, viertens seinem Hahn und sieben Hühnern. Die Preußen schienen jedoch anders berichtet gewesen zu sein. Denn am vorigen Donnerstag pochte ein preußischer Hauptmann, begleitet von einer Abtheilung Soldaten, an die Pforten der Festung und begehrte Einlaß. Der Commandant hatte den Feind den Berg heraufkommen sehen und das Thor verrammelt. Da er aber in der Burg keinen Succurs hatte, so rief er die friedfertigen Winzer, welche an dem Bergabhange mit dem Heften der im Blühen begriffenen Reben beschäftigt waren, um Beistand an. Die Winzer setzten sich auch alsbald in rasche Bewegung, aber sie marschirten nicht den Berg hinauf, sondern sie eilten, wie Matthisson von seinem müden Landmann sagt,

„— der süßen Ruh
Ihrer heimathlichen Hütten zu."

Da nun der Commandant von seinen Landsleuten im Stiche gelassen wurde und wohl einsah, daß er mit seiner Köchin, dem Hahn und den sieben Hühnern die Festung gegen

Digitized by Google

die drohende Uebermacht nicht halten konnte, so wich er, natürlich nur unter feierlichem Proteſt, der Gewalt, und die Preußen rückten ein: Dieſe ſchritten alsbald zu einer genauen Aufnahme des ſämmtlichen vorhandenen Kriegsmaterials, als welches beſtand: in einer geringen Quantität wirklichen Pulvers, ſowie in einigen alten Kanonen, welche aus der Schlacht von Waterloo (1815) ſtammen und nur noch zu Salutſchüſſen gebraucht werden, womit man

„So wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt,"

und wenn ſie demnächſt auch dazu nicht mehr dienen können, dem Muſeum der Alterthümer werden einverleibt werden. In Anbetracht dieſer Umſtände zog ſich der Hauptmann, nachdem er alles das genau feſtgeſtellt hatte, aus der Feſtung zurück und marſchirte gen Coblenz. Das war der dritte Akt.

Da ich Weiteres nicht zu melden habe, ſo bitte ich zum Schluſſe den geneigten Leſer um Verzeihung, wenn zuweilen in dieſen Zeilen etwas auftaucht, das ausſieht wie Laune. Ich kann verſichern, daß ich das ſchwere Verhängniß dieſer ſchickſalsvollen Zeit ſo tief empfinde, wie einer; aber dennoch würde ich mich aufrichtig freuen, wenn die harmloſen Kriegs-Plaudereien eines Friedfertigen nicht nur mir, ſondern auch Ihnen und dem geneigten Leſer des Kummers Wolke auf ein Stündchen von der Stirn ſcherzten, ohne daß dabei die Wahrheit gelitten. Denn ich war beſtrebt, nur die Wahrheit zu ſagen. Auch die ganze Wahrheit? Lieber Leſer, in Kriegszeiten pflegte Till Eulenſpiegel, welcher deren erlebt hat, zu ſagen: Wer die ganze Wahrheit geigt, dem ſchlägt man den Fidelbogen ums Maul.

Digitized by Google

Zweiter Brief.

Wiesbaden, den 9. Juli 1866.

Seit ich Ihnen meinen Kriegsbrief aus Naſſau ſchrieb, — ſeit dem 24. Juni — ſind 14 Tage verfloſſen, während deren wir in und für Deutſchland mehr erlebt haben, als ſonſt in einem halben Jahrhundert. Wir freilich, in unſerer Iſolirung, erfahren das, was draußen in der Welt vorgeht, gar nicht oder falſch. Wir bekommen keine Zeitungen, als die Frankfurter, die man von Oeſterreich aus anlügt. Erlauben Sie mir, daß ich den Faden wieder aufnehme, da wo ich ihn vor vierzehn Tagen fallen ließ, und daß ich fortfahre in meiner Darſtellung, welche nicht eine Kriegsgeſchichte ſein will, ſondern ein kleiner Beitrag zur Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft im weſtlichen Deutſchland, wie ſie ſich verhielt während der Zeit, in welcher der Krieg mit eiſernen Sohlen auf ihr herumtrampelte.

Vor vierzehn Tagen hatten wir hier noch keinen Krieg. Wir waren in jenem Uebergangsſtadium, von welchem Tegnér in ſeiner Frithjoſſage ſingt:

„Mittnachtsſonn' auf den Bergen lag,
Blutroth anzuſchauen,
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein finſt'res Grauen.

Jetzt ſind wir bereits mitten im Krieg. Leider im traurigſten Sinne des Wortes. Wir haben das Elend des Krieges, ohne den leiſeſten Schimmer irgend einer der günſtigen Möglichkeiten, welche den Krieg zu begleiten und ſeine Laſten zu erleichtern pflegen. Wir ſehen am Beginn der Campagne ſchon das Ende, und dieſes Ende zeigt uns jetzt ſchon

Digitized by Google

mit vollster Deutlichkeit die schimpfliche Auflösung der Bundestagsarmee, in deren Lexicon das Wort „Sieg" gar nicht geschrieben steht.

Ich habe die nachfolgenden Blätter im Laufe der letzten zwei Wochen, wie es Tag und Stunde gab, flüchtig skizzirt, mit dem Vorbehalt, sie demnächst zu einem gegliederten Ganzen zu verarbeiten und Ihnen dann zu schicken. Allein ich kann zu einer Stimmung, wie sie zur Sammlung, Sichtung und Umarbeitung gehört, nicht gelangen. Wie man auf See jede Bewegung des Schiffes mitmachen muß, so geht einem in dieser verhängnißvollen Zeit jeder Ruck und jeder Druck und jede Schwingung der weltgeschichtlichen Entwickelung mitten durchs Herz. Da redigire denn einmal Einer, wenn er so geschaukelt, gerüttelt und geschüttelt wird. Ich schicke Ihnen daher mein Brouillon, wie es ist, oder, wie der rheingauer Winzer sagt, wenn er im Herbst seinen Wein gleich schon von der Kelter weg verkauft, — „mit Dreck und Speck!" Habe ich doch aus Ihren „Bildern aus dem Leben des deutschen Volks" *) gelernt, daß solche Aufzeichnungen aus bewegten und interessanten Zeiten für spätere Geschlechter und namentlich für den aufmerksamen und sorglichen Kulturhistoriker, selbst dann Werth haben, wenn der Stil unbeholfen und die Darstellung fragmentarisch ist, vorausgesetzt, daß es nur an Wahrheitsliebe und etwas Beobachtungsgabe nicht fehlt.

Außerdem aber halte ich es auch für eine Pflicht, das, was ich in stürmischer Zeit während mühsam erkargter Stun-

*) Die Briefe waren an Gustav Freytag gerichtet.

Digitized by Google

den sine ira et studio niedergeschrieben, der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Denn es gilt hier Zeugniß abzulegen für die Wahrheit, welche während der letzten sechs Wochen von der Presse in Süddeutschland, mit oder ohne Absicht auf das Gröblichste verletzt worden ist, so daß unsere Landsleute im Norden, glauben mußten, wir seien über Nacht alle entweder toll oder schlecht geworden. Es gilt zu wachen, daß nicht von perfiden oder unüberlegten Händen der Riß, soweit er schon vorhanden oder nicht mehr zu vermeiden sein sollte, künstlich erweitert werde, daß die Mainlinie, wenn sie auch politisch gezogen wird, nicht mitten durch das gesammte deutsche Fühlen und Denken, nicht mitten durch deutsche Kultur, Civilisation und Nationalbewußtsein zerreißend und vernichtend hindurchschneide. Das zu hindern ist vor Allem unsere, der Mitteldeutschen, Sache, die, süddeutsch von Race, Mundart und Herzen, von den Norddeutschen Einiges gelernt haben und Einiges an ihnen sogar bewundern, nämlich den kategorischen Imperativ, den ihnen der Königsberger Philosoph in das Herz gepflanzt, und die stramme Manneszucht, die staatenbildende Kraft, welche der alte Fritz und das glorreiche Jahr Dreizehn sie gelehrt haben. Möge der Krieg ausgehen, wie er will, wir können uns der Hoffnung nicht entschlagen, daß niemals dauernd das Hunnenthum über den Germanismus, die Barbarei über die Kultur, das Mittelalter und die Vergangenheit über die moderne Welt und die Zukunft siegen werden; und da heutzutage die Kriege nicht mehr dreißig Jahre dauern, so wird die jetztlebende Generation demnächst und hoffentlich recht bald, wenn sich die Stürme des Krieges verzogen, die Mission haben, die Aufgabe, welche dem deut-

Digitized by Google

ſchen Genius geſteckt iſt, an derjenigen Stelle ihrer wiſſenſchaftlichen, wirthſchaftlichen, bürgerlichen Seite wieder aufzunehmen, an welcher ſie durch den Krieg unterbrochen worden iſt. Daß die gemeinſame Löſung dieſer Aufgabe nicht vereitelt werde durch die Leiden des Krieges und durch gewiſſenloſe Umtriebe, welche das Herz des Volkes vergiften und ſeinen Verſtand umnebeln wollen, durch Umtriebe, die weit ſchlimmer ſind, als die Leiden des Krieges, dafür will auch ich zu wirken verſuchen, ſo viel die ſchwachen Kräfte eines Einzelnen vermögen. Ich ſchicke aus einem Lande, wo gegenwärtig die nationale Preſſe ſchweigt, und die antinationale tobt, Ihnen dieſe anſpruchsloſen Blätter in der Hoffnung, daß ſie einen Beitrag zu dem Geſammtbilde liefern werden, welches von dem Sommer 1866 zu entwerfen, einer ſpäteren Zeit vorbehalten bleibt.

Wir wollen nicht klagen wegen der Opfer, die wir bringen müſſen, vorausgeſetzt, daß ſie, wenn auch nur indirect, für die Einheit Deutſchlands gebracht werden.

Wir wollen nicht zürnen, wenn wir alten ſüdlichen Volksſtämme Deutſchlands auf eine Zeit lang — und ſei es auch auf eine lange Zeit — zum Wohle des Geſammtvaterlandes etwas zurücktreten müſſen, um einem jüngeren und friſcheren nordiſchen Stamme Platz zu machen, der ſich aus den geſundeſten Elementen der alten Stämme gebildet und rekrutirt hat, ſei es auch mit Beimiſchung von etwas ſlaviſchem Blut; einem Stamm, deſſen Grundbeſtandtheil niederſächſiſch iſt, der ſich aber der Einwanderung aus

Digitized by Google

Schwaben, Franken, Bayern, Westphalen und Thüringen stets offen gehalten und der sich seine Dynastie geholt hat aus dem Schwabenlande, wo nicht nur der Hohenstaufen steht, sondern auch die Burg Hohenzollern.

Wir Franken und Schwaben sind schon doppelt so lange Zeit auf der Bühne, welche man die Weltgeschichte nennt, beschäftigt. Gönnen wir uns deshalb eine kleine Erholungspause. Wir haben viel gelitten in den engen Kanzleien, Kasernen und Kirchen, in der weltlichen und geistlichen Kleinstaaterei; wir bedürfen ein frisches und kräftiges Seebad. Wir finden's im Norden.

Die Kaiserkrone hat ja schon auf fränkischen, auf schwäbischen, auf sächsischen, auf bayrischen, auf lothringischen und sogar auf luxemburgischen Häuptern geruht, warum nicht auch auf einem preußischen? Warum, wenn die älteren Söhne nicht können oder wollen, warum soll die hehre Mutter Germania nicht auch einmal ihren jüngsten Sohn zum Major Domus ernennen? Ist er doch ein schmucker, strammer, flinker und tapferer Junge, so recht was man einen „hoffnungsvollen und Alles für sich einnehmenden jungen Mann" nennt!

Also „darum keine Feindschaft". Am lebenden Borne der deutschen Nation müssen die Eimer der einzelnen Stämme auf- und niedersteigen. Mag denn meinetwegen der bayrisch-fränkisch-schwäbische Eimer sinken, während der preußische steigt, wenn dabei nur Deutschland siegt über das Ausland, die Kultur siegt über die Barbarei, die Einheit über die Zerrissenheit und das Vaterland über seine inneren und äußeren Feinde. Dann immerhin vorwärts! „Ablösung!" — — —.. Ich schicke das voraus, um mich bei Ihnen zu

Digitized by Google

legitimiren als guter Deutscher. Nachdem ich aber das gethan, gestatten Sie mir, im nächsten Augenblick einen recht tiefen und gründlichen Seufzer auszustoßen, einen specifisch nassauisch-partikularistischen Stoßseufzer über das Unglück, in welches mein schönes Ländchen, das man wegen seiner reizenden Fülle natürlicher Pracht und Gesundheit lieben muß, auch wenn man nicht, wie ich, das Glück hat, hier geboren zu sein, gebracht worden ist durch die verblendete habsburgische Politik seiner Regierung.

Wir waren wirthschaftlich ziemlich gut daran vor dem Kriege. Nach schweren Kämpfen war der Zollverein erneuert und verbessert wieder auferstanden. Die Weinübergangsabgabe war weggefallen. Infolge dessen stieg der Export unserer deutschen Weine nach dem deutschen Norden. Mit dem Export stiegen die Preise und die Nachfrage. Wir und unsere Nachbarn, die Preußen, tauschten immer eifriger Kohlen und Erze gegeneinander aus, natürlich zu beiderseitigem Vortheil. Unsere beiderseitigen Eisenbahnen arbeiteten einander in die Hände, indem sie sich ergänzten und in die Arbeit theilten. Unsere Staatsbahn fing an zu rentiren, und damit fiel uns ein schwerer Stein vom Herzen. Die Regierung hatte nämlich 1852 die Concession zur Erbauung von Eisenbahnen an dem Rhein und in den sonstigen Flußthälern des Landes aus unbekannten oder nur zu bekannten Gründen in die Hände einer unsoliden und bankerotten Gesellschaft gegeben und jede Kautel und Garantie verabsäumt. Die Gesellschaft begann die Bahnen zu bauen und ließ sie dann ins Stocken kommen. Sie hatte keine Mittel mehr. Die Regierung wollte ihr Staatsgelder vorschießen. Allein die Landstände weigerten

Digitized by Google

ſich, darauf einzugehen, weil man keine Garantie für die richtige Verwendung habe. Auf der andern Seite aber drohete die Gefahr, daß der Eiſenbahnbau ganz eingeſtellt werde und wir von unſeren Nachbarn, die eifrig damit vorgingen, überflügelt würden. Da thaten die Landſtände einen „kühnen Griff", der beſſer ausſchlug, als der des Herrn von Gagern. Sie votirten 34 Millionen Gulden, um ſämmtliche Bahnen ſofort auf Rechnung des Staates zu bauen. 34 Millionen auf achtzig Quadratmeilen und 460,000 Menſchen, — das iſt viel. Aber es gerieth. Unſere Naturſchätze, namentlich in der Mitte des Landes, da

„Wo traut die Lahn den Wieſengrund,
Den Fuß der Wälder küßt,
Wo in der Berge Zauberrund
Das Erze leuchtend ſprießt",

belebten die Bahn und nach wenigen Jahren rentirte ſie ſchon beinahe drei vom Hundert. Wir waren beinahe gerettet aus dem Riſico, das wir mit ſchwerem Herzen, wenn auch mit ruhiger Entſchloſſenheit, eingegangen waren. Da kommt der Krieg; und das Erſte, was er thut, iſt die Ausſchließung Naſſaus aus dem Zollverein und die Zerſtörung unſeres Eiſenbahnbetriebes. Jedes dieſer Unglücke koſtet uns täglich Tauſende; und während das Volk Tauſende täglich an ſeinen Einnahmen einbüßt, ſoll es über die gewohnten Laſten hinaus täglich Tauſende mehr zahlen für einen Krieg an der Seite Oeſterreichs, von welchem die Mehrheit nichts wiſſen will, und der, wenn wir ſiegen, uns in den öſterreichiſchen Bankerott verwickelt und das Zollbündniß mit Preußen auflöst, ſo daß der Sieg Schlimmeres in ſich birgt, als die Niederlage.

Digitized by Google

Der Zollverein, das einzige real-nationale Band, das uns bisher vereinigt, gedieh deshalb so gut, weil er einheitlich national, oder um es deutlich zu sagen: weil Oesterreich nicht darinnen und deshalb der Dualismus draußen geblieben war. Aber gerade deshalb war er für Oesterreich und dessen Verbündete ein Dorn im Auge. Deshalb hieß es: Entweder — oder. Entweder Oesterreich hinein — oder Würtemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt, Nassau u. s. w. hinaus. Deshalb wurden die Coalitionen von Darmstadt, Würzburg, Bamberg, München geschmiedet, sobald es sich um Reconstituirung des Vereins handelte; deshalb donnerten auf dem Münchener „deutschen Handelstag" 1862 die verblendeten Bayern selbst während des Festbanketts, unter den Klängen des Radetzkymarsches, den man im großdeutsch-handelspolitischen Kriegstaumel sich geflissentlich bestellt hatte (Handelstag und Radetzkymarsch!), gegen die westeuropäischen Handelsverträge; deshalb schrie der große Schutzzollagitator Hofrath von Kerstorf aus Augsburg: „Lieber zehn Zollvereine gesprengt, als ein Haarbreit von der bayerischen Souveränetät geopfert!" Das Werk der Zerstörung gelang damals nicht. Die Renitenten, welche behaupteten, „Oesterreich habe sie im Stich gelassen", krochen alle vor dem 1. October 1864, der von Preußen gesetzten letzten Frist, wieder unter; sie konnten des schirmenden Daches nicht entrathen.

Jetzt scheint das Werk der Zerstörung beinahe gelungen. Sobald die südwestdeutschen Regierungen, zur Bundestagsarmee vereinigt, preußisches Gebiet (Wetzlar) angegriffen hatten, erschien eine offizielle Bekanntmachung des preußischen Finanzministers, dahin lautend, daß durch den Ausbruch des Krieges

Digitized by Google

nach den bestehenden völkerrechtlichen Grundsätzen die Zollvereinsverträge außer Wirksamkeit gesetzt seien, und daß von der weiteren Entwickelung der Ereignisse die Gestaltung der wirthschaftlichen und handelspolitischen Beziehungen zu den süddeutschen Staaten abhänge, welche die Bundestagsarmee gegen Preußen ins Feld gestellt haben. Bayern soll einen Versuch bei Preußen gemacht haben, „ob nicht der Zollverein unter gewissen Modalitäten auch während des Krieges fortdauern könne". Der Versuch mißlang. Die Antwort war: Wer das Schwert zieht, soll die Scheide wegwerfen; man kann nicht Feind und Freund, Widersacher und Bundesgenosse zugleich sein; der Zollverein ist der Friede, der verhängnißvolle Beschluß vom 14. Juni ist der Krieg; wer den Krieg ankündigt, kündigt den Zollverein auf.

Bayern lud darauf im Juni Zoll- und Steuerbeamte der im Rumpfbundestag vereinigten Zollvereinsregierungen zu einer Conferenz nach München ein, damit diese Delegirten beriethen, was unter so bewandten Umständen zu thun sei. Es war eine sehr rathlose Versammlung. Sie ging unverrichteter Dinge nach Hause. Sie wußte nur, daß das sehr schlimm, aber nicht, wie zu helfen sei. An den Zollverein, an das Wirthschaftsleben, daran, daß die Leute essen und trinken, wohnen und sich kleiden wollen und deshalb auch arbeiten und absetzen, importiren und exportiren müssen, scheinen die Staatsweisen der südwestdeutschen Gruppe gar nicht gedacht zu haben, als sie sich kopfüber in den Krieg für Oesterreich stürzten. „Ich habe kein Brod für mich und die Meinigen", klagte der Dorfschulmeister. „I, so essen Sie doch Kuchen", erwiederte der dicke Consistorialrath. In dem vor-

Digitized by Google

liegenden Falle bleibt es indeß keineswegs bei den Leiden des Volkes, bei dem „Plectuntur Achivi“, sondern die „Reges“, d. h. die Regierungen bekommen doch auch etwas dabei ab. Preußen hat, ausgehend von der richtigen Voraussetzung, daß die Verträge durch den Krieg — natürlich unbeschadet der Möglichkeit, sie nach Beendigung des Krieges zu erneuern oder wieder aufzunehmen, was um so leichter sein wird, je schneller der Krieg zu Ende geht — vorerst aufgehoben sind, diejenigen Zahlungen, welche es aus der gemeinschaftlichen Zollkasse an die Regierungen zu leisten hat, welche mit ihm im Kriege sind, eingestellt. Dies trifft am härtesten Bayern, Würtemberg und Hessen-Darmstadt, welche in die Zollkasse viel weniger einzahlen, als sie alljährlich daraus erhalten. Nehmen wir als Beispiel das Jahr 1864, das so ziemlich normale Verhältnisse zeigt. Für dieses Jahr sind von den Mehreinnahmen, die durch Preußen, Sachsen, Braunschweig u. s. w. erzielt wurden, an die Südstaaten herausbezahlt worden:

1) an Bayern . . .	1,701,163	Thlr.
2) an Würtemberg . .	541,783	„
3) an Hessen-Darmstadt	5,570	„
	2,248,516	Thlr.

Im Durchschnitt erhielten diese Regierungen nach den bisherigen Zollvereinsverträgen jährlich drei bis vier Millionen Gulden mehr, als ihnen nach ihrer realen Consumtion und nach den Zöllen, die ihre eigenen Unterthanen entrichten, zukam. Der Kopf der Bevölkerung in Nord- und Mitteldeutschland, d. h. in den dort gelegenen Zollvereinsländern, zahlt durchschnittlich per Jahr in die Zollkasse 0,792 Thlr., der Kopf in den Südstaaten nur 0,456 Thlr. Der Consum

Digitized by Google

zollpflichtiger Gegenstände ist sonach im Norden 42 Procent stärker. Obgleich also der Norden weit stärkere Lasten trägt, nimmt der Süden in gleichem Maße wie der Norden an den Einnahmen Theil. Auf den Kopf im Süden wird aus der Kasse eben so viel bezahlt, wie auf den Kopf im Norden. Daraus mag man abnehmen, was es heißen will, wenn die Redner der Volksvereine im Schwabenlande, welche gute Declamatoren und noch bessere Agitatoren, aber schlechte Politiker und noch schlechtere Volkswirthe sind, schreien: „Der Norden kann den Süden so wenig entbehren, als der Süden den Norden." Nur in Betreff der Eisenproduction hat dies einige Berechtigung, im Uebrigen aber ist es Schwindel. Wir wollen einmal sehen, wie es uns geht, wenn wir, wo Gott für sei, durch den Krieg definitiv aus dem Zollverein mit Preußen hinausgeworfen werden. „Wir werden nach Oesterreich exportiren!" Herrlich, aber werden wir auch Geld dafür bekommen? Und werden wir, bei dem ewigen Schwanken der Valuta, auch wissen, wie viel? Und wirkt nicht die Valutaschwankung Oesterreichs uns gegenüber wie ein Schutzzoll und eine Ausfuhrprämie zugleich? Und wo bleiben unsere Zollrevenüen, die unser Staatsbudget nicht entbehren kann? „Oesterreich wird uns unsere Zollrevenüen in ihrer bisherigen Höhe garantiren!" Vortrefflich — aber wer garantirt uns Oesterreich?

Ich sehe in dieser Richtung nichts als ein uferloses Chaos.

Die einzige Hoffnung ist: Sieg Preußens, und baldiger Sieg Preußens.

Dann wird wohl der Zollverein erneuert, auf kürzeste Kündigungsfrist, damit durch Androhung oder Anwendung

Digitized by Google

der Kündigung die Reformen unweigerlich vollstreckt werden, welche bisher daran scheiterten, daß ein Einzelner den einstimmigen Beschluß aller Uebrigen durch seine Einsprache vernichten konnte. Grade dieses Veto muß zuerst beseitigt, und die Führung, welche Preußen bisher nur gleichsam bittweise und heimlich (clam et precario) übte, muß ihm offen und ehrlich verfassungsmäßig übertragen werden. Jeder Mißbrauch derselben wird durch eine nationale Volksrepräsentation unmöglich gemacht werden. Neben der Reform der Verfassung steht die des Tarifs und die der Art der Vertheilung der Revenüen. Bei der letztgenannten Reform werden Würtemberg, Bayern und Hessen-Darmstadt die Züchtigung erhalten, die sie durch ihr illoyales Frondiren seit 1852 bis jetzt so vollauf verdient haben, um so mehr, als das Verschulden nicht blos die austrophilen Regierungen, sondern — wenigstens in den beiden erstgenannten Ländern — auch den größeren Theil der zur tollsten Schutzzöllnerei aufgestachelten Industriellen trifft. Sobald aber der beabsichtigte norddeutsche Bund definitiv constituirt ist, ist in ihm politische und wirthschaftliche Einheit identisch; er hat dann keinen Zollverein mehr nöthig; und an die externen Zollvereinsmitglieder wird die Frage herantreten: Entweder — Oder! Entweder ganz herein, oder ganz hinaus!

Doch warten wir mit alledem, bis wir — hoffentlich bald — wieder Frieden haben. Einstweilen haben wir Krieg.

Also sprechen wir von der Gegenwart, d. h. von dem Krieg!

Allmählig beginnt der Schleier zu reißen, welcher sich bisher so geheimnißvoll über die Bundestagsarmee lagerte.

Digitized by Google

Man fragt: „Was macht diese Armee?“ Antwort: „Nichts.“ Gegenfrage: „Warum macht sie nichts?“ — Und nun schwirren die Beschuldigungen hinüber und herüber, wie denn überhaupt nach einer Niederlage stets einer dem andern die Schuld in die Schuhe zu schieben sucht, und der Ruf „Verrath!“, meist ohne Grund, erschallt.

Man fragt: Wer ist denn eigentlich nun noch der „Bund“? Und diese Frage ist schwer zu beantworten.

Wir zählten bis zum 14. Juni 33 Bundesglieder. Seitdem begann die Trennung. Von den bisherigen 33 sind 20, also die große Mehrzahl, heute in Frankfurt nicht mehr vertreten. Der Rumpfbund besteht nur aus 13 Mitgliedern — ominöse Zahl! Es sind dies: Oesterreich, Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hannover, Hessen-Darmstadt, Meiningen, Kurhessen, Nassau, Baden, Liechtenstein, Frankfurt und Reuß ältere Linie.

Um den Bundestag gruppirt sich die „Bundesarmee“. In derselben fehlen von den obigen 13: Oesterreich (mit Ausnahme einer Brigade), Hannover und Sachsen, weil sie anderweitig beschäftigt sind. Ferner: Liechtenstein und Reuß, weil's wohl nicht der Mühe werth ist. (Nachträglich höre ich, daß der liechtensteinsche Bundestagsgesandte in der Bundesversammlung mit Emphase angezeigt hat, auch sein hoher Auftraggeber und Herr habe seine Armee mobil gemacht; dieselbe wird von einem Lieutenant commandirt; ein Bergsturz von der Dimension des bekannten Goldauer würde das ganze Fürstenthum verschütten.) Endlich Frankfurt, das es sich leider so sehr angelegen sein ließ, das Feuer des Bürgerkrieges zu schüren, und mit großem Erfolg bestrebt war, im Südwesten

Digitized by Google

Deutschlands die Gemüther zu vergiften und die Köpfe zu verwirren.

Während in Frankfurt edle Herzen schlagen, die uns zumuthen, der Unsrigen Gut und Blut zu opfern nur zu dem Zwecke, daß ihre österreichischen Papiere um einige Procente steigen und die Coupons zur Verfallzeit voll eingelöst werden; während die Frankfurter Presse (welche Producte erzeugte, die an raffinirter Schlechtigkeit und bestialischem Blutdurst die dunkelrothesten Schmutzblätter von 1848 weit hinter sich zurücklassen, und welchen gegenüber Marat's „Ami du peuple" von 1792 und 1793 sich wie ein feingebildeter und wohlwollender Gentleman darstellt) Jeden, der sich nicht blindlings für Oesterreich auf die Schlachtbank wollte schleppen lassen, Jeden, dem die deutsche Kultur höher stand, als der halbrohe Völkermischmasch im Südosten, Jeden, der zur Vernunft und Besonnenheit mahnte, einen „Verräther", einen „Bismarck" nannte und mit Strick, Standrecht, Guillotine und sonstigen Annehmlichkeiten bedrohte*), — hat man das Frankfurter Bataillon, obgleich dasselbe nur aus Söldlingen besteht, geworben aus dem werthlosesten Abfluß der Nachbarstaaten, weder complet noch mobil gemacht. Es zählt statt 1000 nur 300 Mann, und diese dreihundert sind keine Spartaner, sie befinden sich vielmehr im äußersten Zustande der Kriegsunbereitschaft. Frankfurt wird daher die Schale seines Zorns

*) Nur ein kleines Beispiel: In Betreff meiner eigenen Person rieth ein solches Blatt dringend, meine Mitbürger möchten mich in den Kochbrunnen zu Wiesbaden werfen und sich eine gute Fleischbrühe aus mir kochen; und in der That fehlte es damals bei einigen Exaltirten nicht am guten Willen hierzu.

Digitized by Google

nur in unsauberen Redeergüssen, aber nicht in Werken über Preußen ausschütten. In der Bundestagsarmee glänzt es durch seine Abwesenheit.

In letzterer finden wir also nur noch, außer einigen Bayern und einer italienisch-galizischen Brigade von Oesterreichern, die Contingente von Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Meiningen, dann die Kurhessen, deren Land fast ganz, und die Nassauer, deren Land zum großen Theil von Preußen occupirt ist, — endlich Baden, gegen welches ein tiefes Mißtrauen von Würtemberg und anderen gehegt, oder wenigstens affectirt wird.

Die Contingente von Weimar und Lippe waren zur Besatzung der Bundesfestung Mainz eingerückt. Ihre Regierungen gingen dabei von der durch Bayern genährten Voraussetzung aus, daß die Bundesfestungen während des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich eine Art von Neutralität beobachten, oder wenigstens weder österreichische noch preußische Truppen aufnehmen sollten. War eine solche Neutralität stipulirt, so ist sie alsbald von Bayern gebrochen worden. Denn Bayern hat durch seinen Bundesfestungs-Commandanten, einen Grafen Rechberg, der ein geborener Schwabe und ein Bruder des früheren österreichischen Ministers des Auswärtigen ist, alsbald die genannte österreichisch-italienische Brigade, welche bereits abmarschirt war, in die Mauern der Bundesfestung wieder aufgenommen. Darauf haben die Lipper und die Weimaraner den Gehorsam verweigert. Die letzteren sollen sogar auf der Hauptwache ein kräftiges Hoch auf den König von Preußen und den Grafen Bismarck ausgebracht haben. Man wollte sie anfangs nach dem Frankfurter Zei-

Digitized by Google

tungsrecept standrechtlich erschießen, besann sich aber doch eines Bessern und spedirte sie nach Ulm, wo sie einstweilen Vergleiche zwischen der harten alemannischen und der weichen thüringer Mundart anstellen können.

Das also ist die Bundestagsarmee, oder das „achte Bundesarmeecorps". Letztere Bezeichnung ist übrigens falsch. Denn nach der Bundeskriegsverfassung bilden allein die Contingente von Baden, Würtemberg und Hessen-Darmstadt das achte Armeecorps. Nassau und Kurhessen gehören nicht dazu, sondern bilden mit Sachsen und Luxemburg das neunte. Eben so wenig gehören Meiningen, Lippe und Weimar dazu. Also auch die „Allerbundestreuesten" haben sich über die Bundeskriegsverfassung und ihren eigenen Beschluß vom 14. Juni längst hinausgesetzt.

Diese Bundestagsarmee wird commandirt von dem Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, dem Bruder der gegenwärtigen Kaiserin von Rußland, vormals russischem, dann österreichischem, jetzt darmstädtischem General.*) Zur Charak-

*) Nachträglich: Prinz Alexander von Hessen, der es endlich müde wurde, sich von der süddeutschen Presse beschimpfen zu lassen und unter den Fehlern Anderer zu leiden, hat sein Schweigen gebrochen und sein Feldzugs-Journal veröffentlicht. Am Schlusse sagt er: „Mit sehr geringer Hoffnung und nur sehr ungern hatte ich dies Commando übernommen. — Das bei Beginn des Feldzugs ungefähr 45,000 Mann zählende Corps hatte nicht weniger als sechs oberste Kriegsherren, und fast eben so viel verschiedene Reglements, Signale, Artillerie-Systeme und ... politische Ziele! Seit 26 Jahren war das achte Bundesarmeecorps nicht mehr vereinigt worden. Die Generale kannten sich kaum gegenseitig; und Keiner von ihnen, mit alleiniger Ausnahme der österreichischen, hatte ja einen ernsten Feldzug mitgemacht. Die Truppen und ihre Führer sollten erst Angesichts eines einheitlich organisirten Gegners den Krieg erlernen und Soldaten werden. In dem buntscheckigen

Digitized by Google

teristik des Commandos führe ich vorerst nur an, daß, wie mir glaubhafte Frankfurter Bürger versicherten, man dort während dreier Tage absolut nicht wußte, wo das Hauptquartier war; selbst Officiere fragten überall vergeblich danach.

Neben dieser Bundestagsarmee steht östlich die bayerische Armee oder, um in der Sprache des Bundestags zu sprechen, das „siebente Bundesarmeecorps", welches bis jetzt Coburg, die Residenz des Herzogs Ernst, besetzt hatte, aber weder den Oesterreichern in Böhmen Beistand geleistet, noch auch den flüchtigen Hannoveranern die rettende Hand gereicht hat; letzteres deshalb nicht, weil, wie die officielle „Bayerische Zeitung" versichert, man nicht wußte, wo die Hannoveraner eigentlich steckten. Hier zu Lande wußte das zwar jeder aufmerksame Zeitungsleser. Aber in dem bayerischen Hauptquartier scheint das anders gewesen zu sein.

Hauptquartier befand sich kein einziger Mann meiner Wahl. Von dem Chef des Generalstabes bis herab zum letzten Lieutenant waren mir Alle octroyirt worden. Ich erfuhr ihre Namen erst, als sie ihr Amt antraten. Während die preußische Armee Holstein, Hannover, Kurhessen und Nassau ohne Schwertstreich eroberte, bemühte ich mich vergeblich, das achte Bundescorps zusammenzubringen; ja Einer der sechs Souveraine protestirte noch fortwährend gegen die Wahl des Corps-Commandanten. Erst am 9. Juli war das Armeecorps vollzählig." ... Der Prinz Alexander hat sich in dieser Schrift in vielen Stücken mit Erfolg gerechtfertigt. Nur Das bleibt auf ihm sitzen, daß er stets vorzugsweise oder auch nur das hessen-darmstädtische Territorium und das darmstädtische Interesse im Auge hatte, wie Prinz Karl das bayerische. Freilich war der Großherzog von Darmstadt sein oberster Kriegsherr; und die Anderen haben es nach Kräften Alle gerade so gemacht. Es hat also Keiner von dem Andern Etwas herauszubegehren. Das ist ja eben der Fluch des Partikularismus, der sich diesmal an ihm selber bestraft hat.

Digitized by Google

Die gesammte Bundesarmee wird nominell commandirt durch den alten Prinzen Karl von Bayern, welchen die unter dem Namen „Bundestag" in Frankfurt versammelten Herren Gesandten, deren Zahl auf eine Handvoll zusammengeschmolzen, zum „Bundesoberfeldherrn" ernannt haben. Nach der Bundeskriegsverfassung müßte nun dieser Feldherr alle „bundestreuen" Contingente commandiren, — mit inbegriffen die österreichische Armee. Letztere commandirt er nun offenbar nicht. Vielmehr wollte sogar Benedek das Obercommando über den Prinzen Karl haben. Darüber gab es denn einen Etikettestreit zwischen dem „königlichen Prinzen von Geblüt" und dem „bürgerlichen Doctorskind", bei welchem die Frage der Subordination unausgetragen blieb und die Coordination und Cooperation der österreichischen und bayerischen Armee mindestens nicht befördert und erleichtert wurde.

Von der letzteren erzählt man die sonderbarsten Dinge. Ich will sie nicht alle hier wiedergeben, weil ich für deren Wahrheit nicht einstehen kann. Ich beschränke mich deshalb darauf, zu notiren, was geachtete Organe der bayerischen Presse, wie zum Beispiel die von dem Abgeordneten Brater geleitete „Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern" (Erlangen, Jakob) erzählen. Ein bayerischer Officier wurde zu einem andern Bataillon versetzt. Er wußte nicht und man sagte ihm nicht, wo dasselbe stand; er begab sich deshalb in das königlich bayerische Hauptquartier, um dessen Standort zu erfragen. Man sagte ihm dort, das wisse man selbst nicht; aber er möge sich doch einmal an das Depot seines Regiments wenden, vielleicht werde man es dort besser wissen. — Von dem Oberbefehlshaber Prinzen Karl behauptet man,

Digitized by Google

er empfange einen Officier nur dann, wenn er sich zuvor in Großgala geworfen habe, was beim Felddienst zuweilen seine Schwierigkeiten hat. Ende Juni wurde ein bayerisches Bataillon von Schweinfurt und Kissingen auf Brückenau dirigirt. Es fand dort Alles überfüllt und konnte kein Unterkommen finden. Infolge dessen wurde es wieder zurückcommandirt und langte, nachdem es einen Tag lang schwer beladen in schwüler Luft und strömendem Regen marschirt war, Abends todtmüde in der Nähe des Orts wieder an, von welchem es am Morgen früh ausmarschirt war. „Der Soldat muß sich fühlen können", heißt es in Wallenstein's Lager.

Die Wiener Blätter und noch mehr die Frankfurter, welche letztere allemal, wenn man in Wien einen Purzelbaum macht, es für ihre Pflicht und Schuldigkeit halten, drei Räder zu schlagen, um nicht, wie es im Jargon der Trabert'schen Circusversammlung heißt, „des Verdachts von Feigheit und Verrath" verdächtig zu werden, begeifern die bayerische Armee (das siebente Bundesarmeecorps) wegen ihrer Unthätigkeit. Wir wissen nicht, worin letztere ihren Grund hat. Schwerlich in „Verrath". Ganz gewiß nicht darin, daß, wie ultramontane Blättlein hämisch insinuiren, der Freiherr von der Pfordten in München mit dem tapfern, aber unglücklichen Benedek das Schicksal und das Verbrechen theilt, protestantischer Confession zu sein. Ich weiß nicht, was die protestantische Kirche von Freiherrn von der Pfordten denkt, aber ich vermuthe, sie wäre, wenn sie darum angegangen würde, gerne bereit, ihn um ein Billiges abzutreten. Die officielle Bayerische Zeitung antwortet auf jene Beschuldigungen mit Gegenbeschuldigungen. Sie sagt, die bayerische Armee

Digitized by Google

sei nur deshalb zur Unthätigkeit, zu ihrem eigenen größten Verdrusse, verurtheilt, weil sich die Triasarmee (die Bundestagsarmee) oder das achte Bundesarmeecorps, cum partibus annexis, im Zustande vollkommenster Kriegsunbereitschaft befinde. Wer nur ein wenig zum Pessimismus inclinirt, möchte bereit sein, nicht nur der Beschuldigung, sondern auch der Gegenbeschuldigung halbwegs Glauben zu schenken, namentlich nach dem, was man in Wiesbaden, Darmstadt, Mainz und Frankfurt hört und sieht.

An allen diesen Orten sieht es sehr kriegerisch, aber noch viel mehr unordentlich aus. Sie starren von Waffen, aber es fehlt das gemeinsame Band. Viel Leute, aber wenig Menschen, viele Soldaten, aber keine Armee. Es fehlt eben jener wesentliche Umstand, daß kein Wachtmeister da ist, der wie jener in „Wallenstein's Lager", mit Recht und in Wahrheit sagen kann:

„Nun, und wer merkt uns das wohl an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammengeschneit und geblasen worden?
Seh'n wir nicht aus, wie aus einem Span?
Steh'n wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammengeleimt und gegossen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?"

Diese Worte Schiller's mögen immerhin noch auf die tapfere österreichische Armee passen, die sich vieles von dem kosmopolitisch-demokratischen Landsknechtscharakter der Wallensteiner (sowohl an bösen, als auch an guten Eigenschaften) bewahrt hat. Auf die Bundestagsarmee passen sie gar nicht; — und leider ist das nur zu erklärlich. Der alte Napoleon wußte die Contingente der Rheinbundstaaten mit

Digitized by Google

seiner großen Armee zu einem einheitlichen, untheilbaren taktischen Körper zusammenzuschweißen. Er entfernte sie weit aus ihrer Heimath, schleppte sie nach Spanien und nach Rußland und schnitt die Verbindung zwischen ihnen und ihrem einheimischen „obersten Kriegsherrn" ab, dessen Protector und militärischer Vorgesetzter er ja ohnedies war. Der große Soldatenkaiser ernannte und beförderte die Officiere dieser Contingente auf dem Schlachtfelde. Dem „souveränen" Rheinbundsfürsten lag es dann ob, diese kaiserlichen Verfügungen durch die Militärkanzlei zu Hause fein säuberlich in die landesübliche Patentform zu gießen, zu unterschreiben und dann registriren zu lassen.

Anders bei der Bundestagsarmee in und um Frankfurt a. M.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß der Bundestag zu den Werken des Krieges noch etwas unfähiger ist, als zu den Werken des Friedens, und daß die Bundeskriegsverfassung nichts taugt, — es wäre der Beweis hier, an dieser Bundestagsarmee, deren Tage wahrscheinlich gezählt sind, so voll erbracht, daß ihn ein Blinder mit den Händen greifen kann.

Seht, da liegt es, das Ungeheuer, statt mit Schuppen, mit Bajonetten gepanzert; es gleicht an Unbeweglichkeit der Boa Constrictor, die einen Ochsen verschlungen hat. Es regt sich nicht. Es scheint kein rechter Zusammenhang mehr zwischen Haupt und Gliedern zu sein. Die letzteren machen Bewegungen, zuckende, kurze, schwerfällige, tastende, welche kaum noch von der centralen Cerebralsubstanz auszugehen scheinen. Hier schiebt sich einmal ein Fuß nach Bingen-

Digitized by Google

Rüdesheim, dort einer nach Fulda, hier wieder einer nach Wetzlar vor, aber um sich alsbald wieder zurückzuziehen. Polypenarme! Fast mehr vegetative als animalische Bewegung. Oder, um mit Napoleon dem Ersten zu sprechen: ordre, contre-ordre, désordre.

Fürwahr, dieser tapfere Prinz Alexander ist nicht zu beneiden um das in seine Hände gelegte Commando. Wir vermuthen, daß es ihm bei dem Kanonendonner von Magenta vielleicht noch etwas wohler zu Muthe war, als in diesem Capua, diesem Frankfurt. Seine Armee gehört vier oder fünf obersten Kriegsherren an, die dicht dabeisitzen und ewig dreinreden. Er, der Prinz, kann natürlich seinen Mitfürsten nicht das Gehör verweigern. Wenn Darmstadt kommt so trüb und bleich, und verlangt Schutz für den Rochusberg bei Bingen, er muß ihn geben. Wenn Nassau in ängstlicher Sorge für Kasse und Keller heute seine Soldaten, die es erst gestern zur Bundestagsarmee hat stoßen lassen, zurückverlangt, — kann er's verweigern? Und wenn einmal alle obersten Kriegsherren zur selbigen Zeit den nämlichen Einfall hätten, ihre Contingente zurückzuziehen, so bliebe nichts davon übrig als der Prinz, und auch er kann von seinem obersten Kriegsherrn und Großherzog abcommandirt werden. Denn sie Alle haben nicht dem deutschen Reich, sondern ein Jeder seinem speciellen Landesherrn den Fahneneid geleistet. Daneben hat der Prinz den Bundestag als Hofkriegsrath um sich. Er ist dessen Geschöpf, und der Bundestag seinerseits ist auch wieder keine constituirte ordentliche Behörde, worin jeder innerhalb seiner Competenz auf seine Verantwortung selbstständig handelt, sondern eine zusammenhanglose Conferenz von Abge-

Digitized by Google

ſandten, deren ein jeder eine Inſtruction hat (oder auch noch nicht hat, ſondern abwartet), aber keine Meinung. Es beginnt denn auch bereits dem Rumpfe des Bundestags in dem exponirten Frankfurt unheimlich zu werden und man ſagt, er wolle ſich nach Regensburg*) zurückziehen. In der That eine ſehr glückliche Idee; denn dieſe Stadt, in welcher der Biſchof mit gutem finanziellen Erfolg Bier braut und der feudale Poſtfürſt das Transportgewerbe als Monopol**) in der lucrativſten Weiſe ausbeutet, hat ihre mittelalterlichen Reminiscenzen mit Zähigkeit feſtgehalten. Da ſtehen noch die feſten mittelalterlichen Thürme an und in den Häuſern, namentlich auch an jenem Gaſthauſe „zum Kreuz", wo Karl der Fünfte wohnte und mit der Wirthin Töchterlein ſeinen Heldenſohn Don Juan d'Auſtria zeugte. Im Rathhaus finden ſich noch die Säle des Reichsraths und des Reichsfürſtencollegs, mit abgeblaßten Gobelins und runden, ſcharfkantig geſchliffenen Fenſterſcheibchen, durch die man nichts ſehen kann, — im Uebrigen aber iſt Alles wüſt und leer; und auch in der engen und dumpfen „Geſandtenſtraße" müßte es dem Bundestag ſo wohlig ſein, wie dem Fiſchlein auf dem Grunde. Platz iſt wenigſtens überall genug!

Doch zurück zu Seiner Majeſtät des Bundestags glorreicher Armee! Getheilte Intereſſen, weil ein jedes mehr an ſich, an die eigene Krone und die eigenen Kinder, Kaſſen, Keller u. ſ. w. denkt, als an das Ganze, gruppirt um einen

*) Inzwiſchen hat er am 24. Auguſt in Augsburg geendet, zwei Monate nach ſeinem heroiſchen Beſchluß.

**) Inzwiſchen hat dieſes Monopol auch geendet.

Digitized by Google

schwachen Mittelpunkt, welcher seine besten Kräfte nothwendig vergeuden muß im Kampfe mit den centrifugalen Gewalten, die in divergirenden Richtungen stets nach der Peripherie zerren; beständiges Uebergreifen der Einflüsse der benachbarten Kleinstaatsheimath in die Sphäre des Commandanten, welcher entweder nicht die Macht oder auch nicht den Willen hat, das abzuschneiden; kein Vertrauen auf die Einheit und Einsicht der Führung und auf die Technik der mannigfaltigen Waffen; Verschiedenheit in Allem, in dem Caliber, in der Uniform, im Exercitium, im Commando: das ist der Gesammtcharakter dieser Armee. Im Einzelnen habe ich Folgendes wahrgenommen: Die Kurhessen, meist schöne, große, schlanke Männer mit blondem Haar und blauen Augen, echte Katten, sehen accurat aus wie Preußen; im Vergleich zu ihnen sind die Süddeutschen, namentlich die würtemberger Infanterie, sehr klein, aber untersetzt und stämmig; unter den letzteren scheinen viele noch nicht vollständig einexercirte Rekruten zu sein; etwa achthundert Mann davon haben erst in Frankfurt auf der Pfingstweide den Fahneneid geleistet, woraus zu ersehen, daß man mit dem Bundesbeschluß vom 14. Juni blos zu schrecken gedachte, ohne zu dessen sofortigem Vollzug im Stande zu sein. Große Schwierigkeiten scheint es zu machen, daß Officiere und Mannschaft der kleineren Staaten, nur an den Regiments- und Brigadeverband gewöhnt, nicht sonderlich fähig sind, sich in einen großen Truppenkörper hineinzudenken und darin zugleich regelrecht und doch frisch und frei zu leben und zu weben; sie können nur schwer sich damit assimiliren, denn in ihrem Kopfe herrscht die enge heimische Weltanschauung vor; man wird sich ihre Lage denken

Digitized by Google

können, wenn man ein Rudel Fische aus der Saale in den Bodensee versetzt; sie werden sich nur schwer orientiren können, und wenn sie zu Hause noch so viel gelernt haben, und im Uebrigen noch so liebe, brave und kluge Fischlein sind. Zum Schluß dann noch jener unglückselige Hang der kleinen deutschen Staaten und der zerstückelten und partikularistisch zerklüfteten Bevölkerungen zu querelles allemandes, welcher Hang nicht nur die Höfe zu albernen Form- und Etikettestreitigkeiten treibt, sondern auch die Bewohner der verschiedenen Territorien zu ebenso albernem gegenseitigem Spotten, Höhnen und Hänseln. Der Bayer wirft dem Würtemberger oder, wie er ihn spottweise nennt, „Wüschteberger" vor, daß er gerne „Spätzle", und der Schwabe dem Bayern, daß er gerne „Knödel" esse, und obgleich man beide Vorwürfe ruhig wechselseitig hinnehmen und austauschen könnte — denn in der That, Knödel sind gut und Spätzli auch, vorausgesetzt, daß sie richtig zubereitet sind, und der Apostel schreibt ja doch: „Das Eine thun und das Andere nicht lassen" — so führen doch solche internationale oder richtiger: intercantonale Controversen über die Lieblingsgerichte meistens zu bösen Häusern. Die Nassauer ferner erlauben sich, obgleich sie der Augenschein täglich das Gegentheil lehrt, nun einmal steif und fest darauf zu beharren, daß die Kurhessen blind seien; und die letzteren nennen dafür in gerechter Wiedervergeltung ihre kattisch-fränkischen Stammesgenossen, die Nassauer: „Hasentreiber", obgleich die guten Jungen doch unschuldig daran sind, daß sie auf der Jagd in den fürstlichen Leibgehegen, die fast das ganze Land bedecken, ganz wider ihren Willen verwandt werden zum Treiben, zu einer Beschäftigung, die

Digitized by Google

allerdings in der Regel nicht als eine specifisch militärische betrachtet zu werden pflegt. So fliegen die Scherz-, Stichel- und Schimpfreden herüber und hinüber. Sie erstrecken sich nach und nach auf die Mundart, auf die Waffen, auf militärische Tüchtigkeit und Tapferkeit, auf Alles. Sie arten aus zu einem bellum omnium contra omnes de rebus omnibus et quibusdam aliis (einem Kriege Aller gegen Alle über Alles und noch einiges Andere). Der Geist der Kameradschaft wird dadurch nicht gefördert. So sieht das Armeecorps aus. Und seine Beschäftigung? Geschlagen hat es sich bis jetzt nicht. In Frankfurt, wo die österreichische Kriegstarantel Jedermann — ja sogar jede Frau — gestochen und zu einem grotesken Sankt-Veitstanz aufgestachelt hatte, wurden diese Contingente Anfangs, im Juni, enthusiastisch aufgenommen. Die guten Soldaten konnten sich vor Würsten, Bier und Aepfelwein, vor Küssen von schönen und auch von häßlichen Lippen und vor sonstigen Süßigkeiten gar nicht retten. Als aber die Hiobsposten aus Böhmen kamen, verlor der Stich der Tarantel die stimulirende Wirkung, und man schimpft jetzt in Frankfurt noch weit lauter und erbitterter auf die „Reichsarmee" als vor sechs Wochen auf das „bundesbrüchige, rebellische Preußen". La povera milizia della confederazione Germanica, — ich entlehne diesen Ausdruck dem Munde eines „deutschen Bruders", nämlich eines österreichisch-italienischen Dalmatiners, an dessen linkem Oberarm die schwer mißhandelten deutschen Farben, ihm natürlich so wildfremd, wie der Drache im Wappen des Kaisers von China, prangen, — „die armen Soldaten des Bundestags" spüren bereits merklich in Pflege Speise und Trank diesen

Digitized by Google

Umschwung der Frankfurter Lokalstimmung. Sie können mit Heinrich Heine im „Romanzero" singen und klagen:

„Das Glück ist fort — die Flasche leer.
Wir haben keine Freunde mehr.
Erloschen ist der Sonnenglanz.
Zerstoben ist der Mückentanz.
Die Freunde, wie die Mücke,
Verschwinden mit dem Glücke", —

wenigstens in der Bundestagsresidenz!

Daneben fehlt es diesen Truppen doch nicht an den schwersten Fatiguen und Strapazen. Ewig müssen sie hin- und hermarschiren. Heute werden z. B. die nassauischen Truppen von der Centripetalkraft (d. h. dem Bundescommando) nach Frankfurt und Umgegend gezogen, morgen von der Centrifugalkraft (d. h. dem Landescommando) nach Wiesbaden oder Rüdesheim; übermorgen ist die Centripetalkraft wieder obenauf, und sie marschiren wieder nach Frankfurt. Hin und her — ewig hin und her, wie ein Perpendikel an der Uhr. Auch Oesterreicher, dann Würtemberger, dann Kurhessen mußten öfters nach Nassau eilen, um dem Herzog Adolph seine Residenz Bibrich zu schützen und militärische Promenaden zu Gunsten seiner Domanialweinkeller zu machen. Mit dem hessischen Contingent ist es ähnlich, es patrouillirt einerseits zwischen Frankfurt und Darmstadt, andererseits zwischen Mainz-Bingen und Frankfurt. Den Badensern trauen die Uebrigen nicht. Sie scheinen immer zwischen Neckar und Main zu „hangen und bangen in schwebender Pein". Ich hörte einen bayerischen Officier Witze reißen wegen der Unschlüssigkeit der Badenser darüber, ob sie zum Bunde (d. h. zu Oesterreich)

Digitized by Google

halten sollten oder nicht. Der Bayer sang ein Spottlied auf sie, welches etwa so lautete:

„I wachet' gern, i schloafet' gern,
Möcht' weltlich bleiben und geistlich wer'n."

Allerdings ist es schwer, zu gleicher Zeit zu wachen und zu schlafen. Die Badenser aber, an deren Spitze der treffliche Prinz Wilhelm steht, der das badische Concordat und das Ministerium Stengel-Rivalier-Meysenbug zu Falle gebracht und deshalb von den Ultramontanen blutig gehaßt und verfolgt wird, behaupten, ihr rathloses Verhalten habe darin seinen Grund, weil sie ohne alle Instruction seien und trotz aller Mühewaltung das Hauptquartier für sie unauffindbar sei, wie weiland die „chambre introuvable". Wer Recht hat, weiß ich nicht. Gewiß ist, während die Bundestagsarmee nach außen unbeweglich ist, wimmelt und wirrt es im Innern durcheinander, wie in einem Ameisenhaufen, den ein böser Junge mit dem Stock aufgewühlt hat. Rechnet man hinzu, daß während der Zeit dieses Hin- und Herziehens es meistens in Strömen regnete, und die Truppen häufig im Freien mit unzureichender Nahrung bivouakiren mußten, so wird man es begreiflich finden, daß, bevor noch ein Schuß gefallen, die Militärhospitäler in Mainz, Frankfurt, Darmstadt und Wiesbaden dicht voll Bundestags-Soldaten liegen.

Noch mehr leiden unter diesen Kreuz- und Querzügen unsere armen Bauern. Lange nicht haben die Früchte und Saaten bei uns so schön im Felde gestanden, wie jetzt. Ich messe aufrechten Hauptes sechs Fuß, aber die Kornhalme sind so hoch, daß, wenn ich mich heuer in einen Roggenacker stelle, die Aehren über meinem Kopfe zusammenschlagen, so daß man

Digitized by Google

draußen nichts von mir sieht. Nun denke man sich den Jammer der Bauern, wenn ihnen dieser Segen des Himmels, wie sie glauben, ganz nutzlos zerstört wird; wenn die Cavallerie und die Artillerie durch die Felder jagt, — „querfeldein durch die Saat und das gelbe Korn“ — (in diesen Kriegszeiten kann man die Reminiscenzen aus Wallenstein's Lager leider gar nicht aus dem Kopfe bannen), wenn die Soldaten, um sich ein Lager am Feuer, oder um sich Feldhütten zu machen, das fast schon reife Korn abmähen, ausreißen und zu Grunde richten. Und wenn dies statt vom Feind, vom Freund und gar böswillig geschieht! Der Oekonom Stilger von Wicker, welcher in der nassauischen zweiten Kammer (die bekanntlich dieser Tage aufgelöst wurde, weil sie gegen die Parteinahme für Oesterreich war) das nassauische Maingau, die Gegend von Hochheim (berühmt durch den „Old Hock“) vertrat, erzählte am 5. Juli in öffentlicher Sitzung der Ständeversammlung, die nassauischen Officiere hätten ihre Artillerie ganz ohne Noth und geflissentlich beordert, den Bauern über die Aecker zu fahren, und als die Soldaten, selbst Bauernsöhne, gebeten, sie damit zu verschonen, „sie führen schneller und besser auf der hinreichenden Raum gewährenden, festen und breiten Kunst- und Landstraße, es sei ja doch schade für das schöne Korn“, dieselben förmlich dazu gezwungen; auf Reclamationen der beschädigten Bauern habe der betreffende Officier geantwortet: „Geht nach Wicker zu Eurem Abgeordneten, dem Fortschrittler, der ist schuld daran, der kann's auch bezahlen.“ Der Abgeordnete Stilger erbot sich, der Regierung die Namen und den vollen Beweis hierfür zu liefern. Die Regierung schwieg, sie verlangte keine Beweise, sie schien zu wissen, wie es sich verhielt.

Digitized by Google

Der Chef des Kriegsdepartements, vorher in der Sitzung anwesend, hatte sich entfernt, als die Debatte über die Mittel zur Kriegsbereitschaft begann. Das also im eigenen Lande Angesichts der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts! Das also sind die Lorberen der Bundesarmee!

Ich bemerke hier wiederholt, daß ich von der Kriegswissenschaft nichts verstehe und daher meinem Urtheil keinen Werth beilege. Aber auch solchen, welche sehr viel davon verstehen, ist das wechselseitige Verhalten der Bundestagsarmee und der bayerischen Armee ein Räthsel. Sie begreifen nicht, warum beide gar nicht kooperiren, sondern, gleichsam mit einander schmollend, es darauf abgesehen zu haben scheinen, den vordringenden Preußen es zu gestatten, sich zwischen beide zu schieben und das achte Armeecorps von dem siebenten abzuschneiden, oder eins nach dem andern stoß- und wechselweise zu werfen.

Dritter Brief.

Wiesbaden, den 11. Juli 1866.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß in Frankfurt die Stimmung umgeschlagen; es thut mir leid hinzufügen zu müssen, daß sie trotzdem noch ebenso confus und corrupt ist, wie am 20. Mai (Abgeordnetentag), nur in einer andern Art. Mit dem 4. und 5. Juli trat der Wendepunkt ein. Bis dahin hatten nur die Austriacissimi das Wort. Sie tanzten einen politischen Hexensabbath, der sich besonders in der Presse sehr widerlich abspiegelte. Der „Postzeitung", einem conservativen

Digitized by Google

Blatt, das von jeher zu Oesterreich hinneigte, gebührt die in Anbetracht des örtlichen Standes und der Stimmung in Frankfurt hoch zu veranschlagende Anerkennung, sich — einige Denunciationen gegen die Majorität der nassauischen Kammer und deren Führer abgerechnet, welche wohl dem hiesigen officiösen Correspondenten zur Last fallen — gleichgeblieben zu sein und die Würde der anständigen Presse in Form und Inhalt gewahrt zu haben. Die übrigen Blätter wetteiferten mit einander in kriegerischer Berserkerwuth, Ungebühr und Verunglimpfung Andersdenkender; namentlich schimpften sie die süddeutschen Abgeordneten, welche dem liberalen und nationalen Gedanken treu geblieben waren, gerade deshalb mit jenem wüthigen Eifer, welcher das charakteristische Kennzeichen des Renegatenthums ist.

Außer den bekannten älteren Blättern schoß aber gleichzeitig oder kurz vorher eine große Anzahl ohne Zweifel entweder von Oesterreich oder von Wiesbaden, Darmstadt, Stuttgart u. s. w. finanziell subventionirter und von österreichischen und schwäbischen Literaten pessimae memoriae bedienter Schmutz- und Winkelblättchen über Nacht gleich Pilzen empor, welche sehr schlau auf die Dummheit und die Unwissenheit, die Leidenschaften, Liebhabereien und Schwächen des vornehmen und geringen Pöbels berechnet, dessen Sprache mit Virtuosität redeten und von dem „süßen Mob" mit Begierde verschlungen wurden. In Wiesbaden gründete ein Mann, welcher früher an der Mittelrheinischen Zeitung beschäftigt und von derselben wegen geringer Befähigung entlassen worden war, ein Filial jener Frankfurter Blätter, genannt die „Neue mittelrheinische Zeitung". Diese und die officielle Nassauische Landeszeitung

Digitized by Google

bemüheten sich nach Kräften, die Bestialitäten der blutdürstigen Frankfurter Presse in das Nassauische zu übersetzen, blieben aber an Virtuosität des Schimpfens doch etwas hinter den Frankfurter Idealen zurück.

Ein halbes Dutzend klerikaler Blätter und Blättchen, die in Mainz unter der Aegide des hochwürdigsten Herrn Bischofs und päpstlichen Thronassistenten, Herrn † Wilhelm Emanuel Freiherrn v. Ketteler, erscheinen, besorgten die Uebertragung in das „Katholische" und bewirkten in einzelnen wenig kultivirten Gegenden Nassaus (denselben, die durch den Menschen- und Kinderhandel eine traurige Berühmtheit erlangt haben) Erscheinungen, von welchen ich unten noch sprechen werde. Die Mainzer Blättchen wurden von einem Theile des katholischen Klerus gratis vertheilt, und was das geschriebene Wort nicht vermochte, das wurde ergänzt durch das gesprochene. Es war und ist ein Kreuzzug, der gepredigt wird mit flammenden Zungen gegen Preußen und gegen Alle, die nicht für Oesterreich und das Concordat schwärmen. „Auf die Fortschrittsleute! sie sind schuld an dem Krieg, sie haben uns an Bismarck verrathen, sie haben die Preußen in das Land gerufen, sengt sie, hängt sie, schlagt sie todt!" So bläst die Schaar der schwarzen Jäger das „Halali" frisch auf zum fröhlichen Jagen. Zeitweise, namentlich so lange die falschen Botschaften über österreichische Siege in den Frankfurter Blättern grassirten, geschah das nicht ohne großen Erfolg und das „Credo, quia absurdum est" hatte volle Geltung. Sehr natürlich. Infolge des obligatorischen Schulunterrichts kann hier zu Lande Jedermann lesen. Daß auch Jedermann denken könne, läßt sich keineswegs mit derselben Bestimmtheit behaupten. Nun

Digitized by Google

denke man sich in dieser stürmischen Zeit die aufgeregte Menge, gefoltert von Unruhe und Neugierde. Unbekannte oder bekannte Wohlthäter stecken ihr die Frankfurter Wurstblättchen und Brandschriften zu Tausenden in die Hände. Natürlich werden dieselben gelesen. Darin steht, wie die Preußen überall die Männer sofort in die Armee einreihen, mit den Frauen noch etwas übeler umspringen, die Kinder zum Frühstück, die Rinder zu Mittag, die Pferde zu Nacht speisen, Korn und Kartoffeln und was sonst nicht niet-, nagel-, wand-, band- und mauerfest ist, mitnehmen, und Alles, was sie nicht mitnehmen können, zerstören. Obgleich auch unsere Bauern das sinnreiche Sprüchwort kennen: „Er lügt wie gedruckt", so sind sie doch allzusehr geneigt, alles Gedruckte zu glauben, namentlich, wenn es ihnen der „Hochwürdige", der „Herr Pastor", der „geistliche Herr" in die Hand drückt und wenn es an allem Widerspruch gebricht. Und dieser fehlte. Denn die Liberalen hatten sich leider zum großen Theil einschüchtern lassen und auch ihre Presse wagte kaum noch frisch von der Leber weg zu sprechen. Was Nassau anlangt, so verdient sie Entschuldigung. Denn die Regierung hat hier, unter Berufung auf den Bundesbeschluß von 1854, welcher indeß bei weitem nicht so weit geht, im Taumel der Reaction gegen den Willen und unter lebhaftem, jedoch erfolglosem Proteste der Landstände ein gegenwärtig noch bestehendes Preßgesetz erlassen, welches ihr die Befugniß giebt, nach ihrem bon plaisir jedes Blatt zu jeder Zeit ohne Urtheil und Recht durch eine Ordonnanz der Verwaltungsbehörde todtzuschlagen; und sie hat von dieser mehr als discretionären Gewalt in der Vergangenheit während der fried-

Digitized by Google

fertigsten Zeiten einen so indiscreten Gebrauch gemacht, daß man wohl weiß, wessen man sich von ihr zu versehen hat, namentlich in Kriegszeiten, wo man stets Waidsprüchlein, wie „Salus publica suprema lex esto!“ (Das höchste Gesetz ist die öffentliche Wohlfahrt), „Inter arma silent leges“ (Im Kriege gilt kein Gesetz) u. s. w. in Bereitschaft hat.

Infolge jener Agitation war zeitweise und ist wohl noch in einzelnen Gegenden, namentlich in den vormals kurtrierschen und kurmainzischen Landestheilen, in welchen man noch vielfach an die Zustände des heutigen römischen Kirchenstaates erinnernde Spuren der antisocialen und antistaatlichen Herrschaft des geistlichen Krummstabes findet, und wo der Klerus die öffentliche Meinung der ungebildeten Menge beherrscht, die Stimmung auf dem Gipfel des Preußenhasses, der sich theils in Furcht, theils in Wuth offenbart. Vor Allem hat man den guten Leuten eingeredet, in Preußen würden keine Katholiken geduldet, und Preußen wolle das Land erobern nur zu dem Zwecke, um dort die „preußische Religion“ einzuführen, d. i. die Katholiken zu zwingen, protestantisch zu werden. Vergebens legten zwei einflußreiche Mitglieder des bischöflichen Domkapitels in Limburg an der Lahn, der Domdechant Diehl und der Domherr Rau, jener als alter ego des Bischofs Mitglied der ersten, dieser gewählter Abgeordneter zur zweiten nassauischen Kammer, mit anerkennenswerthem Freimuth in der Ständeversammlung öffentliches Zeugniß davon ab, daß in keinem deutschen Staate sich die katholische Kirche einer Autonomie erfreut, wie sie solche in Preußen unter dem Schutze der Verfassung genießt. Ihre Stimme drang nicht unter die bethörte Menge. In dem

Digitized by Google

Amte Montabaur hatte sich eine Schaar Bauern mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, um eine preußische Husarenpatrouille zu überfallen. Nur der klugen Mäßigung und der Humanität des Führers der letzteren ist es zu verdanken, daß ein nutzloses Gemetzel vermieden wurde, welches die verhängnißvollsten Folgen gehabt haben würde. Die „Neue Frankfurter Zeitung" aber und das hiesige gouvernementale Organ klatschten dem tollen Unternehmen der fanatisirten Bauern Beifall und forderten zur Nachahmung auf. In dem Amte Wallmerod flüchteten ganze Dörfer aus Angst vor den Preußen. Sie schleppten ihr Vieh und ihre sonstige Habe in die Wälder und versteckten sich selbst in die Höhlen. Denn sie fürchteten, ihr Vieh werde geschlachtet und sie selbst würden protestantisch gemacht werden, — offenbar ein Nachklang des verhängnißvollen: „cujus regio, ejus religio" (die Unterthanen müssen den Glauben des Fürsten annehmen), aus dem dreißigjährigen Kriege.

Auch die Furcht, von den Preußen zwangsweise assentirt zu werden, hat an anderen Orten eine große Rolle gespielt. Die österreichisch gesinnten Blätter und Behörden hatten überall diese Mähr verbreitet. Das hessen-darmstädtische Dorf oder Landstädtchen Gladenbach, das an der kurhessischen Grenze, nicht weit von Marburg liegt, wurde am 29. Juni von einem Schwarm jüngerer kurhessischer Bauern und Bauernbursche überzogen, die herbeieilten, — theils zu Fuß und außer Athem, theils zu Pferd, und Roß und Reiter triefend von Schweiß. Sie verkündigten die Schreckensmähr, „der Preuß'" sei im Anzug und wolle alle Männer von 18 bis zu 40 Jahren ausheben. Es stellte sich indeß heraus, daß von den 200

Digitized by Google

Geflüchteten keiner selbst einen Preußen gesehen und keiner eine bestimmte Quelle für die Nachricht hatte, daß eine solche Aushebung bevorstehe, und da die ehrenwerthen Gladenbacher schon Preußen in der Nähe beobachtet, und die Meinung hatten, dieselben seien keineswegs Menschenfresser, so gelang es ihnen, ihre aufgeregten Gäste dermaßen zu beruhigen, daß diese Tapfern beschämt unter dem Schutze der Nacht in ihre Heimath zurückkehrten, zur größten Satisfaction ihrer respectiven Väter, Kinder, Mütter, Bräute u. s. w., die sie ungern vermißt hatten. Die Neue Frankfurter Zeitung, von welcher die schon erwähnte vortreffliche bayerische Wochenschrift sagt, „daß sie seit ihrer Bekehrung zum Austriacismus das Wiener Cabinet und den Bundestag mit Rosenwasser beträufele, ihr nach dieser Seite gerichteter Tadel wie ein gedämpftes Lob klinge, ihre Forderungen mit jungfräulicher Bescheidenheit auftreten, und daß sie es glücklich dahin gebracht habe, von den Diplomaten und Staatsmännern der reactionären Schule neben der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit gleicher Vorliebe gelesen zu werden", — die Neue Frankfurter Zeitung, welche den Kurfürsten von Hessen mit einem „Engel des Lichts" und den König von Hannover mit einem „Märtyrer" verglichen, die mit wahrhaft byzantinischen Phrasen den jungen Kronprinzen von Hannover glorificirt und von ihm behauptet hat, „er sei in einer Nacht vom Knaben zum Manne gereift", erzählt uns während der letzten vierzehn Tage wiederholt vielerlei von Freiwilligen aus Kurhessen, welche aus Anhänglichkeit an den Kurfürsten und aus Haß gegen die Preußen ihre Heimath verlassen und sich zu ihrem Contingent nach Frankfurt begeben hätten. Richtig ist nun,

Digitized by Google

daß Leute aus Kurheſſen eingetroffen ſind. Unrichtig aber, daß ſie alle von den angegebenen Motiven geleitet wurden. Sie waren vielmehr zum größten Theile ebenfalls beſeelt und getrieben von jenem paniſchen Schrecken, der die tapfern Zweihundert nach Gladenbach getrieben hatte.

Als Merkwürdigkeit verdient conſtatirt zu werden: Die heftigſten Auſtriaciſſimi in Frankfurt u. ſ. w., die am lauteſten in die Kriegstrompete geſtoßen und am lebhafteſten für die czechiſchen, kroatiſchen, ſlovakiſchen und polniſchen Brüder im Oſten geſchwärmt haben, ſind Israeliten. Dieſe Thatſache kann nicht verſchwiegen bleiben, aber ſie darf nicht mißdeutet werden. Sie hat mit dem jüdiſchen Glauben und mit der jüdiſchen Abſtammung natürlich abſolut nichts zu ſchaffen. Sie darf daher auch weder generaliſirt, noch auch dazu mißbraucht werden, um Abneigung gegen die Juden hervorzurufen, gegen dieſe unſere Mitbürger, für deren Emancipation wir, die Liberalen, die wir jetzt von einem Theil der Frankfurter Juden befehdet werden, Jahrzehnte lang mit zäher Ausdauer und gutem Erfolg gekämpft haben gegen die für Oeſterreich ſchwärmenden Conſervativen, welchen jetzt die durch unſere Anſtrengungen Emancipirten anhängen. Wir hoffen, ſie finden ſich aus der Verirrung des Augenblickes wieder zu der richtigen Stellung heraus, ſo daß ſie zwiſchen ihren traditionellen Feinden und Freunden zu unterſcheiden wiſſen.

Zu ihrer Entſchuldigung muß angeführt werden, daß hier zu Lande der Handel mit Geld, Werthpapieren und Credit faſt ausſchließlich in ihren Händen liegt, und daß ein ſo creditbedürftiger Staat wie Oeſterreich demſelben ſtets die lebhafteſte Nahrung giebt. Bei der Valutaſtörung, der Beſteue-

Digitized by Google

rung der Coupons, den unsichern Staatsfinanzen, den Vorboten des Bankerotts, pflegt Jedermann eher etwas zu verlieren als der Bankier. In solchen schwierigen und verwickelten Verhältnissen gewinnt stets der Sachkundige und Geschäftsgewandte, der Fachmann siegt über den Nichtfachmann. Das ist klar. Dem Kaufmanne, der nicht mit Waaren, sondern mit Geld und Credit handelt, kann daher Oesterreich nicht gleichgültig sein. Der Gläubiger kümmert sich um einen soliden bombenfesten Schuldner wenig oder gar nicht. Den unsichern Schuldner aber, an welchem doch immer noch sehr viel, und mehr als an dem soliden, zu verdienen ist, behandelt er mit der größten Sorgfalt, wie die Eltern unter ihren Kindern das schwache vorziehen, nicht obgleich, sondern weil es kränklich ist, und weil sie doch wenigstens in Zukunft noch Erfreuliches von ihm zu erleben hoffen. Wer diesen Causalnexus durchschaut, wird Manches entschuldigen. Aber unleugbare Thatsachen zu vertuschen oder zu leugnen, ist unter allen Umständen verwerflich; und wenn diese Thatsache glücklicher Weise auch nur eine sehr localisirte ist, so kann man es doch nicht verhehlen: Es ist ein widerwärtiger und seltsamer Anblick, die Frankfurter Juden schwärmen zu sehen für die biedern Czechen in demselben Augenblicke, wo die letzteren die Juden in Böhmen, das Messer in der Hand, an der Kehle packen und ihnen ihr „Stribro" (Silber!) in die Ohren schreien. Könnten doch diese biederen „deutschen Brüder" aus den böhmischen Wäldern, wenn sie siegreich in die freie Reichsstadt am Main einrücken, in ihrer waldursprünglich-sanskülottischen Naivität den Einfall haben, dort dieselbe Operation zu wiederholen, die sie in ihrer Heimath mit bestem

Digitized by Google

Erfolge ausgeführt. An Anzeichen dazu fehlt es auch im deutschen Reich nicht. Gerade in den preußenfeindlichsten Theilen Bayerns hat ja leider in den letzten Wochen die großdeutsch fanatisirte Menge an einzelnen Orten schon Judenhetzen versucht. In Nassau hat noch kürzlich der Graf von Walderdorff, der Hochtory der ersten Kammer, in der letzteren eine heftige Philippika gegen die „abscheulichen Juden, welche die Bauern ruinirten", losgelassen. Es wurde ihm von liberaler Seite erwiedert, es gäbe Christen, die schlimmer seien; wenn ein Jude etwas verdiene, so gebe er es doch alsbald wieder in Circulation und lasse es für die bürgerliche Gesellschaft arbeiten; wenn aber ein edler Graf die Bauern schlachte und zu Pächtern oder Quasi-Leibeigenen mache und deren freies Gut seinem gräflichen Fideicommiß einverleibe, dann werde dieses der todten Hand und der Latifundienwirthschaft verfallene Eigenthum für immer dem freien wirthschaftlichen Verkehr und der bürgerlichen Gesellschaft entzogen; solches verübe „der Jude" nicht. Auch hier stand der österreichisch gesinnte Graf *gegen*, die liberale, nationale, antiösterreichische Partei *für* die Juden, d. h. für deren Bürgerrecht und Glaubensfreiheit.

Gerade in dem nassauischen Bezirk aber, in welchem der genannte Graf wohnt und wo sein Einfluß allmächtig ist, weil alle Bauern indirect und die durch seine Guts- und Kammerverwaltung aus Bauern in Pächter verwandelten Hintersassen direct von ihm abhängig sind, gerade dort entbrannte dieser Tage ebenfalls in Folge der Agitation eine Judenhetze. Die Sache kam in der Kammer zur Sprache. Der Graf Walderdorff war leider abwesend. Die liberale

Digitized by Google

Partei wollte einen Abwesenden nicht angreifen. Der Präsident der zweiten Kammer beschränkte sich auf die Bemerkung, er bedaure die Abwesenheit des Herrn Grafen, derselbe würde, wenn anwesend, es vielleicht haben erläutern können, warum er den großen Einfluß, den er in seiner Heimath besitze, nicht angewandt habe, um jene Excesse — zu verhindern. Ich will die Sache nicht weiter verfolgen, sondern mich darauf beschränken, die Moral zu ziehen, daß Klassenhetzerei oft auf ihren Urheber zurückprallt, und daß namentlich solche Klassen, welche sich oft in der Impopularität und stets in der Minorität befinden, nicht wohl daran thun, an die Dummheit und Leidenschaft zu appelliren, weil sie nicht sicher sind, selber von dem Brande zerstört zu werden, welchen sie angefacht haben. Sapienti sat.

Beiläufig bemerkt, verdient es in den kleinstaatlichen Geschichtsannalen verzeichnet zu werden, daß, als am 6. Juli die nassauische Ständeversammlung (vereinigte erste und zweite Kammer) über die Credite, welche die Regierung gefordert hatte, um für Oesterreich in den Krieg zu ziehen, abstimmte (und sie verweigerte), auf der Adelsbank der ersten Kammer, welche zehn Mitglieder zählt, nur zwei saßen. Von diesen zwei stimmte der eine für, der andere gegen die Regierung.

Die übrigen acht Lordschaften fehlten. Acht Tage vorher, ehe Oesterreichs Niederlagen stattgefunden und bekannt geworden waren, waren sie alle da und hatten tapfer für den Bundesbeschluß vom 14. Juni und die Geldmittel zu dessen Vollstreckung — also für Oesterreich gestimmt und zum Theil auch gesprochen. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. (Die Zeiten wechseln, und mit ihnen die Menschen.)

Digitized by Google

Ein sehr häßlicher Zug tritt in dieser aufgeregten Zeit — nicht bei dem Volk, denn wo es sündigt, da liegt wirklich, meiner Wahrnehmung nach, die Ursache im Kopf und nicht im Herzen, das trotz alledem treu und brav ist — bei Einzelnen hervor, nämlich der Hang, die Aufregung der Masse zur Befriedigung gehässiger persönlicher Leidenschaften zu benutzen, namentlich sie zu Zwecken der Privatrache auszubeuten. Aus der großen Reihe solcher Vorfälle hier ein Beispiel:

Am 28. Juni machten die Preußen von Coblenz aus eine militärische Promenade nach Montabaur, einem nassauischen Städtchen, wo ein Justizamt seinen Sitz hat. Ein Advocat aus der Nähe, der bei dem Justizamt seine Geschäfte erledigt hatte, war im Begriff, das Local zu verlassen, als er in der Hausthür in mehr überraschender als angenehmer Weise mit einer Husarenpatrouille zusammenstieß, welche ihn mit gezogenem Säbel und gespanntem Pistol anhielt, sie zum Amtmann zu führen. Natürlich leistete der in so kategorischer Weise Aufgeforderte Folge. Diesen Hergang benutzte ein ebenso unfähiger als neidischer College, um jenen zu denunciren, er habe die Preußen ins Land geführt und ihnen als Spion gedient. Ein solcher Vorwurf, geschickt verbreitet und aufgeputzt, war in diesen Tagen nicht ohne Lebensgefahr für den Verläumdeten.

Die Bundestagsarmee hat in Nassau allerdings gelegentlich neunzehn preußische Landwehrsoldaten gefangen genommen. Aber weit hervorragender, qualitativ und quantitativ, war das Fangen von „Spionen". Weit mehr wie die Kriegführung schien sie dieses Geschäft als ihre eigentliche specifische Berufssphäre zu betrachten und sie lag demselben mit einem Eifer

Digitized by Google

ob, daß die Schilderung dieſer kriegeriſchen Action ihren beſondern „Specialartiſten“ bedürfte. Höchſt komiſch war es, als ewig wiederkehrenden Beweisgrund dafür, daß nothwendig Spione in Hülle und Fülle im Lande ſein müßten, den Umſtand anführen zu hören, die preußiſchen Führer kennten ja Weg und Steg in unſerm Lande beſſer als wir ſelbſt, während doch Naſſau nur eine Enclave Preußens, zwiſchen Coblenz und Wetzlar, mit einer preußiſchen Etappenſtraße mitten durch, iſt, und für das Ländchen keine andere brauchbare und zuverläſſige Specialkarte exiſtirt als gerade die des preußiſchen Generalſtabes, deren ſich auch die naſſauiſche Regierung für ihre Arbeiten zu bedienen pflegt. Allein in dieſer aufgeregten Zeit war der Gedanke an dieſe Karte ein viel zu philiſtröſ nahe liegender, einfacher, hausbackener. Man bedurfte der Romantik mit haut goût, und deshalb fing man Spione.

Ebenſo unglücklich, wie mit dem Fangen der vermeintlichen fremden Spione des Feindes, war man mit ſeinen eigenen Spionen.

Der Herzog von Naſſau hatte einen penſionirten Generalſtabshauptmann reactivirt und zum Chef der Spionage ernannt. Alle Behörden, die Polizei-, die Landjägermannſchaft, waren angewieſen, ihm hülfreiche Hand zu leiſten. In Civil gekleidet umſchlich er die Preußen. Wenige Tage nach der verhängnißvollen Bundestagsabſtimmung vom 14. Juni, in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, telegraphirt dieſer Hauptmann von der Lahn aus (wo er ſich befindet, um die im Kreis Wetzlar concentrirten preußiſchen Truppen zu obſerviren), die Preußen ſetzten ſich von dort in Bewegung. Das Telegramm gelangte Morgens 5 Uhr an den Herzog.

Digitized by Google

Sofort Allarm aller naſſauiſchen Truppen, welche in Bibrich und Wiesbaden concentrirt waren! Die Generale galoppiren, die Officiere ſetzen die öſterreichiſchen Käppi, die Soldaten die naſſauiſchen Käppi, die Trainſoldaten die preußiſchen Pickelhauben auf. In dieſer Abſtufung der Kopfbedeckung des Militärs wollte man offenbar mit ahnungs- und beziehungsreicher Symbolik die unendliche Ueberlegenheit Oeſterreichs über Preußen andeuten. Man hatte ſie unmittelbar vor Ausbruch des Krieges gewählt. Der Herzog hatte höchſtſelbſt in Wien, wohin er damals ging, bei einem Wiener Militärkappenmacher die öſterreichiſchen Käppi für ſeine Officiere beſtellt, deren Kopfmaß er ſich dorthin hatte ſchicken laſſen. Die Wiener Käppi kamen Ende Mai hier an. Aber, o Unglück, ſie paßten nicht auf die betreffenden naſſauiſchen Officiersköpfe; und der Hofkappenmacher Fraund, aufgefordert, ſie nach Maßgabe der einzelnen naſſauiſchen Officierskopfindividualitäten zu ändern, antwortete mit dem echten Stolz eines deutſchen Handwerkers: „Ich bin kein Kappenflicker, ſondern ein Kappenmacher, und wer die Kappen ſchlecht gemacht, der kann ſie auch verbeſſern.“ Mit dem Verluſte des Hofprädicats bedroht, ging der wackere Meiſter, noch ehe man die Drohung verwirklicht hatte, ſtill reſignirt nach Hauſe und ans Werk, ſtellte ſeine Leiter an die Hausthür, und ſtrich mit weißer Oelfarbe auf ſeinem Geſchäftsſchild das Wort „Hof“ und den obligaten naſſauiſchen Wappenlöwen im Voraus aus freien Stücken aus. Das war das erſte, für Jedermann deutlich erkennbare Vorzeichen des Verfalls der naſſauiſchen Dynaſtie. Kein Wunder, daß bei dem übereilten Ausmarſch, welchen das bedrohliche Telegramm von der Lahn

Digitized by Google

veranlaßt hatte, die Käppi nicht paßten. Noch weniger paßten die preußischen Helme den Trainsoldaten oder „Thränern", wie man sie hier nannte. Ursprünglich hatte die nassauische Linie russische Czakos getragen. So wollte es der russenfreundliche Herzog Wilhelm. Statt der Czakos hatte Herzog Adolph 1849, als er für das preußische Dreikönigsbündniß schwärmte, die preußischen Helme eingeführt. Als er aber sich von diesem lossagte, um zur Bregenzer Coalition und später zum Darmstadt-Würzburger Bündniß überzugehen, führte der auf österreichische Empfehlung zum nassauischen Premierminister beförderte darmstädtische Cavalleriegeneral Prinz Wittgenstein statt des preußischen Helmes ein Käppi ein, das die österreichische Grundform trug, jedoch mit einigen specifisch nassauischen Modificationen versehen war. Die Pickelhauben wurden nun dem aus Anlaß des Krieges plötzlich neuformirten Train zugetheilt. Sie paßten aber nicht auf die betreffenden Köpfe. So sahen wir denn am 17. Juni in der stillen grauen Frühe des Sonntagsmorgens die durch das Telegramm allarmirte nassauische Brigade eiligst in der Richtung nach Frankfurt ausrücken in einem Zustande, der weniger Kriegsbereitschaft als Fluchtbereitschaft zu nennen war. Wir sahen Trainsoldaten, die keine Zeit gehabt hatten, das Pferd anzuschirren und nun selber das Pferdekummt um den Hals trugen, während sie das Pferd an der Leine führten. Dem einen war die allzuweite Pickelhaube bis auf den Hals heruntergesunken, so daß man nichts mehr von den kriegerischen Gesichtszügen sah. Dem andern saß der zu enge Helm auf dem Occiput und das schuppengepanzerte Sturmband fand seinen Halt statt unter dem Kinn — an der Spitze der Nase.

Digitized by Google

Bei jenem fiel uns der sinnreiche Junker aus der Mancha ein, der das Barbierbecken für den Helm des Mambrino hielt und es betrachtend bemerkte: „Mich dünkt und will es bedeuchten, als ob der Heide, welchem vormals dieser Helm angehört, einen sehr dicken Kopf gehabt haben müßte."

So also stürmte die Brigade fort, nachdem sie vorher rührenden Abschied genommen. Denn sie erfreute sich sehr der Sympathien der weiblichen Bevölkerung, insonderheit von der dienenden Klasse. In Hunderten von Duplikaten präsentirte sich in den Straßen und Alleen die Gruppe von Hektor und Andromache,

„Will sich Hektor ewig von mir kehren,
Wo der Preuß' mit Zündnadelgewehren" u. s. w.

hieß es; und die Thränen rannen. Sie hätten unvergossen bleiben können. Denn kaum waren die Truppen eine gute Stunde fort, da kam abermals ein Telegramm des spionirenden Hauptmanns von der Lahn, allerdings seien die preußischen Truppen aus dem Kreise Wetzlar aufgebrochen, aber nicht nach Wiesbaden zu, sondern in entgegengesetzter Richtung, nach Kassel; und kaum war dieses Telegramm angekommen, da setzte sich der Herzog höchstselbst zu Pferde, um seine Truppen wiederzuholen. Er beglückwünschte sie wegen ihrer Bravour und bezeichnete das Ganze als einen Probeallarm und einen sehr gelungenen Uebungsmarsch; die Soldaten rückten wieder in Wiesbaden ein und der Andromachen trüber Blick wurde wieder heiter.

Aber seitdem hat das naive Gefühl der sogenannten „Bundestreue" dem der Unsicherheit und dem Bewußtsein,

Digitized by Google

daß man schweren Ereignissen entgegengehe, Platz gemacht.*) Auf verschiedenen Eisenbahnstationen in der Nähe der Residenz Bibrich wurden Truppen mit geladenem Gewehr und gespanntem Hahn aufgepflanzt, um, wenn ein Zug mit Preußen heranbrause (was nun freilich wohl in der Art gerade nicht sehr wahrscheinlich war), Feuer auf denselben zu geben. Der erwähnte Chef des Auskundschaftungswesens hatte stets eine geheizte Locomotive zu seiner Verfügung, womit er nächtlicher Weile seinen recognoscirenden „Löwenritt" à la Freiligrath in das Land hinein machte. Später riß man auf der Lahn- und Rheinbahn die Schienen auf, namentlich in den Tunnels. Nassau selbst hatte unter diesen Unterbrechungen des Verkehrs schwer zu leiden. Die Preußen nicht. Denn diese führen einen wohlorganisirten Eisenbahntrain mit sich, der alles Zerstörte in kürzester Frist wieder flickt.

Der Herzog hatte von seinen neun Generalen (9 Stück auf 6000 Mann) Einen Namens Roth zum Commandanten der Brigade ernannt. Obgleich sein etwas verkümmertes Aeußere keineswegs Aehnlichkeit mit dem martialischen Benedek verrieth, hielt man ihn doch für einen ebenso furchtbaren Haudegen. Denn er hatte in seiner Jugend in Spanien eine Carlistenbande geführt und wußte aus der Heimath des Don Quixote sehr merkwürdige Geschichten „del tiempo de la reyna Maricastaña" zu erzählen. Er hat sich nun zwar keineswegs im ferneren Verlaufe der Dinge als Feldherr bewährt, wohl aber hatte er, wie mir ein Mitglied der Eisen-

*) Dies war am 17. Juni. Gerade vier Wochen später, am 15. Juli, mußte der Herzog Adolph sein Land verlassen, um, wie er selbst sagte, nicht in Kriegsgefangenschaft zu gerathen.

Digitized by Google

bahnverwaltung erzählte, eines Tags den Einfall, den in der That höchst spanischen Einfall, sämmtliche Tunnels und Brücken unserer soeben erst mit schweren Kosten vollendeten Staatseisenbahnen müßten — wahrscheinlich in majorem generalissimi nassoici gloriam (zur größeren Ehre des nassauischen Obergenerals) — in die Luft gesprengt werden. Die Wiederherstellung derselben würde uns etwa sieben Millionen gekostet haben. Dies schien jedoch dem Herrn General ein Moment von untergeordneter Wichtigkeit zu sein. In Spanien gab es zu Zeiten des Don Carlos keine Eisenbahnen. Dort hatte der General seine Kriegskunst gelernt; und da er dieselbe nun in Nassau anzuwenden hatte, so war es offenbar doch höchst zweckmäßig und den militärischen Antecedentien des Höchstcommandirenden völlig angemessen, wenn es 1866 in Nassau ebensowenig Eisenbahnen gab, als dreißig Jahre früher in Spanien.

Seit Anfang Juli schläft der Herzog nicht mehr in seiner Residenz Bibrich am Rhein, weil er fürchtet, von den Preußen dort aufgehoben zu werden, sondern in der Bundesfestung Mainz. Dies wird mir von glaubhaften Personen aus Bibrich und Mainz, welche ihn Abends hinauf und Morgens hinunterreiten sehen, erzählt. Dasselbe thut sein General-Adjutant Generalmajor Hieronymus Ziemiecki v. Zimiechenstein, ein Mann, der vor etwa drei Lustren als armer Oberlieutenant oder fremder Capitano in das Land kam und nun ein sehr reicher General ist. Der Volkswitz nennt die prachtvolle Villa, die er sich in der Nähe des Kursaals erbaut hat, die „Aktienboutike". Denn man behauptet, daß sie von dem an Spielbankaktien gemachten Gewinne erbaut sei. Während

Digitized by Google

der Herr General seine werthe Person in Mainz in Sicherheit brachte, sorgte er für die Sicherheit seiner Villa dadurch, daß er sie von je sechs Mann Soldaten bewachen ließ.

Der Schrecken, der oben herrscht, verbreitet sich mit wachsender Kraft bis in die untersten Regionen. Am stärksten herrschte er in einigen katholischen Landbezirken. Ein Mann aus dem katholischen Landstädtchen Hadamar, das sich eines katholischen Convicts, Gymnasiums und anderer derartiger Anstalten erfreut, welche für Aufklärung sorgen, sagte mir: „Wenn man bei uns eine Bohnenstange in die Erde steckt und eine preußische Pickelhaube darauf pflanzt, dann wagt sich kein Mensch mehr vor die Thür!"

In dem Hadamarschen Dorfe Ellar beeilten sich die Bauern auf die Nachricht, „der Breiß" sei im Anmarsche, ihr Getreide, ihre Leinwand und ihr Geld zu vergraben. Die Angst der Ellarer und die von ihnen getroffenen Maßregeln wurden ruchbar. Die weniger ängstliche Jugend des Nachbardorfes Dorchheim beschloß einen freundnachbarlichen Schabernack. Um die Stunde der Mitternacht zogen drei Dorchheimer Jünglinge, schwer bewaffnet, gen Ellar. Der eine tutete auf einem zu diesem Zwecke mitgebrachten Nachtwächterhorne quoad posse militärische Signale. Der zweite traktirte nach Kräften eine alte Gießkanne, um ihr Töne zu entlocken, welche denen der Trommel möglichst ähnlich sähen. Der dritte aber schoß mehrmals aus einem verrosteten Gewehr. Darob entstand in Ellar eine furchbare Panique. Alles rennet, rettet, flüchtet. Die Männer binden das Vieh im Stalle los, die Weiber binden sich die kleinen Kinder auf den Rücken und so geht es mit Mann und Maus, mit Kind

Digitized by Google

und Kegel in wilder Flucht in die benachbarten Wälder, wo man hauste, bis der schlechte Witz bekannt wurde, und der allgemeine Spott und Hohn die Geflüchteten zurücktrieb in die verlassene Heimath. Und zur nämlichen Zeit buken in dem Nachbardorfe Heckholzhausen die Bauern Festkuchen, als sie vernahmen, die Preußen kämen, und waren im Herzen betrübt, als die erwarteten Gäste ausblieben.

Der Krieg begann für uns am 28. Juni. An diesem Tage und dem vorhergehenden überschwemmten uns die Frankfurter Zeitungen mit einer Fluth von Extrablättern und Telegrammen über glänzende Siege der Oesterreicher und vernichtende Niederlagen der Preußen bei Gitschin, Nachod, Skalitz u. s. w. Der Muth stieg und das nassauische Heer confiscirte ein Dampfschiff, das zwischen der rechtsrheinischen (nassauischen) Eisenbahn in Rüdesheim und der linksrheinischen (preußischen) in Bingerbrück als Trajectanstalt diente. Das machte drüben böses Blut und am 29. Juni statteten die Preußen hüben ihren Gegenbesuch ab.

Sie hielten ein Ludwigshafener Dampfboot, „Pfalz" genannt, das rheinabwärts fuhr, am 28. Abends an, indem sie dem Kapitän bedeuteten, wenn er weiterfahre, werde man schießen. Er legte an. In der frühesten Frühe am 29. Juni setzte ein preußischer Hauptmann mit einer Compagnie Landwehr von Bingerbrück nach Rüdesheim über und erschien auf dem Bahnhof. Der nassauische Telegraphist auf letzterem eilte, der erhaltenen Warnung ungeachtet, an seinen Apparat, um den feindlichen Ueberfall nach Wiesbaden zu melden. Eine Kugel, die einige Schuhe über seinem Kopfe in die Wand schlug, machte ihn abstehen. Die Eisenbahn hatten

Digitized by Google

die Naſſauer ſelbſt bereits zerſtört. Es blieb alſo nichts Anderes übrig, als einen reitenden Boten zu ſenden. Allein dieſer wurde von den Kurheſſen, welche der Herzog Adolph zum Schutze ſeiner Reſidenz Bibrich aus der Bundesfeſtung Mainz requirirt hatte, nicht durchgelaſſen, ſondern als Spion gefangen genommen. Man hatte nämlich den Truppen bekannt gegeben, es treibe ſich ein preußiſcher Officier in Civil in Wiesbaden und im Rheingau als Spion herum, er trage einen weißen Sommerrock. Da nun jener Reiter von Rüdesheim allerdings einen weißen Rock trug, noch beſſer als ein Officier zu Pferde ſaß und anſtatt einen einſamen Fuß- oder Reitpfad einzuſchlagen, was er konnte, mit großem Geräuſch auf der großen Landſtraße mitten durch die Bundestagsſoldaten galoppirte, wie dies ja bekanntlich die Spione ſtets zu thun pflegen, ſo konnte es nicht fehlen, daß man ihn für einen Spion erklärte, um ſo mehr, da unſere Bundestagsarmee, wie geſagt, nun einmal abſolut nicht ohne einige gefangene Spione leben konnte. Sie waren ihr faſt unentbehrlicher als der Zuſammenſtoß mit dem Feinde.

So kam es alſo, daß eine Nachricht über den feindlichen Einfall erſt zu ſpät nach Wiesbaden oder Mainz gelangt iſt.

In Rüdesheim wurde der Domanialkellermeiſter und der Bürgermeiſter herausgetrommelt. Letzteren behandelte der Hauptmann anfangs ſehr barſch, weil er — mit Unrecht — glaubte, bei ihm böſen Willen vorausſetzen zu müſſen. Dann ging es in den Dominialkeller, in welchem die edlen Weine von 1862 und 1865 lagerten. Ein Theil derſelben war verkauft, aber noch nicht bezahlt und abgeholt, die anderen waren für den Gebrauch bei Hof beſtimmt. Die erſteren

Digitized by Google

wurden unbehelligt gelassen. Die letzteren nahmen die Preußen mit nach Bingerbrück. Es muß bemerkt werden, daß das Domanialgut Staatseigenthum und keineswegs Privatgut des Herzogs ist. Auch von der Weincrescenz oder deren Erlös hat das Land seinen Antheil zu beziehen. Nichts hat daher im Rheingau mehr böses Blut gemacht, als die Wegnahme dieser Weine. Der höchste Stolz des Rheingauers ist sein feiner Wein. Ein Griff nach seinem Wein ist ein Griff nach seinem Herzen. Er blickte den stattlichen Fässern mit Groll und Wehmuth nach, als sie, wie Schiller sagt,

„das schwanke Brett
Hinübertrug nach jener andern Seite,
Wo deutsche Treu vergeht."

Gleichwohl brach auch hier der rheingauer Humor hervor. Ein Weingutsbesitzer, welcher zusah, mit welcher Schnelligkeit und Accurateſſe die sonst etwas träge Zunft der Weinschröter, getrieben von dem strammen, kurz angebundenen Wesen der Preußen, die schweren und großen Fässer schrotete (d. h. aus dem Keller zog) und auflud, sagte mit launigem Neid: „Wenn die Kerle nur auch einmal mir so schön schroteten, wie dem Breiß!"

Als Alles vorbei war, steckte der rheingauer Humor sogar den preußischen Landwehrhauptmann an. Er wandte sich an den Bürgermeister von Rüdesheim, mit dem er in der Nacht etwas rauh umgesprungen war, mit den Worten: „Und nun, Herr Bürgermeister, entschuldigen Sie mich, wenn ich Anfangs etwas heftig war; erlauben Sie mir zugleich, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin nämlich der Bürgermeister N. N. von X., wir sind also Collegen, gu'n Morjen,

Digitized by Google

Herr Colleg!" Und der Bürgermeister ohne Waffen schlug ein in die ihm dargebotene Rechte des Bürgermeisters in Waffen.

Dies ist der Akt, welchen der Herzog Adolph in dem bekannten, weder klugen, noch höflichen, jedoch nach der Auffassung unseres Hofdienstadels „höchst ritterlichen" Briefe, den er am 7. Juli an den Fürsten zu Hohenzollern schrieb, als die „Weinrazzia von Rüdesheim" bezeichnete, — ein in fürstlichen Erlassen bisher nicht sehr gebräuchlicher Ausdruck.

Am folgenden Tage fuhren schwere Wagen, beladen mit colossalen Fässern, durch die Straßen von Wiesbaden; es waren die Cabinetsweine aus den Domanialkellern von Hochheim, Wiesbaden und Eberbach, welche in die Bundesfestung Mainz und von da auf französisches Gebiet, nach Straßburg, geflüchtet wurden. Nach Straßburg hat auch die „Vereinigte Spielhölle von Wiesbaden und Ems" ihr am Roulette und am Trente et Quarante verdientes Sündengeld geflüchtet.

Die Großdeutschen, welche in den Wahlkämpfen der letzten Jahre so oft den Liberalen unterlegen waren, suchten nun ihrem aufgehäuften Grolle Luft zu machen, indem sie mündlich und in der oben geschilderten Frankfurter Scandalpresse einzelne Liberale, namentlich große Weinproducenten und Weinhändler, welche mit ihrem Absatz auf Preußen angewiesen sind und deshalb nicht wünschten, daß man einen Krieg mit demselben vom Zaun breche, mit den alberusten Verleumdungen heimsuchten, sie hätten den Preußen als Spione gedient u. s. w. Meinem Freunde Theodor Dilthey sagten sie sogar nach, er habe für Preußen Courier geritten, was bei seiner Fettleibigkeit seine absonderlichen Schwierigkeiten gehabt haben würde. Daß diese Denunciationen nicht die verhängnißvollsten Folgen hatten, daran

Digitized by Google

sind nicht die Denunciationen schuld, sondern der schnelle Gang der Ereignisse.

Nachdem die Preußen sich wieder auf das linke Rheinufer zurückgezogen, wurde unter der Leitung des bereits erwähnten Generalstabsofficiers in einem Rüdesheimer Vergnügungslocal, das, auf einer Terrasse gelegen, in den Rhein nach Bingen und Bingerbrück hinaus hervorragt, in der „Rheinhalle", ein Späherposten aufgestellt, der täglich viele Stunden lang mit dem Fernrohr auslugte, sowohl nach dem Feind auf dem linken, als auch nach Spionen auf dem rechten Rheinufer.

Wirklich entdeckte der Generalstabshauptmann auch Spione. Er nahm nämlich an dem Rüdesheimer Berg, in ein Kirschenwäldchen versteckt, Männer wahr, welche ein jeder zwei lange Stangen unter sich hatten und mit den weit ausgestreckten Armen Bewegungen machten, wie ein optischer Telegraph. „Halt, nun haben wir sie," sagte der Hauptmann, „das sind die Kerls, sie machen den Preußen in Bingerbrück verrätherische Mittheilungen!" Er wollte eben seine Anordnungen gegen sie treffen — „Herr Hauptmann", sagte da ein Rüdesheimer Bürger, der in seiner Gesellschaft war, „ehe Sie etwas thun, lassen Sie mich doch auch erst einmal durch Ihr Fernrohr gucken." Dies geschah. „Ei, ei, ei, Herr Hauptmann", lachte nun der wackere Rüdesheimer, „was sind Sie aber auf dem Holzweg mit den Spionen! Wissen Sie denn auch, wer das ist? Das ist der Schiffer Maul mit seinen drei langen Schlingeln von Buben, die stehen da oben auf Leitern und thun ihre Kirschen ab." Nähere Nachforschungen ergaben, daß die letztere Lesart die richtige war, und daß dem Hauptmann seine kriegerisch aufgeregte Phantasie einen kleinen Possen

Digitized by Google

gespielt hatte, der übrigens den Schiffer Maul in die Mainzer Kasematten hätte bringen können.

Umgekehrt irrte man sich in Geisenheim. Dort waren die Preußen auch gewesen am 28. Juni. Infolge dessen waren die österreichisch gesinnten Klerikalen, wenn auch ohne allen Grund, in großer Angst. Plötzlich erscholl am 29. Juni gegen Abend der Jubelruf: „Hurrah, die Oesterreicher kommen, sie ziehen schon in hellen Haufen den Bleichplatz und den Gänserasen herunter!“ Als nun besagte Oesterreicher etwas näher kamen, zeigte es sich, daß es die liebe Schuljugend war. Sie hatte sich im Rhein gebadet und dann aus jugendlichem Muthwillen und Neigung zur Abwechselung das Hemde einmal statt auf deutsche, auf polnische Manier, d. h. nicht unter, sondern über das Wamms angezogen. Aus diesem äußern Anscheine der Weißheit war der österreichische Irrthum der Geisenheimer Klerikalen entsprungen.

Wieder ein großer Trouble war vorgestern. Von Bad Ems kam eine Depesche, es rückten von dort 20,000 Mann Preußen gen Wiesbaden. Diese Schiffernachricht erwies sich später als irrig. Sie war wahrscheinlich von den Preußen selbst veranlaßt. Gleichzeitig hieß es in Rüdesheim: „Die Preußen stehen in Wiesbaden und kommen rheinabwärts marschirt.“ Und in Wiesbaden hieß es: „Die Preußen stehen in Rüdesheim und kommen rheinaufwärts nach Wiesbaden marschirt.“ Der blinde Lärm war dadurch entstanden, daß der Blitz in den Staatstelegraphen zwischen Wiesbaden und Rüdesheim eingeschlagen und die Telegraphendrähte zerrissen hatte. Sowohl oberhalb als unterhalb der Unterbrechung schrieb man dieselbe dem „Breiß“ zu; und in Wiesbaden gab

Digitized by Google

es abermals jene wilde Flucht, die wir schon einmal am 17. Juni erlebt und oben geschildert haben. Die Soldaten sagten — ich weiß nicht, zum wievielsten Male — ihren Geliebten das „letzte“ Lebewohl. Ohne Zweifel, um von Frankfurt, wohin sie gingen, in wenigen Tagen wieder hierher zurückzukehren und dann zum „allerletzten“ Male Lebewohl zu sagen. Wie oft sie noch diese Pendelschwingungen zwischen Frankfurt und Wiesbaden machen werden, das weiß nur Gott und außer ihm höchstens noch der Herzog Adolph und der Prinz Alexander.

Während die Preußen angeblich auf Wiesbaden, die Nassauer nach Frankfurt marschirten, hatten die Kurhessen im Rheingau auf der Landstraße zwischen Schierstein und Walluf aus Wagen und allerlei landwirthschaftlichen und häuslichen Geräthen eine riesenhafte Barrikade aufgeworfen, um den angeblich anrückenden Preußen den entschlossensten Widerstand entgegenzusetzen. Allein es kamen keine Preußen; und da sich auch sonst Niemand fand, der von der Barrikade Gebrauch zu machen gedachte, so mußte man dieselbe nach einiger Zeit wieder abtragen, ohne daß sie irgend einen Zweck gehabt hätte, als mehre Tage lang den gerade hier sehr lebhaften Straßenverkehr zu hemmen und den Bauern den Gebrauch ihrer Geräthschaften und Fuhrwerke zu entziehen.

Ich hörte indessen von kurhessischen Officieren, welche durchweg den besten Eindruck machten, Aeußerungen des Mißmuthes darüber, daß man sie zum herzoglichen Keller- und Küchenschutz und zu anderen nutzlosen Dingen verwende, sowie daß der Bundesarmeecorps-Commandant in Frankfurt und der Bundesfestungs-Commandant in Mainz Theile der Bundesarmee, statt für den Krieg, zu Privatzwecken des Herzogs

Digitized by Google

Adolph verwendeten und des Letzteren Requisitionen gegenüber, welche sich immer nur auf seine eigenen höchst persönlichen Sonderinteressen, statt auf allgemeine Angelegenheiten bezögen, allzu bereitwillig Folge leisteten.

Eine sehr denkwürdige Aeußerung vernahm ich von einem alten russischen Officier, der sich hier als Kurfremder aufhält. Er hatte die Kriege von 1812 bis 1814 mit Auszeichnung mitgemacht und interessirte sich, obwohl nunmehr außer Dienst, sehr lebhaft für alle militärischen Angelegenheiten. Er ging Anfangs Juli nach Frankfurt, um sich dort und in der Umgegend die Bundesarmee anzusehen. Als er zurückkehrte, fragte ich ihn, was er davon halte. „Sie wird geschlagen", sagte er lakonisch. Aber, wandte ich ein, es sind doch 130,000 Mann, das siebente und achte Armeecorps zusammen, und die süddeutschen Soldaten sind tapfer. „Gewiß, das weiß ich Alles", sagte der würdige alte Herr, „aber erlauben Sie mir ein Gleichniß. Sie wollen ein Diner geben. Sie kaufen die feinsten Rohstoffe, die delikatesten Speisen auf dem Markte, bei dem Marchand de commestibles, bei dem Delikatessenhändler, in der Wild- und Geflügelhalle, bei dem besten Schlächter und bei dem ersten Fischhändler der Stadt, kurz wo Sie wollen. Es ist Alles vortrefflich. Dann aber begehen Sie den verhängnißvollen Fehler und übertragen die Zubereitung nicht Ihrem Koch, sondern Ihrem Kutscher. Sehen Sie, das von diesem Kutscher verdorbene Essen — das vortreffliche Material, verhunzt und unbrauchbar gemacht durch unkundige Hände — das ist die Reichsarmee!"

Das ist traurig, sagte ich.

„Aber wahr", sagte der Russe. — — —

Digitized by Google

2.

Wie man annectirt und wie man annectirt wird.

(Geschrieben im August und September 1866.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie man annectirt und wie man annectirt wird.

Zwei Trostbriefe aus 1866.

Motto:
„Per quod quis peccat, per idem punitur et idem."

Erster Brief.

Wiesbaden, im August 1866.

In der Voraussetzung, daß, wie bei uns in Nassau das Bedürfniß, sich über preußische Zustände und Einrichtungen zu informiren, wächst, und die Buchhändler täglich Bestellungen auf von Rönne's Staatsrecht und ähnliche Werke erhalten, so auch in Preußen, Hannover, Schleswig-Holstein und Kurhessen Männer existiren werden, die sich in Kürze über die Verhältnisse eines Landes unterrichten möchten, mit welchem sie in die nächste und engste Gemeinschaft zu treten im Begriffe stehen, empfehle ich dem geneigten Leser, welcher sich mit Nassau kurzhandig zu befassen gedenkt, die Abhandlung „Herzogthum Nassau" in dem VII. Bande des deutschen Staatswörterbuchs von Bluntschli und Brater, von welcher auch bereits ein Separat-Abdruck in usum Delphini (zum Handgebrauch) existirt. Sie ist eine mit Sinn und Verstand, Sach- und Detailkenntniß ausgearbeitete kurze Darstellung

Digitized by Google

unſerer territorialen Entwickelung, unſerer Verfaſſung, Verwaltung und Statiſtik. Weiteres ſtatiſtiſches Material findet ſich in den bei Gelegenheit der naſſauiſchen Kunſt- und Gewerbe-Ausſtellung von 1863 publicirten „Beiträgen zur Statiſtik des Herzogthums Naſſau“ von Otto Sartorius; und wer ſich über die Territorial-Entwickelung näher unterrichten will, der möge zu jenem dicken Buche greifen, das den langen Titel führt: „Entwickelung der Territorial- und Verfaſſungsverhältniſſe der deutſchen Staaten an beiden Ufern des Rheines, vom erſten Beginne der franzöſiſchen Revolution bis in die neueſte Zeit, oder: Ausmittelung der im Großherzogthum Heſſen, Herzogthum Naſſau, in den königlich preußiſchen Regierungsbezirken Coblenz, Trier, Aachen, Köln und Düſſeldorf, ſo wie in den rheiniſchen Beſitzungen von Bayern, Oldenburg, Coburg und Heſſen-Homburg enthaltenen früheren Territorien und Einleitung in ihre Geſchichte und älteren Staatseinrichtungen. Ein Handbuch für Staatsmänner, Rechtsgelehrte und Verwaltungsbeamte von Wilhelm v. d. Nahmer“ (Frankfurt 1832). Das Buch iſt wie ſein Titel. Außerordentlich reich an zuverläſſigem und zum Theil intereſſantem Stoffe, aber ſehr langathmig und ſchlecht geordnet.

Doch genug von Büchern. Jetzt von den Menſchen. Die Preſſe liefert kein ganz genaues Bild der hier herrſchenden Stimmungen.

Nach der hieſigen Mittelrheiniſchen Zeitung kann vor Ungeduld die ganze Bevölkerung Naſſau's kaum den Augenblick abwarten, wo ſie formell und definitiv ganz preußiſch wird. Nach der Augsburger Allg. Zeitung tritt ſie jammernd in die Fußſtapfen eines für den Herzog Adolph bei dem

Digitized by Google

preußischen Abgeordnetenhause petitionirenden „begüterten Adels“ und sehnt sich zurück nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Jedenfalls entfernt sich indeß die letztere Darstellung am weitesten von der Wahrheit; wenn gar der Correspondent der Allg. Zeitung behauptet, die Führer der Opposition in Nassau würden für Annectirungs-Adressen und nur die fortgeschrittensten Demokraten seien preußisch, so sind dies Entstellungen, deren Tendenz nur zu deutlich zu Tage tritt. Der liberale Führer der Opposition, Dr. Lang, hat in einer Landesversammlung der liberalen Partei, ohne auf Widerspruch zu stoßen, sogar von solchen Adressen abgemahnt. Die fortgeschrittene Demokratie (d. h. der politische Radikalismus) aber war bei uns, wie überall in Süddeutschland, gut österreichisch. Sie ging mit den Klerikalen Hand in Hand, schrie „Feigheit und Verrath“ über die Liberalen, weil letztere für Neutralität und gegen die österreichische Heeresfolge waren, und versuchte auch in Wiesbaden einen „Volksverein“ nach dem Programm der Herren Röckel und Kolb zu gründen. Kaum im Entstehen begriffen, löste derselbe sich jedoch wieder auf, nachdem Herr Gustav von Struve einige Vorträge darin gehalten. Herr Gustav von Struve sprach sehr platt, sehr langweilig und noch dazu mit einer ganz unausstehlichen Fistelstimme, die gar nicht zu dem von weißen Haaren wild umwachsenen Munde zu gehören schien, aus dem sie ertönte. Er war jedoch nicht allein daran schuld, daß der Verein sich auflöste. Die Sache fand keinen Anklang. Für diese Partei ist gegenwärtig wenig Boden in unserm Lande. Ob in Zukunft, das hängt ganz allein von der Art ab, wie Preußen hier zu Lande regiert. Namentlich muß der Kultusminister

Digitized by Google

uns nicht mit Confessionsschulen, Regulativen und Kernliedern beglücken wollen*). Das würde sehr böses Blut machen.

Nicht zu bestreiten ist auf der andern Seite, daß der Herzog Adolph und seine Dynastie Anhänger im Lande hat, und zwar keineswegs blos, wie kürzlich ein Spötter behauptete, „bei den Dienstmädchen der Hauptstadt, welche fürchten, daß unsere Soldaten auswärts in Garnison kommen, und bei solchen Beamten, die gerne viel Gehalt beziehen und wenig arbeiten".

Ein Hauptumstand, der hier in Betracht kommt, ist bis jetzt wenig besprochen worden. Es ist das Domanial- und Kammergut des Landes, welches jährlich eine Brutto-Einnahme von 2,540,000 Gulden und einen Einnahme-Ueberschuß von etwa 650,000 Gulden hat. Der größere Theil des letzteren diente als Civilliste. Herzog Adolph, für seine Person ein Mann von den einfachsten Bedürfnissen, ist seiner Umgebung gegenüber von einer an Verschwendung grenzenden ritterlichen Freigebigkeit.

So gütig, weich und nachgiebig er gegen seine nicht allzu würdigen Günstlinge ist, so ungnädig, hart und nachsichtslos ist er gegen alle Diejenigen, die von seinen Günstlingen bei ihm angeschwärzt worden sind. Und unter diese Kategorie fallen wenigstens zwei Drittel seiner bisherigen Unterthanen.

Die Hofpartei, welche den Nutzen hatte, war stets eifrig bestrebt, dem Domanialgut den Charakter von Staatseigen-

*) Herr von Mühler that dies Alles doch und hat die Früchte dafür geerntet. Preußen kämpft jetzt mit den Gewappneten, welche den Drachenzähnen entsprossen, die Herr von Mühler gesäet hat.
(Anmerk. von 1875.)

Digitized by Google

thum, welchen es in den übrigen deutschen Staaten, namentlich auch in Preußen, überall hat, zu entziehen und ihm den Anschein von Privatfamilien-Eigenthum zu geben. Allein das Land hat sich stets eifrig dagegen gewehrt. Mit Recht. Denn es ist bekannt, daß die bisher regierende Linie Nassau-Weilburg von Haus aus arm ist, und daß der Hauptbestandtheil des gegenwärtigen Domanialgutes erst später erworben wurde und aus Wäldern und Forsten besteht, welche aus dem Besitz der in Verfall gerathenen Mark-Genossenschaften in die Hände des Staates übergegangen sind, aus Bergwerken, Mineralbrunnen und Bädern, welche vermittels der Staats-Regalien erworben wurden, und aus Weinbergen, welche ehemals den Erzbisthümern, den Domkapiteln, den Abteien und Klöstern der annectirten Landestheile gehörten.

Die Hofpartei und die Partikularisten glauben nun — ob mit Grund, das weiß ich nicht —, es in Berlin bewirken zu können, daß über Nacht und ohne daß das Land oder seine Vertreter gehört werden, ein großer Theil oder am Ende gar das Ganze des Landes-Domanialgutes dem Herzog Adolph als Privatvermögen zugewiesen werde*). Mit Recht

*) Von glaubhafter Seite wird versichert, daß es im Jahre 1867 mehr als einmal nahe daran war, daß eine solche Zuweisung wirklich erfolgte. Man erzählte mir sogar, es sei schon eine hierauf abzielende Punctation zur Unterzeichnung gelangt, Herzog Adolph habe solche jedoch nicht anders unterzeichnen wollen, als: „Adolph, von Gottes Gnaden, souveräner Herzog von Nassau, mit Vorbehalt seiner Thronrechte für sich und seine Succedenten", darüber sei man stutzig geworden und habe eine Dotation in Geld vorgezogen, welche so reichlich ausgefallen, daß Herzog Adolph jetzt ungefähr das doppelte Einkommen hat, wie er solches durchschnittlich als regierender Herr bezogen, und daß ihm das Eigenthum an dem diese Rente repräsentirenden Kapital gesichert ist, während es

Digitized by Google

glauben sie, daß dann ein Privatmann, welchem das werthvollste werbende Vermögen im ganzen Lande, namentlich beinahe ein Viertel des gesammten Grundeigenthums gehört, weit mehr Einfluß im Lande übt, als der Landesherr, und daß es klüger ist, es mit dem Ersteren zu halten, als mit dem Letzteren, welcher, nachdem die Domanial-Verwaltung den Rahm abgeschöpft, kaum noch im Stande sein wird, Steuern zu heben. Denn wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

Diese Andeutung wird genügen für Alle, welche die Sache mit nüchternen, praktischen Augen ansehen. Für wirkliche oder fingirte Schwärmer schreiben wir nicht.

Die Redensarten zumal von Stammes-Eigenthümlichkeit und angestammter Treue können hier zu Lande keinen Menschen täuschen. Wir wissen recht gut, daß „Nassau" nur der Name einer alten Burg an der Lahn und der dorther stammenden Familie ist. Diese Dynastie, namentlich die jüngere oder Ottonische Linie, hat eine glorreiche Geschichte. William III., prince of Nassau-Orange, hat England seine Verfassung, Wilhelm der Schweigsame (geboren in Dillenburg) hat den Niederlanden ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegeben. Die ältere oder Walram'sche Linie, welcher Herzog Adolph angehört, hat es deshalb zu nichts gebracht, weil sie kein Staatsbewußtsein hatte, sondern immer den Staat unter

früher zwischen ihm und dem Land streitig war. Dieses Abkommen mit der Dynastie Nassau, durch welches u. A. auch der Bruder des Herzogs aus preußischen Mitteln eine doppelt so hohe Apanage erhielt, als früher aus nassauischen, ist ein neuer Beleg des preußischen — Raubsystems.

Digitized by Google

die Prinzen vertheilte. Im siebenzehnten Jahrhundert wurde sie von Habsburg depossedirt; Habsburg verschenkte an einen Fürsten Lobkowitz diese Lande, die erst durch den westphälischen Frieden wieder an die Grafen Nassau zurückgelangten. Das „Herzogthum", das rheinbündlerische, war ein Napoleonisches Danaergeschenk. Von da an datirt auch die Erfindung einer „Nation der Nassauer". Es hat aber nie einen Volksstamm dieses Namens gegeben. Das Ländchen wird im Süden von einem Fragmente des fränkischen, im Norden von Bruchstücken des hessischen Stammes bewohnt. Ein Mann aus einem Dorfe des nassauischen hohen Westerwaldes versteht gar nicht den Dialect, der in einem Dorfe der nassauischen Main-Ebene gesprochen wird. Und umgekehrt.

Angestammt sind wir auch nicht. Denn das „souveräne Herzogthum" wurde vor fünfzig bis sechszig Jahren aus der buntesten Musterkarte kleiner Gebiete und Gebietstheilchen zusammengeflickt, und zwar theils durch Annectirung, theils durch Länderschacher.

Wir wollen darüber nur das Hauptsächlichste in Nachstehendem mittheilen:

Die nassau-weilburgische Linie annectirte durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 die vormals reichsunmittelbaren Abteien Arnstein, Schönau und Marienstatt, letzteres hat der Herzog Adolph unter seinem Director Werren 1864 um einen billigen Preis an eine Jesuiten-Anstalt verkauft, der er die weitestgehenden Corporations- und Unterrichtsrechte verlieh, ohne sich um den Protest der Ständeversammlung gegen alles das im geringsten zu kümmern —; sie annectirte weiter „die Reste von Kur-

Digitized by Google

Trier", nämlich die rechtsrheinischen Aemter Herschbach, Montabaur, Limburg, Wellmich, Ehrenbreitstein, Vallendar, Hammerstein; endlich die Trier'schen Antheile an mehreren zweiherrischen, d. h. zwischen Trier und Oranien getheilten Aemtern.

Das Haus Nassau-Usingen annectirte um dieselbe Zeit „die Reste von Kur-Mainz", nämlich die Aemter Königstein, Höchst, Kronberg, Hofheim, Eppstein, Oberursel, Heddernheim, Hochheim (mitinbegriffen die trefflichen Weinberge, auf welchen der berühmte „Domdechant" wächst), Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltville (mitinbegriffen die nicht minder berühmten Weinberg-Districte „Markobrunn" und „Steinberg", welche dem Domanial-Fiscus in Gnaden einverleibt wurden). Es annectirte sich ferner „die Reste von Kur-Köln", welche es indeß wieder abgeben mußte, nämlich zum Theil 1806 an das Großherzogthum Berg und zum Theil 1815 an Preußen, und das kurpfälzische Amt Caub am Rhein. Von Hessen-Darmstadt nahm es Braubach, ferner das zweiherrische, d. h. zwischen Darmstadt und Oranien getheilte Bad Ems, und das am Main gelegene sogenannte „blaue Ländchen". Von Isenburg nahm es Okriftel; die Grafschaft Sayn-Altenkirchen annectirte es mit Haut und Haaren; und vom Reichsgebiete eignete es sich die freien Reichsdörfer Soden und Sulzbach (bei Frankfurt) an.

Der Rheinbund gebar 1806 das „souveräne Herzogthum Nassau", indem die einzelnen Linien ihre „Lande" zusammenschossen und der Erstgeborene der ältesten Linie den Titel „Fürst" mit dem eines „Herzogs" vertauschte.

Bei dieser Gelegenheit annectirte sich das neugebackene

Digitized by Google

„Herzogthum“ durch das Patent vom 31. Juli 1806 zwei kurkölnische Aemter — Altenwied und Neuerburg —, die Grafschaften Wied-Neuwied, Wied-Runkel, Nieder-Ysenburg, die fürstlich oranische Grafschaft Diez, die im gegenwärtigen Augenblicke im Besitze des österreichischen Erzherzogs Stephan*), vormals (bis 1848) Palatinus von Ungarn, befindlichen Herrschaften Schaumburg und Holzappel, — die Besitzungen der Grafen von Waldbott-Bassenheim und von Solms, — endlich die reichsritterschaftlichen Besitzungen des Reichsfreiherrn vom und zum Stein, des Fürsten von der Leyen, des Grafen von Schönborn-Wiesentheid (der damals in einem längst der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe an den großen Freiherrn vom Stein die ganze Bitterkeit seines Herzens über den „kleinen Sultan von Nassau“ ausschüttete), den Reichsgrafen von Sickingen (Nachkomme des berühmten Ritters Franz; der „letzte Sickingen“ starb am Bettelstab, ein unbekannter „Freund der deutschen Geschichte“ stiftete ihm einen Denkstein bei seiner letzten Burgruine Sauerberg bei St. Goarshausen), der Grafen von Boos, der Herren von Frankenstein, von Bettendorf, von Marioth und wie weiter alle diese großen, kleineren und kleinsten Herren hießen, die damals noch viel weniger nassauisch werden wollten, als jetzt preußisch, die viel-

*) Erzherzog Stephan von Oesterreich, über dessen Exil in Nassau das von einer ihm im Leben nahe stehenden Person herausgegebene Buch: „Stephan Victor, Erzherzog von Oesterreich. Sein Leben, Wirken und sein Tod. 2 Thle. in 1 Bde. Wiesbaden, 1868“, genauen und wahrheitsgemäßen Aufschluß giebt, ist am 19. Februar 1866 in Mentone gestorben und hat die Herrschaften Schaumburg und Holzappel Sr. Königl. Hoheit dem Großherzoge von Oldenburg testamentarisch zugewandt.

Digitized by Google

mehr trotz alledem und alledem stets ausschließlich oder so viel wie möglich bettendörflich, mariöthlich und boosig und höchstens noch ein wenig österreichisch bleiben wollten, „bis an das Ende aller Dinge".

Leider wurden sie Alle mit einander schon damals gar nicht gefragt.

Der „von Gottes und Napoleon's Gnaden souveräne Herzog von Nassau" sagte in seinem Besitzergreifungs-Patent in einem Stile von fast antiker Einfachheit und Naivetät, er füge hiermit den gedachten kleinen Herren zu wissen, daß laut Verfügung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien, d. d. Paris, 12. Juli 1806, ihm, dem neugebackenen Herzoge, „die vollkommene Souveränetät" über alle diese unermeßlichen und unzähligen Lande übertragen sei, mit dem wörtlichen Anfügen: „dergestalten, daß Uns über besagte Graf- und Herrschaften die mit der Hoheit verbundenen gesetzgebenden, oberstrichterlichen, und Ober-Polizei-, auch Militär-Gewalt, benebst dem Rechte der Auflagen, ebenmäßig zustehen soll".

Das Besitzergreifungs-Patent findet sich wörtlich abgedruckt in Winkopp, Der rheinische Bund, Seite 97. Es ist contrasignirt von dem Minister von Marschall und dem Minister Hans von Gagern. Letzterer, der Begründer der herzoglich nassauischen und der königlich niederländischen Hausmacht, wollte 1815 sogar die Niederlande auf Kosten Deutschlands bedeutend vergrößern. Er ist der Vater des vormaligen Parlaments- und Reichsminister-Präsidenten Heinrich von Gagern, welcher gegenwärtig im darmstädtischen Landtag das bekanntlich so außerordentlich deutsch-gesinnte (den Ostsee-

Digitized by Google

Provinzen zum Bericht!) Ministerium von Dalwigk stützt, und des jetzigen k. k. Ministerialrathes Max von Gagern in Wien, unter dessen Auspicien im Winter 1863—64 das klerikale System Werren in Wiesbaden installirt wurde.

Jener Besitzstand von 1806 dauerte bis 1813, wo das Napoleonische Regiment zusammenbrach. Wie wenig schonend man damals gegen bestehende Rechte und Interessen verfuhr, wie wenig man darauf bedacht war, den Uebergang und die damit verbundene Krisis zu erleichtern und minder schmerzhaft zu machen, dafür möge als Beispiel angeführt werden, daß der genannte Hans von Gagern, als er am 20. December 1813, als Minister des „souveränen" Fürsten von Nassau-Oranien, für diesen wieder Besitz ergriff von dessen Landen, welche dem Großherzogthum Berg, Departement der Sieg, incorporirt waren und unter der Herrschaft der französischen Gesetzgebung, von dem verschimmelten und überlästigen kleinstaatlich-feudalen Quarke und Curiositätenkram befreit, die Segnungen der bürgerlichen Gleichheit und der wirthschaftlichen Freiheit kennen gelernt hatten, den Dorfschultheißen befahl, durch die Schelle verkündigen zu lassen, der Code Napoléon und alle in der Zwischenzeit erlassenen Gesetze seien außer Kraft getreten. Glücklicherweise wurde dieser „kühne Griff" später gemildert. Sonst wäre es bei uns gegangen, wie in Kurhessen, wo der zopfliebende Kurfürst befahl, daß man mit rückschrittlichen Siebenmeilenstiefeln von anno 1813 bis anno 1806 zurücksprang, so daß Obersten, welche bei Borodino und Saragossa mit Ruhm Regimenter geführt, zu Unterlieutenants zurückavancirten und Ober-Appellationsgerichtsräthe sich über Nacht wieder zu Assessoren ohne Sitz und Stimme verjüngen mußten.

Digitized by Google

Und dieselben Zöpfler — warum soll man nicht das italienische „Codino“ in Deutschland zu acclimatisiren suchen? —, welche damals diesen Salto mortale nach rückwärts schlugen, klagen heute bei dem so rücksichtsvollen und schonenden Vorgehen Preußens über grausame Härte!

Der Annectirungs-Periode von 1803 bis 1813 folgte die „Länderschacher-Periode“ von 1813 bis 1816. Jedenfalls wäre hier wohl der Ausdruck „Länderschacher“ besser angewandt, als für Lauenburg, wo ihn die süddeutsche Presse mit seltener Kraft, Ausdauer und Grazie in infinitum variirte. Durch die in den genannten vier Jahren geschlossenen Verträge arrondirte sich das Herzogthum Nassau zu der Figur, welche es bis jetzt ein halbes Jahrhundert lang conservirt hat.

Wir, die wir im Begriffe stehen, mit den Worten: Fuit Ilium — Fuimus Troes! nicht Halbpreußen nach Art. 55, sondern Vollpreußen nach Art. 2 der Verfassung zu werden, sind zwar zum größeren Theile geborene, aber nicht angestammte Nassauer. Unsere Eltern, welche Oranier, Trierer, Mainzer, Hessen u. s. w. waren, sind auch nicht gefragt worden, ob sie nassauisch werden wollten; und die Vorfahren des angeblich „begüterten“ Adels von Nassau, welcher in der Adresse an Se. Majestät den König seine Anhänglichkeit „an die Dynastie und das Land mit ihrer Geschichte“ so sehr betont, haben — wenn unsere Vermuthungen in Betreff der Namen der bis jetzt anonymen Unterzeichner richtig sind — 1803, 1806 und 1815 laut und lebhaft vor Kaiser und Reich Protest dagegen erhoben, daß sich einer ihres Gleichen, „ein gewisser Nassau“, zu ihrem Souverän aufwerfen wolle. Ob der Uebergang von der Antipathie von 1816 und der Sympathie von 1866 ein

Digitized by Google

Zeichen des Fortschritts oder des Verfalls dieser Familien ist, wird Jeder beurtheilen können, der den Unterschied zwischen wirklichem Grundadel und bloßem kleinfürstlichen Hofdienstadel (siehe oben sub voce „Domäne“ und „Civilliste“) kennt und weiß, daß, wenn diese Herren das Wort „nassauisch“ aussprechen, es in dem schwarz-gelben Resonanzboden ihres Herzens „österreichisch“ zurücktönt. Sie schicken auch in der Regel ihre Söhne, mit welchen man sonst nichts anzufangen weiß, in österreichische Dienste. Gegen Preußen und noch mehr gegen die preußischen Examina herrscht eine ganz entschiedene Idiosynkrasie.

So nun ist also das bisherige Herzogthum Nassau auf dem Wege der Annectirung und des Länderschachers aus wenigstens 30 bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts nicht zu einander gehörig gewesenen Ländern, Ländchen und Ländchens-Fragmenten zusammengeflickt und 1816 zu seiner jetzigen Verbindung abgerundet worden.

Nassau's letzter Minister, Prinz Wittgenstein, war schon ein Mann in seinen besten Jahren, als das „Herzogthum Nassau“ entstand. Er hat diese Schöpfung der Rheinbundszeit entstehen und untergehen sehen. Zu ihrem Untergange hat er, wissentlich und unwissentlich, viel, sehr viel beigetragen.

Nassau's erster Minister, der Freiherr Marschall von Biberstein, hat, als er am 4. März 1818 — der 4. März ist bekanntlich stets ein verhängnißvoller Tag für die Dynastie Nassau gewesen — die erste nassauische Ständeversammlung eröffnete, eine so geistreiche, durchdachte, glänzende Rede zur Verherrlichung der Annectirung gehalten, daß man das annectirte Nassau von 1866 nicht besser trösten, beruhigen und

Digitized by Google

überzeugen kann, als durch dieses Manifest des annectirenden Nassau von 1818.

Da es wenig bekannt ist, so werde ich in meinem nächsten Briefe dasselbe wörtlich oder im Auszuge mittheilen, benebst Moral und Nutzanwendung.

Zweiter Brief.

Wiesbaden, im September 1866.

Die Fürsten von Nassau, oder richtiger gesagt, der Herzog von Nassau-Usingen und der Fürst von Nassau-Weilburg — denn der Erstere war unter Napoleon vom Fürsten zum „souveränen Herzog" avancirt — waren etwas zu lange in dem Rheinbunde verblieben und fürchteten 1814, zur Strafe dafür mediatisirt zu werden. Um dieses Schicksal abzuwenden, galt es, zu zeigen, daß man „im Frieden lebe mit seinem Volke". Die beiden regierenden Herren beauftragten daher Höchstihren gemeinschaftlichen Regierungs-Präsidenten, schleunigst eine Constitution auszuarbeiten. Dieselbe wurde binnen dreimal vierundzwanzig Stunden fertig gemacht und in dem Gesetzblatte Nr. 18, Mitte September 1814, publicirt. Es ist dieses, so viel wir wissen, die erste moderne constitutionelle Verfassung, welche in Deutschland das Licht der Welt erblickt hat. Sie setzt zwei Kammern ein, nämlich eine Herrenbank und eine Deputirten-Kammer. Erstere sollte aus den Prinzen, den Standes- und Grundherren und einer gewählten Vertretung des landsässigen Adels bestehen, letztere aus gewählten Abgeordneten, für die ein hoher Census für die active und

Digitized by Google

ein noch höherer für die passive Wahlfähigkeit vorgeschrieben wurde, und aus Vertretern des Gelehrten-Schulwesens, so wie der katholischen und der evangelischen Landeskirche. Leider war nicht gesagt, wann diese Verfassung in Kraft treten solle. Im Uebrigen blendete das Constitutions-Edict durch die liberalen Grundsätze, welche es in möglichst grundrechtlicher Unergründlichkeit und abstract-inhaltsloser ungreifbarer Allgemeinheit aufstellte, und durch die Versprechungen, welche es machte. Leider sind jene Grundsätze nicht realisirt und diese Versprechungen nicht gehalten worden. Ein verhängnißvoller Fehler, der allen sogenannten Grundrechten eigenthümlich zu sein scheint, weshalb denn auch alle unpraktischen Idealisten eine so außerordentliche Vorliebe für „Grundrechte" haben und die urtheilslose Masse für dies Wort, worunter man sich Alles und Nichts denken kann, von Zeit zu Zeit zu schwärmen beliebt. Für den Augenblick aber erfüllte das so eilig zu Stande gebrachte Constitutionswerk vollkommen seinen nächsten Zweck. In Folge der Octroyirung dieser glorreichen Verfassung hat sich damals die neu erfundene nassauische „Nation", ohne die Absicht zu merken oder sonstwie verstimmt zu werden, für ihre angestammten constitutionellen Herrscher, höchstdero Intentionen entsprechend, begeistert; und die Letzteren wurden nicht mediatisirt. Aber sie erlebten auch nicht die Einführung ihrer Constitution, sondern starben Beide kurz nach einander im Anfange des Jahres 1816, der Usinger ohne und der Weilburger mit Nachkommenschaft. Des Letzteren Sohn succedirte als „Wilhelm I., souveräner Herzog von Nassau". Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß jene Constitution von 1814 gar nicht nach seinem Geschmacke war. Er regierte als Autokrat, war indeß ein be-

Digitized by Google

gabter Mann. Die erste Periode seiner Regierung brachte Reformen. Sie bildet die glänzendste Seite der nassauischen Geschichte, wenn es in Zukunft noch eine solche geben wird.

Im Widerspruche mit der Constitution von 1814, nach welcher ohne Zustimmung der Stände weder Gesetze erlassen, noch das Budget festgestellt und Steuern erhoben werden sollten, regierte man noch drei und ein halbes Jahr in der absolutistischen Rheinbunds-Manier fort.

Das wurde denn doch dem großen Reichsfreiherrn vom Stein, der in Nassau geboren und begütert war — seine Stammburg liegt ein Stündchen oberhalb Bad Ems an der Lahn auf dem nämlichen Berge, wie die Stammburg derer von Nassau, auf einem in das Lahnthal vorspringenden Felsplateau; dort errichten wir so eben unserm großen Landsmanne ein Denkmal, zu dem der König von Preußen seinen Beitrag gesteuert hat, aber nicht der Herzog von Nassau — und der das Mediatisirtwerden zu Gunsten eines so kleinen Fürsten schon an sich mit schwerem Unwillen getragen hatte, zu arg.

Er mahnte den autokratischen Herzog Wilhelm zum öfteren persönlich an seine Pflicht.

„Ein bloßes einseitiges Versprechen, wie die Constitution vom September 1814", sagte der wackere Reichsfreiherr, „ein bloßes landesherrliches Edict, sei es noch so feierlich verfaßt und bekannt gemacht, könne nun einmal den leider nicht ohne Grund zum Mißtrauen geneigten Gemüthern keine hinlängliche Beruhigung gewähren; dazu sei erforderlich, daß die Verfassung auf einem zwischen dem Landesherrn und dem Lande vereinbarten und abgeschlossenen unwandelbaren Vertrage ge-

Digitized by Google

gründet werde; ein solches erfordere auch die Würde der neuen Einrichtung, die Sorge für ihre Festigkeit und Dauer, die dringende Nothwendigkeit, die durch die Zeitereignisse gereiften Bürger zu befriedigen."

Der souveräne Herzog ignorirte die reichsritterliche Mahnung, obgleich sie von dem übrigen Adel, namentlich von den Grafen Schönborn, Bassenheim und Walderdorff, unterstützt wurde. Das gräfliche Haus Walderdorff war damals und ist noch das reichste in Nassau, und Mitglieder desselben waren früher Kurfürsten und Erzbischöfe in Mainz und Trier.

Am 26. Juni 1816 richteten der Freiherr von Stein und der Graf von Walderdorff eine feierliche schriftliche Mahnung an den „souveränen" Herzog.

„Es sind nun beinahe zwei Jahre", sagten die Petenten, „daß durch das Constitutions-Edict von 1814 die feste Absicht ausgesprochen wurde, dem aus vielen fremdartigen Theilen zusammengesetzten Herzogthume eine Verfassung zu geben, welche den Bedürfnissen der Zeit und des Landes entspreche.

„Die Regenten haben deutlich, feierlich und wiederholt ihren Willen kundgegeben, den Ständen die Theilnahme an der Gesetzgebung, die Verwilligung der Abgaben und die Aufsicht über deren Verwendung einzuräumen. Nachdem mit dem Jahre 1815 die Einverleibungen beendigt waren, hätte man erwarten dürfen, daß nunmehr zur Aufrichtung und Ausbildung der Landesverfassung, zu welcher das Constitutions-Edict nur einige nothdürftige und ganz allgemein gehaltene Umrisse giebt, geschritten und jede eingreifende Neuerung ausgesetzt werde, bis alle der Zusammenberufung der Landstände wirklich oder vermeintlich entgegenstehenden Hindernisse beseitigt

Digitized by Google

wären. Allein das Ministerium hat weder seinen Organisationsdrang mäßigen, noch demselben eine constitutionelle Form geben können. Es hat in den wichtigsten Dingen der Entscheidung der Stände vorgegriffen. Wir erheben deshalb, unter Berufung auf das Constitutions-Edict von 1814 und die Bundes-Akte Art. 13, Beschwerde und verlangen, daß jene vorgreiflichen Verordnungen suspendirt werden, und daß das Ministerium, anstatt fortzufahren, wie bisher, Gesetze im voraus in die Seele der noch nicht bestehenden Landstände hinein zu geben, einen festen Termin zum Zusammentritt des Landtages festsetzt."

Der Erfolg der Beschwerde war leider nur der, daß die beiden edlen Beschwerdeführer höchsten Orts in die tiefste Ungnade fielen. Sie ließen sich dadurch nicht beirren in der Erfüllung ihrer Bürgerpflicht.

Im Anfange des Jahres 1817 traten sie mit einer neuen Mahnung vor den Thron. „Seit der Verkündigung der Constitution von 1814", sagt Stein, „habe man ohne Stände die wichtigsten Gesetze erlassen, die tiefgreifendsten Neuerungen vorgenommen, man habe Staatsgut für fürstliches Privateigenthum erklärt, eine fehlerhafte Steuerverfassung durch eine noch fehlerhaftere und weit drückendere ersetzt, die Einkünfte des Domanialgutes theilweise der Verwendung zu Staatszwecken entzogen und statt dessen die Bürger mit Steuern überbürdet, die bis zum Schlusse des Jahres 1815 rückständig gebliebenen Staatseinnahmen der fürstlichen Privatkasse hingewiesen, die Gemeinden ihrer Selbstständigkeit beraubt, die Büreaukratie allmächtig gemacht, Beamten-Willkür und Beamten-Insolenz geflissentlich großgezogen, eine fehlerhafte

Digitized by Google

und unförmliche Organisation eingerichtet, auf eine ganz unnatürliche Art Polizei, Administration und Rechtspflege mit einander verbunden*), die Waldeigenthümer unter eine erdrückende Vormundschaft gestellt u. s. w.; — bei den zwischenzeitlich erlassenen Gesetzen habe man Anfangs wenigstens noch der Stände erwähnt und deren spätere Zustimmung vorausgesetzt, in den neueren Verordnungen und Edikten dagegen werde ihrer gar nicht mehr gedacht! — so habe man denn Alles ohne Stände büreaukratisirt und mit Instructionen versehen, vom Staatsrathe bis zum untersten Dorfgemeinde-Diener hinunter."

An diese Schilderung knüpfen die Petenten die Bitte:

„Die unterthänigst Unterzeichneten bitten demnach Ew. Durchlaucht, dem von Ihren hochverehrten Vorfahren feierlich

*) Ueber diesen Punkt schreibt Stein vom 6. Juli 1816 an die geistreiche und patriotische Fürstin Amalie von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, welche damals auf ihrem Schlosse Schaumburg an der Lahn (dem jetzigen Asyl — oder Exil? — Sr. K. K. H. des Erzherzogs Stephan von Oesterreich) residirte und ebenfalls bei dem Herzog von Nassau in tiefster Ungnade war: „Derselbe Amtmann soll Processe und Untersuchungen führen, Recht sprechen, besteuern, conscribiren, Wasserbau, Wegebau, Sanitäts-Anstalten, Schul- und Kirchenwesen, Communal-Haushalt, Forst-, Gewerbe-, Commerzial-, Paß-Polizei u. s. w. u. s. w. beaufsichtigen, leiten und controliren — welcher Unsinn!" Dieser 1816 von Stein gerügte Unsinn bestand im Jahre der Gnade 1866 noch und ist, je mehr er im Laufe dieses halben Jahrhunderts mit der vorschreitenden geistigen, politischen und wirthschaftlichen Kultur in Widerspruch gerieth, natürlich immer unsinniger, eigensinniger und boshafter geworden. Erst Preußen hat ihn beseitigt und die Rechtsprechung von der Verwaltung getrennt. So kurz aber ist das Gedächtniß der Menschen, daß jetzt einige Leute den nassauischen Zustand zurückwünschen, wozu freilich schwere Mißgriffe der preußischen Büreaukratie und vor Allem die der dortigen Bevölkerung nicht zusagende Richtung des preußischen Kultusministerii Anstoß und Vorwand gegeben haben.

Digitized by Google

gegebenen fürstlichen Worte getreu, Zeit und Ort zur Einberufung der Stände-Versammlung gnädigst zu bestimmen und so dieses Schattenbild in das wirkliche Leben zu rufen."

Endlich, nachdem man Alles, was zu regeln war, auf dem Wege der einseitigen Verordnung geregelt, nachdem man namentlich über das Landes-Domanial-Vermögen, unter dem feierlichen Proteste des Grundadels und des Landes, einseitig zu Gunsten der privaten Sonder-Interessen der Dynastie verfügt hatte, nachdem nach allen Richtungen hin vollendete Thatsachen geschaffen waren, woran die Stände nichts mehr heben noch legen konnten, „nachdem", wie es in dem Edicte des Herzogs vom 27. Januar 1818 wörtlich heißt, „durch die gebotene Einführung gleichförmiger Verwaltungs-Einrichtungen nunmehr für alle Landestheile ein übereinstimmendes Landesinteresse begründet worden ist," schrieb man die Wahlen aus und berief den Landtag auf den 4. März 1818.

Mit ängstlicher Spannung sah man dem Eröffnungs-Acte entgegen.

Die Eröffnungsrede des Herzogs zeichnet sich mehr durch Länge, als durch Klarheit aus. Nur das ging sehr deutlich daraus hervor, daß er fest entschlossen war, der Thätigkeit der Stände sehr enge und bescheidene Grenzen zu ziehen. Die Stände antworteten mit einer hyperloyalen Adresse, in welcher auch wieder der für das nassauische Byzantinerthum geradezu unvermeidliche arme Graf mit der verpfändeten halben Grafschaft als „Kaiser Adolph" mit seiner „Kaiserkrone" und seinem „kaiserlichen Purpur" als herkömmliches decoratives Ornament an den Haaren herbeigezogen wurde. Die Herrenbank und die Deputirten-Kammer hatten gemeinschaftlich diese Adresse

Digitized by Google

berathen, beschlossen und überreicht. Das erste Wort des „souveränen" Herzogs an seine getreuen Stände war ein Verweis. Bei der Ueberreichung dieser Adresse „geruheten" nämlich Se. Herzogliche Durchlaucht, in nachfolgenden Ausdrücken zu erwiedern: „Für die Zukunft muß ich erwarten, daß, einer höchstwesentlichen Bestimmung der Verfassung entsprechend, künftig die Mitglieder der Herrenbank und die Mitglieder der Landes-Deputirten-Versammlung sich immer nur in abgesonderten Deputationen mir nähern dürfen." — Also ein Ländchen von 80 Quadratmeilen und einer Viertel-Million Einwohner hat zwei Kammern, die sich nur abgesondert nähern dürfen! Ein viel versprechender Anfang! Nicht wahr? Nun, Ende gut — Alles gut.

Darauf wurde vor den versammelten Landständen beider Kammern und „vor den zahlreich sich eingefundenen Zuhörern" (nassauischer Kanzleistilus!) von dem dirigirenden Staatsminister über die dermalige Lage des Herzogthums „Vortrag abgelegt", in dessen Eingang sich der Minister Freiherr von Marschall berühmt, daß er ununterbrochen seit fünfundzwanzig Jahren unter den mannigfaltigsten und verwickeltsten Zeitverhältnissen für die Feststellung der äußeren und inneren Verhältnisse dieses Landes gewirkt habe. Dann trägt er zur Begründung der Annectirungs-Theorie und zur Rechtfertigung des Umstandes, daß mit fortschreitender Kultur die kleinen Länder von den großen nach unabänderlichen Naturgesetzen nothwendig absorbirt zu werden pflegen, wörtlich Folgendes vor:

„Seit mehreren Jahrhunderten waren die Länder zwischen dem Main, der Lahn, der Sieg und dem Rhein, die jetzt unser Herzogthum bilden, unter die verschiedensten Staaten

Digitized by Google

und Herrschaften nach der Fügung früherer zufälligen geschichtlichen Begebenheiten getheilt.

„Folgen dieser Trennung waren für diese Länder die abweichendsten politischen und administrativen Einrichtungen, durch welche ihre Bewohner politisch von einander abgesondert und sich fremd wurden. Alle einzelnen Theile dieses Landstrichs und öfters ganz kleine Gebietstheile wurden dadurch, im Widerspruche mit dem, was die Stammesverhältnisse forderten, genöthigt, nur ein isolirendes eigenes Partikular-Interesse zu verfolgen.

„Ein Boden trug ihre Bewohner, ein Land nährte sie, aber ein gemeinschaftliches Landesinteresse verband sie nicht.

„Selbst der Umstand, daß etwa zwei Dritttheile unseres Herzogthums aus altnassauischen Stammländern zusammengesetzt sind, konnte nicht eine größere politische Einheit unter den Bewohnern dieser Gegenden erzeugen, weil auch das nassauische Gebiet unter eine zu große Anzahl Fürsten vertheilt war, welche zwar Familien-Verträge in Beziehung auf Erbfolge u. s. w. vereinigten, nicht aber in Beziehung auf Regierung und Verwaltung. Des Familienbandes ungeachtet blieben daher auch die ursprünglichen nassauischen Fürstenthümer und Herrschaften vor ihrer früher oder später vor sich gegangenen Vereinigung einander gerade so fremd, als andere abgesonderte deutsche Länder.

„Begebenheiten, die vor wenigen Jahren noch Niemand zu vermuthen oder gar vorauszusehen im Stande war, und die meistens Resultate der großen politischen Umwälzung sind, welche die Gestalt Deutschlands wesentlich abgeändert hat, haben es auch bewirkt, daß diese durch Schönheit, Fruchtbar-

Digitized by Google

keit und die mannigfachsten Producte aller Art, durch einen hohen landwirthschaftlichen Kulturstand und die vorzüglichsten Eigenschaften ihrer Bewohner ausgezeichneten, in dem Herzen von Deutschland liegenden Länder jetzt Einem Fürsten gehorchen, und zwar einem Fürsten aus dem Geschlechte, dem der ungleich größere Theil des vereinigten Landes schon seit Langem unterworfen war.

„Es darf bei dieser Veranlassung nicht unbemerkt gelassen werden, daß um das Wohl dieser Länder sich die vor Kurzem erst verstorbenen Regenten das große Verdienst erworben haben, daß die kritischen Zeitpunkte in den kaum verflossenen Jahren von ihnen mit Weisheit und Einsicht dazu benutzt worden sind, die vorher getrennten Länder, die durch Lage und gemeinschaftlichen Verkehr mit einander vereinigt zu werden von der Natur bestimmt sind, auch politisch zu vereinigen, so daß sie nun ein geschlossenes, in seinem Innern durch keine dazwischen liegende fremde Herrschaft mehr unterbrochenes einheitliches Staatsgebiet bilden. Keine Aufopferung, um diesen für alle Bewohner dieser Länder gleich wohlthätigen Zweck zu erreichen, hat insbesondere dem durch die vorzüglichsten Eigenschaften des Verstandes und des Herzens gleich ausgezeichneten Fürsten Friedrich Wilhelm (von Nassau-Weilburg) zu schwer geschienen. Mit Recht sah dieser geistvolle Herr die politische Vereinigung des früher topographisch vereinigten Gebiets als nothwendige Verbindung aller zweckmäßigen Staats- und Verwaltungs-Einrichtungen an, deren das Herzogthum sich nun zu erfreuen hat.

„Wenn wir auch nur bei einer der Folgen dieser Vereinigung, nämlich der dem Lande gegebenen Verfassung, stehen

Digitized by Google

bleiben, so drängt sich uns von selbst die Bemerkung auf, daß ihr Dasein durch ein in sich geschlossenes Staatsgebiet bedingt erscheint, welches groß genug ist, um der Entwickelung aller Staats-Institutionen zum allgemeinen Besten den erforderlichen Raum zu gestatten.

„Denn nachdem auf diese Art unser Land gebildet, nachdem der Grund zu innern Reibungen unter den Bewohnern unseres Landes, früher aus getheilten Interessen entspringend, vernichtet, — nachdem eben dadurch es möglich gemacht war, auch die verschiedenen Verwaltungssysteme, welche die Folge der früheren Trennung waren, aufzuheben, war auch erst die Möglichkeit gegeben, in dem Lande eine Verfassung in das Leben zu rufen und auf Grund dieser Verfassung eine neue allgemeine einheitliche Verwaltungs-Ordnung zu bauen.

„Unter großen Anstrengungen ist dieser Zweck in den letztverflossenen Jahren von den jüngst verstorbenen Regenten und unserm Herzoge erreicht worden!"

So sprach der nassauische Premier-Minister am 4. März 1818.

Kann man geistreicher die Zwergstaaterei mit ihren spaltenden, entfremdenden und isolirenden dynastischen Partikular- und Sonder-Interessen bekämpfen? Hat je ein Minister treffender die Nachtheile geschildert, welche im Gegensatze zur wirklichen nationalen Monarchie die allzu große Anzahl kleiner Fürsten für ein topographisches Gebiet hat, das dadurch der politischen Einheit beraubt wird? Hat je Einer das zufällige Ergebniß überlebter historischer Ereignisse geringschätziger und richtiger gewürdigt?

Hat nicht der nassauische Minister von 1818, mit pro-

Digitized by Google

phetischem Auge die Ereignisse von 1866 voraussehend, von der Macht der vollendeten Thatsachen gesprochen und von „den die Gestalt Deutschlands wesentlich ändernden welthistorischen Ereignissen, die vor wenigen Jahren noch Niemand vorauszusehen im Stande war?“ Hat er nicht Nassau und Preußen im Auge gehabt, als er von den Ländern sprach, „welche von der Natur dazu bestimmt sind, nicht nur wirthschaftlich, sondern auch politisch mit einander vereinigt zu werden“, als er auf die wirthschaftlichen Interessen und den „gemeinschaftlichen Verkehr“ hinwies und die Beachtung, welche solche verdienen (die ihnen aber nicht mehr zu Theil ward durch den Herzog Adolph, welcher das von der Natur an Preußen gewiesene Land österreichisch machen wollte und alle Diejenigen, welche warnend die Stimmen hiergegen erhoben und den Untergang der Dynastie weissagten, mit dem tödtlichsten Hasse verfolgte)?

Scheint nicht der nassauische Minister von dem Könige Wilhelm von Preußen und dem Grafen von Bismark zu sprechen, wenn er den durch die vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens gleich sehr ausgezeichneten Fürsten preist, „welchem keines der Opfer zu schwer erschien“, welches er für Beseitigung einer veralteten Zwergstaaterei gebracht hat; — wenn er die Einsicht und Weisheit und die großen Verdienste Derjenigen rühmt, welche den „wohlthätigen Zweck“ verfolgten, die vorher getrennten Länder mit einander zu einem einheitlichen und ungetheilten Staatsgebiete zu vereinigen, und zwar unter Einem Fürsten, dem auch bisher „der ungleich größere Theil des vereinigten Deutschlands schon seit Langem unterworfen war?“

Digitized by Google

Wenn Herr von Marschall 1818 mit Recht behaupten konnte, gegenüber der fortschreitenden Kultur seien die Fürstenthümer Wied und Schaumburg, die Grafschaften Bassenheim und Westerburg, die Herrschaften der kleinen Herren von Boos, von Bettendorf und von Marioth denn doch viel zu klein, als daß sie noch irgend einen erkennbaren Anspruch auf staatliche Existenz hätten, müßte denn nicht dieser scharfsinnige Politiker heute, wenn er noch lebte, nach der unerbittlichen Consequenz der Logik und der Thatsachen zu dem Ergebnisse kommen, daß heutzutage die Dynastie Nassau demselben Schicksale verfallen muß, welches sie selbst vor fünfzig Jahren an den Dynastien derer von Wied und von Westerburg, derer von Bassenheim und von Schaumburg, derer von Boos, von Marioth und Bettendorf mit erbarmungslosen Händen bereitet?

Haben sich nicht innerhalb dieser letzten fünfzig Jahre die damals unwegsamen und isolirten Lande durch Land- und Wasserstraßen, durch Posten und Telegraphen, durch Dampfschiffe und Eisenbahnen so sehr mit einander verbunden und vereinigt, daß die Zeit gewachsen ist und der Raum sich gekürzt hat, und man heutzutage mit größerem Rechte sagen kann: „El mondo è poco“ — „die Welt ist klein“ —, als dies der große Christophero Colombo vor fast vierhundert Jahren gesagt hat?

Hat sich nicht seit dieser Zeit zwischen Preußen und Nassau, von welchen das eine die Kohlen hat und das andere den Eisenstein, eine Einheit aufgebaut, die eine Störung durch divergirende dynastische Interessen absolut nicht mehr duldet? Hat sich nicht bei uns eine Privat-Industrie ent-

Digitized by Google

wickelt, von welcher man keine Ahnung hatte 1818, wo nur einige verkümmerte Domanial-Hütten und fiskalische Hammerwerke existirten, welche letztere zwischenzeitlich zu Grunde gegangen? Ist nicht bei uns ein Bergbau entstanden, von welchem man 1818 fast nichts wußte, — ein Bergbau, der vorzugsweise auf den Export nach Preußen angewiesen ist und der schon lange vergeblich nach der Wohlthat seufzt, in Bezug auf Administration und Besteuerung, auf öffentliches und Privatrecht der Wohlthaten der preußischen Gesetzgebung theilhaftig zu werden? Ist nicht an die Seite des Handwerks ergänzend die Großindustrie und an die Seite der extensiven Landwirthschaft die intensive getreten? Hat nicht unser Weinbau seinen trefflichsten Markt in Preußen? Und ist nicht dieses Alles nicht durch die nassauische Regierung, sondern trotz derselben so gekommen? Und haben nicht alle diese Grundlagen der Wohlfahrt ewig wiederkehrende Störungen zu besorgen von einer Dynastie, der die Interessen des Hauses Habsburg stets höher standen, als die des eigenen Landes? Und werden wir nicht durch die Einverleibung wieder vereinigt mit unseren alten speciellen Landsleuten, mit welchen wir viele Hunderte von Jahren hindurch, zu Mark- und Gaugenossenschaft, in Staats- und Stammes-Gemeinschaft verbunden, in Freundschaft gelebt haben, bevor uns „Nassau's Schwert getheilt"? Kommt nicht das oranische Dillenburg mit dem oranischen Siegen, das trier'sche Montabaur mit dem trier'schen Coblenz, das vormals kölnische Land mit seiner Hauptstadt Köln, das wiedische Runkel mit dem wiedischen Neuwied, die hessische Grafschaft Katzenelnbogen mit dem alten Kurstaate Hessen wieder unter

Digitized by Google

Einen Hut? Ist es nicht ein Fest des Wiedersehens und der Wiedervereinigung mit lieben, alten Freunden und Verwandten, welches wir werden zu feiern haben?

Wenn ich heute die Rede des Ministers Marschall von 1818 lese, so fällt mir immer von neuem eine Aeußerung des großen Niccolo di Bernardo dei Macchiavelli ein; ich bedauere, sie nicht wortgetreu hierher setzen zu können, da mir das Buch nicht augenblicklich zur Hand ist. Macchiavelli erörtert, wie langsam sich eine Idee in der Geschichte Bahn bricht und wie dies scheinbar immer nur stoßweise und mit großen Unterbrechungen oder langen Erholungspausen geschieht, während deren sie gänzlich zu ruhen scheint, — aber nur, um, wenn die Zeit der Ruhe herum ist, vermöge des Gesetzes „der Rückkehr zum Zeichen" mit einer durch Vertiefung und Sammlung zehnfach verstärkten Kraft zurückzukehren und die Barrière mit Einem Satze zu überfliegen, vor welcher sie früher zagend zurückwich.

Herr von Marschall hat 1818, um es mit Worten des Italieners auszudrücken, der das historische Gesetz dieser Hergänge entdeckt hat, zum ersten Male das Schlachtenbanner entfaltet, das Gonfalone auf das Caroccio aufgepflanzt; Graf von Bismarck aber hat es 1866 auf dem Wege des Ritorn' al signo siegreich zum Ziele getragen. Letzterer wird 1867 in anderer Form vor dem in Preußen geeinigten Deutschland dieselbe Rede halten können, welche Marschall 1818 vor den in Nassau geeinigten deutschen Landen zwischen Main, Lahn, Sieg und Rhein gehalten.

Digitized by Google

3.

Die Katastrophe.

(Geschrieben im November 1866.)

Digitized by Google

Die Katastrophe.

(November 1866.)

Motto:

„Venit summa dies et ineluctabile tempus
Dardaniae; fuimus Troes; fuit Ilium et ingens
Gloria Teucrorum.“

Virg. Aeneid.
lib. II, vers. 324. 326.

Ist der Vergleich gestattet, so hat am 4. November 1866 das Haus Nassau Walram'scher Linie seine „Adieux de Fontainebleau“ gefeiert. Herzog Adolph hat sich von dem Reste seiner Armee verabschiedet. Und seine Armee, obgleich nur sechstausend Mann, lag ihm mehr am Herzen als das ganze übrige Bereich seiner fürstlichen Machtvollkommenheit. In dem Staatshandbuch des Herzogthums Nassau, welches jedes Jahr herausgegeben wurde, handelt das erste Kapitel von dem Hofstaate, das zweite von dem Militäretat; und letzteres Kapitel begann mit den Worten: „Das Obercommando führen Seine Hoheit der Herzog Allerhöchstselbst.“ Auch von dem Truppencommando hieß es: „Wird, so lange ein Generalcommandant der herzoglichen Truppen nicht ernannt ist, von Seiner Hoheit dem Herzog Allerhöchstselbst geführt und geht sonach im Obercommando der Truppen auf.“ Obgleich hiernach der Herzog Adolph einen großen Theil der Last des Commandos auf sich genommen hatte, so existirten

Digitized by Google

doch außer ihm ausweislich der officiellen Angaben des gedachten „Staatshandbuchs“ nicht weniger als neun Generale, nämlich 1) der Generallieutenant Prinz August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, der nebenbei auch dirigirender Staatsminister war; 2) der Generallieutenant und Geheime Rath von Hadeln, der mit dem Prädicat Excellenz begabt war und die Erziehung des Herzogs geleitet hatte; 3) der Generalmajor Hieronymus von Ziemiecki, der vor zwölf Jahren als fremder — österreichischer oder sächsischer — Oberlieutenant a. D. in das Land gekommen und schnell bis an die Spitze des Militärcabinets avancirt war; 4) der Generalmajor Prinz Nicolaus von Nassau, Halbbruder des Herzogs, Präsident des Herrenhauses; 5) der Generalmajor Freiherr Anton von Breidbach, früher Oberstallmeister des Herzogs, bekannt als geschickter Bienenzüchter; 6) Generalmajor Weiz; 7) Generallieutenant Hergenhahn; 8) Generalmajor Franz von Holbach, Chef des Kriegsministeriums und persönlich bei dem Herzog sehr gern gesehen, weil er demselben die trüben Stunden der Herabstimmung, welche mit denen der Aufregung und Erhebung abzuwechseln pflegten, durch Anecdoten und Burlesken zu verscheuchen verstand, und endlich 9) Generalmajor Roth, der direct aus Spanien, wo er an der Spitze der Verpflegungscolonne einer Carlistenbande stand, hierher bezogen worden war, um in kürzester Frist vom Hauptmann zum Generalbrigadier aufzurücken, aber 1866 die Feldherrnkünste schuldig zu bleiben, die man sich von dem „ingenioso hidalgo“ versprochen hatte.

Rechnet man nun den Herzog Adolph als zehnten hinzu, so kam auf je fünfhundert Mann Soldaten ein General.

Digitized by Google

Gab die Kargheit der Landstände oder die Schranke, welche das (freilich auch oft genug verletzte) Finanzgesetz zog, keinen Raum für generalsmäßige Dotirung, so legte Herzog Adolph mit freigebiger Hand aus seiner Civilliste zu, was fehlte. Dasselbe Verfahren wurde eingehalten bei den oberen, dem Herzog persönlich nahe stehenden Civildienern. Wo man damit nicht ausreichte, da griff man zur Stellenkumulation. Der Chef der gesammten Forstverwaltung des Staats und der Gemeinden war auch Oberjägermeister des Herzogs. In ersterer Eigenschaft hatte er die Aufgabe, das von dem Staate, den Gemeinden und den Waldeigenthümern besoldete Forstpersonal zur gehörigen Führung der Verwaltung der Forsten anzuhalten und letztere zu schützen vor den Nachtheilen, welche aus der übermäßigen Hegung des Wildstandes erwachsen. In seiner Eigenschaft als Hofoberjägermeister dagegen hatte er die Aufgabe, in dem fürstlichen Leibgehege, das sich beinahe über das ganze Land erstreckte, Wild aller Art auf Kosten der Wald- und Landwirthschaft zu hegen und zu pflegen, damit der nobeln Jagdpassion der Hofdiener Genüge geleistet werde, und bei den Jagden das Forstpersonal und die Waldschützen als „herzogliche Jägerei" zu verwenden, obgleich dieselben dadurch ihrem eigentlichen Beruf, für welchen sie die Steuerpflichtigen und die Waldeigenthümer bezahlten, entfremdet wurden. Es gehört keine Prophetengabe dazu, zu errathen, wer unterliegen mußte, wenn der Forstverwaltungschef und der Oberjägermeister, welche als zwei Seelen in dieser einen Brust wohnten, mit einander in Collision geriethen. Wenn aber die Bauern wegen Devastirung ihrer Aecker und Wiesen und die Gemeinden wegen schlechter Be-

Digitized by Google

wirthschaftung ihrer Waldungen und wegen Vernachlässigung des Waldschutzes durch die nur der herzoglichen Jagd nachgehenden Forstbediensteten lebhafte Beschwerden erhoben, welche auf dem Landtag ihr Echo fanden, dann versicherten die Hofdiener, das sei eine künstliche Agitation, hervorgerufen durch die „Fortschritts-Advokaten"; und das Hofblatt, welches redigirt wurde von einem durch den ausgedehntesten Gebrauch des fürstlichen Begnadigungsrechts gegenüber allen ihm wegen Ehrenkränkungen und Verleumdungen zuerkannten und noch in Aussicht stehenden gerichtlichen Bestrafungen hieb- und stichfest gemachten Literaten von eisernster Stirne, versicherte, nichts Besseres gäbe es für die Landwirthschaft als einen gehörigen Wildstand, denn die Saaten sproßten viel üppiger, wenn sie das Wild zuvor einmal bis auf den Stumpf abgefressen habe. Herzog Adolph glaubte seinem Leibliteraten, den ihm der k. k. Ministerialrath Max von Gagern von Wien geschickt hatte, mehr als seinem Lande und seinen Landständen — und Dank der Fürsorge des Oberjägermeisters konnte man auf einer Treibjagd 700 Stück Wild erlegen in Gegenden, welche 7000 Menschen per Quadratmeile durch Landwirthschaft ernähren sollten.

Gleiche Nachtheile wie die Aemterkumulation, namentlich die Vereinigung von widerstrebenden Hof- und Staatsämtern in einer Person, hatte die Kumulation von Staats- und von Civilliste-Gehalten. Die verhältnißmäßig sehr hohe Civilliste — sie betrug per Kopf der Bevölkerung mehr als einen Gulden —, welche, obgleich der Herzog Adolph für seine Person, außer einer feinen Cigarre, fast kein Luxusbedürfniß hatte, stets in Finanznöthen war in Folge der ungemessenen

Digitized by Google

Ansprüche der „Getreuen“*), fühlte das Bedürfniß, auf die Staatskasse abzuwälzen; und so kam es, daß die Regierung immer höhere Gehalte und immer neue Stellen und Sinecuren bei dem Landtag verlangte, damit sie Leute, die der Civilliste zur Last fielen, mit ihrem Gehalte von deren Etat ganz oder theilweise auf denjenigen der Landessteuerkasse transferiren und statt Leute für Stellen, Stellen für Leute acquiriren könne. Die Landstände aber fingen endlich an, das Manöver zu durchschauen und setzten solchen Anforderungen den hartnäckigsten Widerstand entgegen; das machte natürlich sehr böses Blut und jede derartige Weigerung wurde von den Stellen- und Besoldungsjägern, welchen dadurch die schon im Sichern geglaubte Beute entging, dem Herzog Adolph als eine übermüthige Renitenz rebellirender Landstände dargestellt und von ihm als eine persönliche Beleidigung aufgenommen. Daß infolge dessen Dinge und Personen auf dem engen Raume eines Ländchens von achtzig Quadratmeilen hart wider einander stießen, ist begreiflich. Nirgends sind so zahlreiche und so kleinliche Mißhandlungen aller derer vorgekommen, welche nicht mit der regierenden Hofdienerschaft in ein Horn bliesen und nicht als Treiber dienen wollten, um derselben fette Hasen in die Küche zu jagen.

Und doch hatte der Herzog Adolph von Haus aus ein gutes Herz und einen ritterlichen Charakter. Allein die

*) Allein der von Herrn von Breidbach verwaltete Stall, der nie schöne Pferde aufzuweisen hatte, und oft die Unterstützung der Post ansprechen mußte, kostete jährlich über 120,000 Gulden, und das von Herrn von Bose verwaltete Theater, obgleich klein und mittelmäßig, bezog an 100,000 Gulden directe und indirecte Subvention.

Digitized by Google

regierende Hofdienerschaft wußte seines Herzens Güte, um sie für sich und nur für sich auszubeuten, dem Lande zu entfremden und dem Herzog einzureden, es sei „ritterlich", wenn man sich mit den unabänderlichen göttlichen Gesetzen des Fortschrittes der menschlichen Kultur in einen hartnäckigen und erbitterten Widerspruch setze und es stets bis zum Biegen oder Brechen treibe.

Wenn einzelne jener verhängnißvollen Männer und Frauen, denen Schatulle, Küche und Keller ihres guten Herrn stets offen standen, ihm in hoffentlich nicht erheuchelter und nicht auf die Domanialeinkünfte abzielender Wehmuth nachweinen, so haben sie alle Ursache dazu. Der gutmüthige Herzog war nur für sie, und für sie nur allzusehr gnädig. Er hat nur für sie gelebt und gelitten. Er hat ihnen viel, er hat ihnen Alles geopfert, — seines Landes Liebe und seine und der Seinigen landesherrliche Existenz. Und wie wurde ihm gedankt? Täglich träufelte man ihm Gift in die Ohren, um ihn in einer fortwährenden nervösen Aufregung zu erhalten, welche auf die Dauer die körperliche und geistige Gesundheit untergraben mußte, aber den Zwecken seiner Umgebung förderlich war.

Wenn die Landwirthe, die Bergbautreibenden, die Weinproducenten, welche ihren Absatz nach Preußen haben, für Aufrechterhaltung des Zollvereins durch Anschluß an die von Preußen vorbereiteten Handelsverträge waren, weil dies die wirthschaftlichen Interessen des Landes unabweisbar forderten, dann wurde dem Herzog versichert, die materiellen Interessen seien nur Vorwand, man wolle ihn unter der Form von Handelsverträgen mediatisiren. Die ganze wirthschaftliche und

Digitized by Google

freihändlerische Bewegung sei nichts als Hochverrath, sie sei das Werk eines einzelnen Mannes, dieser habe die productiven Klassen, „die ja nicht studirt hätten“ und deshalb ihre eigenen Interessen selbst nicht verständen, „bethört“ und schleppe sie mit sich als „Wahlvieh“. So schrieb die Hofzeitung.

An den Landtagswahlen nahm der Herzog Adolph infolge der unausgesetzten Aufstachelungen seiner Umgebung, welche ihm fortwährend das Schaffot und ähnliche revolutionäre Blut-, Zerr- und Schreckbilder vorspiegelte, die mit dem gutmüthigen und beinahe etwas zu lebelustig-leichtfertigen Charakter der Bevölkerung dieses Ländchens in einem wahrhaft lächerlichen Contrast standen, den erregtesten persönlichen Antheil. Er reiste zu Wahlzwecken auf dem Westerwald herum, tafelte dort mit einigen Localbeamten, die lakaienhaft ihre rechtswidrigen Einflüsse und Dienste für die Wahlen anboten, in einer Dorfkneipe, und stieß mit ihnen auf den gemeinsamen Wahlsieg an, der sich leider in eine Niederlage verwandelte, die in Königgrätz ihres Gleichen sucht. Der Herzog war, als die Wahlen stattfanden, in dem Landstädtchen Montabaur auf der Auerhahnjagd. Es wurde dort ein Liberaler gewählt. Kaum hatte Se. Hoheit dies erfahren, als er befahl anzuspannen und mit höchstseinem ganzen Gefolge in großer Eile nach Limburg an der Lahn fuhr; denn in dieser strengkatholischen Stadt, dem Sitze des Bischofs, konnte doch unmöglich liberal gewählt worden sein; es lag daher in der höchsten Intention, dort wenigstens zu Mittag zu speisen. Allein, kaum dort angekommen, erfuhr man, daß auch hier die Klerikalen unterlegen seien; und so ging es denn, ohne

Digitized by Google

Mittagsessen und ohne Aufenthalt, ohne Rast und Ruh, nach der Residenz Bibrich, wo indessen die Wahl leider nicht minder liberal ausgefallen war.

Wenn Herzog Adolph sich zum rückhaltlosen Anschluß an die einheitlich-nationale Gestaltung der Dinge in Deutschland jemals entschließen und einen unbefangenen Rückblick auf die traurige Vergangenheit gewinnen könnte, in welcher er, von bösen Hetzern aufgestachelt, als ἑαυτὸν τιμωρούμενος sein Land und noch mehr sich selbst plagte, er würde sich als deutscher Lord ersten Ranges, als hochgeehrtes Mitglied eines deutschen Oberhauses ohne Zweifel freuen, jenem wahrhaft unerträglichen Zustande entronnen zu sein und mit dem Psalmisten intoniren: „Sei gepriesen, der Du mich erlöset hast aus den Schlingen der Jäger."

Gute Psychologen waren allerdings die Leiter der letzten nassauischen Politik. Die von Haus aus arglose Seele des Herzogs Adolph lag vor ihnen ausgebreitet, wie eine Generalstabskarte. Sie wußten die Päße zu schließen und die Höhen zu überwachen. Der verstorbene Herzog Wilhelm war ein geistreicher Mann; allein zwei Ursachen hatten ihn in eine sehr unglückliche Richtung gedrängt. Einmal der verhängnißvolle Domänenstreit, in welchem er mit seinem Lande lag, und der, wie der Hydra statt des abgeschlagenen stets wieder ein neuer Kopf wächst, wenn man ihn zum fünften und sechsten Male für immer todtgeschlagen glaubte, sich zum siebenten und achten Male wieder erneuerte, — der selbst jetzt, nachdem die Dynastie aufgehört hat, zu regieren, seine finsteren alten Schatten in die helle neue Zeit hinüberwirft. Und dann die Erinnerung an den General York, der 1813

Digitized by Google

bei der Besetzung Wiesbadens die nassauischen Wachen entfernte und dem Officier, der sich auf einen Befehl des Herzogs berief, griesgrämig antwortete: „Herzog? — Rheinbundsfürst! — giebt's nicht mehr!“ Diese Furcht und jener Groll ließen den Herzog Wilhelm in dem Fürsten Metternich und seinem Pseudo-Conservatismus den Ausbund aller Weisheit und die alleinige Garantie der Zukunft erblicken. Er ließ daher seinen Sohn Adolph in Wien nach damaliger von den Patres ex S. J. approbirter Wiener Unterrichtsmethode erziehen. Die mächtigen Eindrücke, welche die geräuschvolle Kaiserstadt und ihr glänzender Hof auf seine weiche Seele und seinen receptiven Geist machten, waren maßgebend für sein ganzes Leben, auch in den Dingen, worin er selbst einer ganz andern Richtung anzugehören glaubte. So z. B. versicherte er stets, er sei ein glaubensstarker und eifriger Protestant; und es liegt nicht der geringste Grund vor, an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu zweifeln. Gleichwohl hat kein protestantischer Fürst in einem deutschen Lande die protestantische Kirche mehr geschädigt als er, indem er sie in dem Zustande der Abhängigkeit, Rechtslosigkeit und Unfreiheit erhielt, während er dem katholischen Klerus weitgehende Privilegien einräumte, u. a. das Recht der Beaufsichtigung der Staats- und Communalschulen, die Befugniß, Klöster und sonstige geistliche Corporationen zu gründen, sowie Erbschaften und Grundeigenthum für die todte Hand zu erwerben, Schulen und Besserungsanstalten ohne Staatsaufsicht zu stiften und zu leiten u. s. w. Das Verlangen der Protestanten nach einer repräsentativen Verfassung wies der Landesherr, welcher die an ihn entsandte Deputation — die dampfende Cigarre

Digitized by Google

im Munde und von einigen Jagdhunden umgeben — empfing, unter schärfster Betonung seiner Rechte als summus episcopus ab.*)

Niemals hat ein Fürst so sehr die Ueberzeugung gehabt, daß er selbst, daß er allein und daß er Alles regiere; und schwerlich ist einer in einem höheren Grade und in einem weiteren Umfange von seiner nächsten Umgebung abhängig gewesen. Herzog Adolph kümmerte sich um alle Personalia bis auf die Anstellung jedes Polizeidieners und jedes Weichenstellers an der Staatsbahn. Selbst auf den unwirthlichen Höhen des Westerwaldes durfte ein Wegknecht, welcher im Winter die Landstraßen durch Schneeschöpfen passirbar zu halten hatte, nicht ohne allerhöchste Sanction des Landesherrn angestellt werden. Insofern konnte der Herzog allerdings sagen: „L'état c'est moi!"

Um das, was die Landstände sprachen, kümmerte er sich wenig; und von allen den Wünschen und Anträgen, welche sie stellten, geschah während der letzten Jahre nichts, zuweilen auch das Gegentheil. Pflichteifrige Chefs und Mitglieder der Centralstellen waren der Gegenstand des Gespöttes der Hofbediensteten. Um mit jenen pflichttreuen Staatsbeamten,

*) Die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit verpflichten mich zu sagen, daß die protestantische Bevölkerung von Nassau gegen das preußische Kirchenregiment, und namentlich wider den Kultusminister von Mühler nicht minder lebhafte Beschwerden erhebt. Siehe das Nähere darüber in den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses von 1868/69 und des nassauischen Provinziallandtages vom Herbst 1868, sowie in der Schrift: „Die gegenwärtigen Zustände im ehemaligen Herzogthum Nassau, vornehmlich auf dem Gebiete der Kirche und der Schule. Eine Streitschrift von Dr. Friedrich Nippold, Professor der Theologie in Heidelberg. (Mannheim, Franz Bender. 1869.)"

Digitized by Google

jenen sogenannten „Pedanten des Rechts und der Ordnung“ oder „schweinsledernen Corpus Juris“ möglichst wenig in Berührung zu kommen, hatte man gleich einem Puffer, (dem Sicherheitspolster, welches den Zusammenstoß der Eisenbahnwaggons mildert,) einen alten Cavalier zwischen den Hof- und den Staatsdienst geschoben. Der mehr als siebenzigjährige hessen-darmstädtische Cavalleriegeneral Prinz August von Wittgenstein war zum alleinigen dirigirenden Staatsminister gemacht und dadurch die bisherigen Departementsvorstände zu einfachen Schreibstubenchefs heruntergedrückt. Der genannte Cavalleriegeneral dirigirte nicht nur die Militaria, sondern auch die Justiz, die geistlichen, landwirthschaftlichen und Medicinal-Angelegenheiten, das Innere, den Handel, die Industrie, die Finanzen — kurz Alles. Es darf indeß nicht unbemerkt bleiben, daß dieser Chef der Gesammtverwaltung Nassau's früher auch längere Zeit in einer diplomatischen Mission an dem russischen Hofe verweilt hat und auch unter dem Erzherzog-Reichsverweser in Gemeinschaft mit dem preußischen Appellationsgerichtsrath Grävell und dem türkischen Pascha Jochmus Reichsminister gewesen ist. Seine Laufbahn schloß er als nassauischer Gesandter an dem Rumpfbundestag zu Augsburg in den „drei Mohren“, also daß er der letzte Minister des Reichs, der letzte Minister des Herzogthums und der letzte Gesandte des Bundes in einer Person war.

Uebrigens stand der Prinz auf einer etwas höheren Stufe als die Durchschnittsaristokratie im Kleinfürstendienst. Er war ein alter Cavalier aus der Zeit vor 1789, im guten wie im bösen Sinne des Wortes. Was ihm an Geschäftskenntniß fehlte, das wußte er durch kluges Ausweichen, an-

Digitized by Google

genehme Gesellschaftsformen, geistreiche Worte, oder auch durch Frivolität zu ersetzen. Man erzählt von ihm einen „Reichswitz“ und einen „Herzogthumswitz“, welche beide, wenn sie nicht buchstäblich wahr wären (was sie sind), den Anspruch hätten, für gute Erfindungen zu gelten, so charakteristisch sind sie für ihren Mann und für die Art, wie er seine Stellung und die Geschäfte nahm.

Hier der Reichswitz: In den letzten Tagen des Frankfurter Parlaments wurde Prinz Wittgenstein, damals Reichsminister, von der Opposition mit Interpellationen bombardirt. Er bestieg die Rednerbühne, um sie zu beantworten. Er sprach etwas leise. „Laut!“ — „laut!“ — „lauter!“, schrie es auf der Linken. Der Prinz wußte sich zu fassen: „Dieser Raum, die Paulskirche“, sagte er, „hat eine eigenthümliche Akustik; rücken Sie, meine Herren auf der Linken, nur herüber nach dieser Seite“ — und dabei deutete er mit seinen langen Armen und seinen kolossalen Händen nach der Rechten — „dann werden Sie mich gleich besser verstehen!“

Mit dem „Herzogthumswitz“ verhält es sich so: Ein ausländischer (ich glaube französischer) Diplomat war bei dem Prinzminister zu Tisch. Er machte ihm einige Schmeicheleien darüber, daß der Prinz sich aus seiner militärisch-diplomatischen Laufbahn so leicht in die administrative Carrière hinübergefunden, sich in die ihm völlig fremden Verhältnisse dieses kleinen Landes so schnell einstudirt habe und es so musterhaft regiere. „Oh, das ist nicht schwer,“ antwortete der Prinz mit einem vollendeten Satyrgesicht, „es sind nur zwei Maximen, mit welchen ich vollständig auslange!“ Darf

Digitized by Google

ich sie erfahren? fragte der Diplomat. „Warum nicht?“ erwiederte der Prinz, „die erste Maxime ist: Als ich in dieses Herzogthum kam, war die Todesstrafe abgeschafft, und ich werde sie nicht wieder einführen. Die zweite Maxime ist: Als ich in dieses Herzogthum kam, waren die Spielbanken (in den Bädern) bereits eingeführt, und ich werde sie nicht wieder abschaffen — voilà tout!“ So übersetzte er Oxenstjerna's „Tantilla sapientia regitur mundus.“

Zur Ehre des Prinzen muß noch erwähnt werden, daß er sich um die innere Verwaltung während der letzten vier Jahre gar nicht mehr kümmerte, so daß die unerhörten Praktiken, welche damals Herr Werren verübte, ihm nicht zur Last fallen. Nur der Vorwurf trifft ihn, daß er Alles das geschehen ließ, ohne den Herzog, welcher in „Höchstseinen Werren“ förmlich vernarrt war, über die Folgen aufzuklären. Indeß mag ihm sein hohes Alter zu einiger Entschuldigung gereichen.

Weniger aus blinder Vorliebe für Oesterreich, dessen Schwächen er genau kannte, und dessen Sieg er mindestens für zweifelhaft hielt, als vielmehr aus entschiedener Idiosynkrasie gegen Preußen förderte er die österreichischen Neigungen des Herzogs, welche mit dessen Vorliebe für militärische und quasi-militärische Beschäftigungen Hand in Hand gingen und darin gipfelten, daß Hoheit Höchstselbst mit dem Schneidermaße der Köpfe seines Officiercorps versehen nach Wien reiste und dort österreichische Käppis für dasselbe machen ließ. Als die Officiere plötzlich alle eines schönen Morgens sich recht geflissentlich in allen Straßen Wiesbadens und Bibrichs mit den neuen Käppis zeigten (man vermuthet auf höchsten

Digitized by Google

Befehl), nannte man diesen Tag den der militärischen „Kappenfahrt". Die Kappenfahrt pflegt nämlich in Mainz, Köln u. s. w. einen integrirenden Bestandtheil der Carnevalsbelustigungen zu bilden.

Herzog Adolph hatte Oesterreich zu Liebe 1850 seinen Austritt aus der Erfurter Union bewerkstelligt und 1851 an die Stelle seines preußenfreundlichen Ministers Wintzingerode sein preußenfeindliches Factotum gesetzt. Während des orientalischen Krieges hatte er Oesterreich zu Liebe mobil gemacht und kurz darauf hatte ihm der Kaiser von Oesterreich seinen Prinzen aus der Taufe gehoben, der die in protestantischen Dynastien nicht gerade üblichen Vornamen Franz Joseph führt. Im Jahre 1859 war der Herzog Adolph Oesterreich zu Liebe einer der Kriegslustigsten gegen das mächtige Frankreich, das so nahe an seiner Grenze liegt. Seine Regierung zuerst von allen deutschen Staaten verbot damals die Ausfuhr von Pferden. Dies erregte viel Heiterkeit in Paris. „Le duc de Nassau a defendu l'export de son cheval!" spöttelte der Charivari.

Ob damals ohne den Friedensschluß von Villafranca das nichtpreußische Deutschland Oesterreich wirklich vasallitische Heeresfolge geleistet haben würde, ist ungewiß; gewiß aber ist, daß Herzog Adolph dies auf das Sehnlichste wünschte und sich davon die merkwürdigsten Erfolge versprach. Man phantasirte von siegreichem Einrücken der Bundestruppen in Paris, Erwerbung großer Privatreichthümer durch die Frankreich aufzuerlegenden Kriegscontributionen, Entthronung der Napoleonischen Dynastie, Ersetzung derselben durch die alten Bourbons, legitimistische Restauration der staatsrechtlichen

Digitized by Google

Zustände Europas nach der Schablone Stahl oder Haller, Rückbildung der Bundesverfassung im Sinne des Mittelalters, Abschaffung aller Repräsentativ-Verfassungen in Deutschland und Wiederherstellung aller Feudallasten; vor Allem aber von einer generellen Hofjagdservitut über das ganze Land, welche dem Herzog sehr am Herzen lag, und ihm noch mehr daran gelegt wurde durch seine Jagdfreunde und Jagdbediensteten, welche letztere den klingenden Vortheil davon hatten, während für den Herrn das Bischen noble Passion mit enormen Ausgaben verbunden war, namentlich durch die von seinem Oberstallmeister von Breidbach so warm befürworteten Parforcejagden von Lippspringe.

Im Jahre 1859 war es zwar nicht zum Kriege gekommen, wohl aber zur Kriegsbereitschaft. Auf Antrag des Abgeordneten Domherrn Rau hatte die Ständeversammlung das ordentliche Militärbudget ohne Discussion en bloc votirt. Außerdem hatte sie außerordentliche Mittel im reichsten Maße verwilligt. Feldmäßige Solderhöhungen und Zulagen, entrées joieuses en campagne, und wie alle jene Ergötzlichkeiten des Krieges heißen, waren für die Truppen eingetreten. Eine Menge Ernennungen und Avancements fanden statt. Die Officiere hatten große Summen Geldes erhalten, um sich Pferde anzuschaffen. Es war ein lustiges militärisches Treiben, wie in Wallenstein's Lager. Man lag wie in Böhmen, pflegte den Bauch und ließ sich nichts grämen, man schmeckte alle Annehmlichkeiten des Krieges, ohne dessen Bitternisse. „Opes et honores", Geld und Ehren, — was wollte man mehr?

Auch 1848 und 1849 hatten die nassauischen Truppen, theilweise unter persönlicher Anführung ihres Herzogs, militä-

Digitized by Google

rische Promenaden in Schleswig-Holstein gemacht. Die Infanterie war nirgends ins Feuer gekommen. Eine Batterie hatte einige glückliche Schüsse auf „Christian den Ottenden“ abgefeuert. Man war auf diesen Erfolg so stolz, daß der klerikale Abgeordnete Dr. Großmann damals in der Ständeversammlung mit Emphase und Salbung von „unserer berühmten und sieggewohnten Artillerie“ sprach.

Als das Wort „Krieg“ im Frühjahr 1866 zum ersten Mal ernsthaft ausgesprochen wurde, weckte es zunächst die Erinnerung an den sehr leichten Kaufs errungenen Lorbeer von 1849 und an das unblutige Säbelgerassel von 1859. Diese Erinnerungen waren nicht unangenehm. Man wußte einfach nicht, was Krieg war. Daß man dabei auch ungünstige Chancen laufen könne, daran dachte man überhaupt gar nicht. „Denn“, sagte selbst nach Königgrätz das einsichtsvollste Mitglied der herzoglichen Familie, „eher hätten wir an des Himmels Einsturz als an eine Niederlage Oesterreichs geglaubt.“ Der ganze Hof war für Oesterreich, die Herzogin an der Spitze. Letztere ist eine geborene Prinzessin von Dessau, ihre Mutter geborene Prinzeß von Hessen-Rumpenheim. Sie ist auf dem Schlößchen Rumpenheim am Main erzogen. In ihrer politischen Weltanschauung stimmt sie mit dem Chef ihres mütterlichen Hauses, dem Kurfürsten Friedrich Wilhel , überein. Bekanntlich ist der Kurfürst von Hessen durch einen ausgedehnten Gütercomplex in Böhmen an Oesterreich gefesselt. Dasselbe ist bei dem Herzog Adolph der Fall. Er besitzt das Gut Liblin in Böhmen und ist der Hauptinteressent des deutsch-ungarischen Bergwerksvereins, der von dem Engländer Moriarty dirigirt wird, aber bis jetzt

Digitized by Google

nichts als Zubußen gefördert hat. Die Herzogin Adelheid von Nassau also und ihre Freundin und Oberhofmeisterin, die fünfzigjährige Comtesse Bella Felicitas v. Ingelheim, ledige Schwester des österreichischen Gesandten v. Ingelheim, welcher dem König Georg von Hannover zur Schlacht bei Langensalza rieth, übten großen Einfluß auf den Herzog Adolph und verwertheten ihn zu Gunsten Oesterreichs.

Schon Mitte März erklärte der Herzog sich auf eine Anfrage Oesterreichs bereit, wenn es zu einem Kriege komme, an seiner Seite zu stehen. Ein Zweifel über die einzunehmende Stellung hat niemals obgewaltet. Die Hofdienerschaft machte gar kein Hehl daraus, daß im Falle des als ausgemachte Sache betrachteten Sieges Nassau sich auf dem rechten Rheinufer abwärts bis nach Deutz ausdehnen werde, während das linke Rheinufer mit Einschluß von Köln dem Großherzog von Hessen-Darmstadt bestimmt sei. Die Soldaten — von Natur gutes Material, aber mangelhaft in Schule und Zucht — hatte man in einen eigenthümlichen Fanatismus zu versetzen gewußt. Ihr Hauptzorn war nicht gegen die Preußen, sondern gegen den „Fortschritt" gerichtet, zu dem unglücklicherweise ziemlich die ganze intelligente und besitzende Klasse zählt. Zu dieser gehörten nun gerade die weiland nassauischen Soldaten nicht. Denn das System der Stellvertretung herrschte im ausgedehntesten Maße. Für ein paar hundert Gulden konnte man sich freikaufen, und Jedermann, der so viel aufzubringen wußte, machte Gebrauch davon. Dazu kam, daß eine Regierungs-Ordonnanz den Soldaten während ihrer ganzen sechs- bis siebenjährigen Dienstzeit das Recht der Heirath und der bürgerlichen, bäuerlichen oder gewerblichen Nieder-

Digitized by Google

lassung absprach, wodurch dieselben zu einer Art von Paria erniedrigt wurden, die sich gegenüber ihren besser situirten Mitbürgern leicht in einen gewissen Grad von Haß und Wuth hineinhetzen ließ. Die Officiere haben, mit rühmlichen Ausnahmen, die Anschauung der Soldaten nicht nur getheilt, sondern noch gepflegt. Exempla sunt odiosa.

Die aus den Staats- und aus den Gemeindekassen bezahlten Waldwirthschafts- und Waldschutzbeamten behandelte der Herzog Adolph wie seine Bedienten. Er nannte sie „Höchstmeine Jägerei". Seine Officiere dagegen behandelte er wie Mitglieder seiner Familie. Auf sie und seine Hofdiener concentrirte er die ganze Wärme seines Herzens, die er dem Lande und seinen Unterthanen leider schon lange entzogen hatte. Man sah so recht, wie der von Natur gut angelegte, aber übel berathene Charakter das Bedürfniß fühlte, zu lieben und geliebt zu werden. Da man aber ihn seinem Lande und sein Land ihm entfremdet hatte, so mußte er die Befriedigung seines Wohlwollens an einem dritten Orte suchen. Und das that er.

Ohne Unterlaß sann Herzog Adolph auf Verbesserungen in der Equipirung seiner Officiere. Die Uniformen wechselten fortwährend. Der Helm verdrängte den Czako, das nassauische Käppi verdrängte den preußischen Helm und das österreichische Käppi verdrängte das nassauische Käppi. Des Herzogs eigenste Schöpfung war seine Garde: ein Bataillon Jäger, Friedensstärke etwa dreihundert Mann, für welche er in seiner Sommerresidenz Bibrich eine prachtvolle und colossale Kaserne erbaute. Der Herzog erfand für die Jäger eine originelle Uniform, ebenso unzweckmäßig im Kriege als kleidsam im Frieden.

Digitized by Google

Die Officiere seiner Leibtruppe gefielen ihm so gut daß ein jeglicher derselben von vorn und von hinten abgezeichnet, durch Lithographie vervielfältigt und colorirt wurde; der Avers und Revers wurde auf Pappdeckel zusammengeklebt, ausgeschnitten und aufrecht auf ein Stehklötzchen geleimt. Das auf diesem Wege nachgebildete Officiercorps mit Portraitähnlichkeit, nebst ditto Soldaten, diente den herzoglichen Prinzen als Spielzeug. Auch der Papa hatte seine Freude daran.

Als der Feldzug von 1866 bereits entschieden und die Entsetzung der Dynastie Nassau ausgesprochen war, sammelte der Herzog die Photographien seiner sämmtlichen Officiere in dem Lager bei Günzburg an der Donau in Bayern und ließ sie in ein Album binden, das die Devise trägt: „Getreu bis in den Tod!" Die Mehrzahl dieser Officiere hat gegenwärtig die Ehre, in der Armee Seiner Majestät des Königs von Preußen zu dienen. Preußen hatte es ihnen freigestellt, ob sie übertreten und fortdienen, oder ihren Abschied nehmen wollten. Für den letzteren Fall bot es ihnen einen sehr reichlichen Ruhegehalt an. Nur wenige haben dies Anerbieten angenommen. Die Meisten dienten fort.

Sämmtliche Officiere, auch die bürgerlichen Officiere der untersten Chargen, glänzten auf den Hofbällen. Wer am meisten in großdeutscher (d. h. preußenfeindlicher) und conservativer (d. h. klerikaler) Gesinnung machte, hatte sich der höchsten Gunst zu erfreuen, auch auf den Hofbällen. Die preußischen Officiere der Garnisonen in Mainz und Frankfurt leisteten den Einladungen zu den Hofbällen nicht mehr Folge. Sie waren indignirt über die raffinirten Zurücksetzungen, welche ihnen im Vergleich zu den mit einander

Digitized by Google

fraternisirenden österreichischen und nassauischen Officieren zu Theil wurden.

Auf einem solchen Hofballe des Herzogs gerieth ein in höchster Gunst stehender Hauptmann Namens Vogler, ein Mann von vierzig Jahren, in Streit mit einem zwanzigjährigen Lieutenant, den er in Gegenwart von Damen brüskirte. Es kam zum Duell, ohne daß der Handel, wie dies Vorschrift, zuvor dem Ehrenrathe zum Zwecke der Beilegung unterbreitet worden war. Der Hauptmann — ein renommirter Pistolenschütze — erschoß das arme junge Blut. Der Letztere war ein sehr braver und tüchtiger junger Mann; er gehörte einer der angesehensten Adelsfamilien des Landes an. Sein Großvater war dreißig Jahre lang allmächtiger Minister gewesen und hatte in der Zeit von 1806 bis 1818 das Herzogthum formen und zusammenflicken helfen. Das Kriegsgericht verurtheilte den Hauptmann Vogler zu drei Jahren Festung. Kaum hatte er einige Wochen auf derselben zugebracht, so wurde er von dem Herzog Adolph begnadigt und in seine Hauptmannswürde wieder eingesetzt. Vogler gehörte zu den Heißspornen der Reaction und hatte gegen eine Reihe preußischer Zeitungen Preßprocesse geführt. Letzterer Feldzug war zwar nicht sehr glücklich ausgefallen, allein er zeugte doch von gutem Willen, von Ergebenheit und Tapferkeit.

Derselbe Hauptmann gab Veranlassung zu einem andern für die Winkelstaaterei und Krähwinkelei höchst charakteristischen Conflict, der viel von sich reden machte. Bei Gelegenheit der Berathung des Militärbudgets hatte ein Abgeordneter eine Parallele zwischen Ausbildung und Leistungen der nassauischen Truppen von ehedem und von jetzt gezogen und dabei

Digitized by Google

die Worte gebraucht: „Ich stelle die Lorbeern von Waterloo über die von Oberlahnstein.“ An der Schlacht bei Waterloo hatte bekanntlich das nassauische Contingent einen nicht unrühmlichen Antheil genommen. Mit den Lorbeern von Oberlahnstein verhält es sich dagegen so: Am 23. Juli 1865 hatten sich einige Trümmer des preußischen Abgeordnetenfestes, das bekanntlich in Köln unterdrückt wurde, nach Oberlahnstein zurückgezogen, um dort unbehelligt einige Stunden in zwangloser Unterhaltung zubringen zu können. Dies wurde nach Wiesbaden gemeldet. Der Herzog befiehlt sofortiges militärisches Einschreiten gegen die preußischen Abgeordneten, besonders deshalb, weil er mit Recht vermuthete, es hätten sich einige liberale Mitglieder der nassauischen Ständeversammlung jenen angeschlossen. Der Herzog betrieb in höchsteigener Person mit großem Eifer die Vollstreckung des Befehls. Aus der Garnison von Wiesbaden wurden die Unterofficiere und Soldaten, welche man für besonders „treu“ hielt, einzeln ausgesucht, im Ganzen etwa zweihundert Mann. An ihre Spitze stellte man den genannten Hauptmann Vogler und gab ihm als Civil-Commissär einen Polizeiassessor bei, welcher sich bei den Wahlen als brauchbares Werkzeug Werren's empfohlen hatte.

Diese Executionsmannschaft, welche durch einen Extrazug von Wiesbaden nach Lahnstein befördert wurde, kam indeß trotz alles persönlichen Drängens und Treibens des Herzogs zu spät. Die Locomotive mußte zuvor geheizt werden; und überdies konnte doch auch ein militärischer Extrazug nicht riskiren, die gewöhnlichen regelmäßigen bürgerlichen Züge in Grund zu bohren, ohne sich und sein Militär der äußersten

Digitized by Google

Gefahr zu exponiren. Der Herzog war über diese Verzögerung wüthend. Aber es half nichts. Die Gesetze der Mechanik sind stärker als die Befehle eines Fürsten. Als die Expedition endlich gegen Abend nach Oberlahnstein kam, waren die Abgeordneten bereits fort. Der Hauptmann Vogler ließ die Truppen scharf laden und hielt ihnen eine Napoleonische Ansprache. Die Soldaten waren wüthend. Man hatte ihnen gesagt, die Preußen seien in Lahnstein eingefallen, um dem Herzog sein Land wegzunehmen. Nun saßen in Lahnstein, einem sehr besuchten Vergnügungsorte, noch Fremde in den Wirthsgärten. Den Commissär wollte es bedünken, als habe dieses Publikum „eine provocante Haltung"; er erklärte dasselbe für aufgelöst, und da das betreffende Local nicht sofort geräumt wurde, so sprach der Assessor zum Commandanten der Executionsarmee: „Ich hab' das Meinige gethan, thun Sie das Ihrige, Herr Hauptmann." Ein Mainzer Bürger erhielt einen Bajonnetstich ins Gesicht; ein Kaufmann aus Langenberg und dessen in London etablirter Sohn wurden durch Kolbenstöße von den Gartenstühlen heruntergeworfen. Der Letztere wurde außerdem durch einen Kolbenschlag auf den Kopf verwundet, so daß ihm das Blut über das Gesicht strömte. Auch diese waren wüthend, und schließlich müssen es sogar Flaschen und Gläser ebenfalls gewesen sein — wenn sie nicht etwa auch provocatorische Haltung gezeigt haben — sonst wären sie von den Soldaten nicht mit solcher Entschlossenheit zertrümmert worden. Vier Fremde wurden verhaftet und in ein schlechtes Gefängniß geworfen, aus dem man sie jedoch nach einigen Tagen wieder entlassen mußte, weil man nicht im Stande war, irgend eine Anklage gegen sie zu begründen. Die sieg-

Digitized by Google

reiche Armada kehrte um Mitternacht nach Wiesbaden zurück und ihre Tambours trommelten bei dem Einmarsch so fürchterlich, daß die Kranken und Kurfremden erschreckt aus den Betten sprangen und fragten, was los sei? ...

Ein Jahr später trommelte es wieder in Wiesbaden. Aber zwischen dem dumpfen Tone der Trommeln schallte mit scharfem, spitzem, neckischem Klang eine lustige Melodie hindurch. Das waren die preußischen Pfeifen. Sie pfiffen: Finis Nassoviae! ...

Dieser Feldzug gegen die preußischen Abgeordneten war es, dessen Lorbeern der Abgeordnete Dr. Siebert unter die von Waterloo rangirt wissen wollte. Diese Aeußerung that er in öffentlicher Kammersitzung. Niemand fand darin etwas Ungehöriges oder persönlich Verletzendes, nicht einmal der dabei anwesende und in der Discussion allzeit schlagfertige Chef des Kriegsdepartements General von Holbach, dem es doch zunächst und zumeist oblag, die etwa angetastete militärische Ehre zu wahren. Anderer Meinung war der Herr Hauptmann Vogler. Er fand darin eine Beleidigung der Officiere, welche in Lahnstein commandirt hatten. Als Kartelträger schickte er einen Lieutenant, der ebenfalls bei der Lahnsteiner Campagne betheiligt gewesen war, sich ebenso für beleidigt erklärte und bei dem es daher begreiflich ist, daß er nicht diejenige Gemessenheit beobachtete, die sein Auftrag erforderte. Der Abgesandte stellte dem Abgeordneten die Alternative: „Abbitte oder Pistolenduell." Zu ersterer hatte er ein schriftliches Formular bei sich. Im Falle des letzteren sollten eventuell weitere Duelle mit allen übrigen Officieren folgen, welche in Lahnstein gewesen waren. Die Antwort des Dr. Siebert

Digitized by Google

konnte nicht zweifelhaft sein; besagtes Formular möchten der Herr Lieutenant gefälligst in Wohldero Tasche behalten, zur Abbitte habe er keinen Grund, auf Duell könne er sich schon deshalb nicht einlassen, weil sonst Jeder das Recht erhalte, einen Volksvertreter, der seine Pflicht erfülle, deshalb zu einem „stillen Mann" zu machen.

Nachdem der bewaffnete Angriff abgeschlagen war, folgte eine juristisch-diplomatische Campagne von längerer Dauer. Siebert war Mitglied des „Casino", einer dem geselligen Vergnügen gewidmeten Gesellschaft in Wiesbaden, welche zu einem Drittel aus Officieren, zu den anderen zwei Dritteln aus Beamten, Anwälten, Aerzten, Kaufleuten, Rentiers u. s. w. bestand. Auf Befehl des Herzogs stellte eine Anzahl Officiere den Antrag, den Dr. Siebert aus dieser Gesellschaft auszustoßen, weil er in der Kammer den Hauptmann Vogler beleidigt und die Duellforderung desselben zurückgewiesen habe. Der Antrag fiel durch, als statutenwidrig. Darauf folgte ein Officiersantrag auf Statutenänderung ad hoc mit rückwirkender Kraft, welcher mit Beihülfe der terrorisirten niederen Beamten angenommen und von der Regierung trotz seiner juristischen Unmöglichkeit und trotz des daraus folgenden Eingriffs in wohlerworbene Privat- und Vermögensrechte des bedrohten Gesellschafters als neues Corporationsstatut mit retrospectiver Gewalt feierlich sanctionirt wurde. Dann abermals ein Officiersantrag auf Ausschließung, und so fort mit Grazie in infinitum. Es wäre zu langweilig, alle die einzelnen Schachzüge und Gegenzüge dieser Krähwinkelei zu erzählen. Kurz gesagt, endigte die Sache damit, daß die Officiere ihre Absicht der Ausschließung nicht durchsetzten, Dr. Siebert in

Digitized by Google

der Gesellschaft blieb und nun die Officiere, Hofdiener u. s. w. ihrerseits in corpore austraten. Die Geschichte hatte drei Vierteljahre lang gespielt.

Bemerkenswerth ist diese an sich höchst kleinliche Affaire nur dadurch, daß sämmtliche Officiersanträge, wie versichert wird, theils mit Genehmigung, theils auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs gestellt wurden. Sogar während der Letztere in Gräfenberg war, wo er eine Priesnitz'sche Kaltwasserkur brauchte, und während schon die dunkeln Wolken des Krieges sich immer drohender zusammenballten, dirigirte er noch in dieser Sache. Von Gräfenberg gelangten auf telegraphischem Wege die zu stellenden Anträge nach Wiesbaden. Sogar die Officiere und Militärärzte wurden einzeln und namentlich bezeichnet, welche den jeweils zu stellenden Antrag zu unterschreiben hatten. Sie waren mit äußerster Sorgfalt und Umsicht ausgewählt aus den Reihen derjenigen, welche man Punkto partikularistischer, legitimistischer, klerikaler, österreichischer Gesinnung nicht für völlig correct und kapitelfest hielt. Man stellte ihnen die Wahl, entweder sich zu compromittiren, oder gegenüber dem Hofe sich eine Blöße zu geben. Sie gehorchten dem Befehle des Herrn, machten aber durchaus kein Hehl daraus, wie sehr sie das Treiben der Vogler'schen Clique mißbilligten, welche das Officiercorps terrorisirte.

So oft im Casino votirt wurde, mußten sich die Officiere in einem besondern Zimmer sammeln und dann en masse an den Stimmtisch marschiren, wo die Vertrauensmänner sich zusammendrängten und darüber wachten, daß keine Stimme verloren ging. Und doch ging der Feldzug verloren! Solche Anforderungen waren die mißliche Kehrseite der hohen Gnade,

Digitized by Google

welche den Officieren widerfuhr. Dafür war freilich aber auch der Dienst recht leicht und bequem. Von der unausgesetzten Arbeit des preußischen Officiers, von dem zum Avancement unentbehrlichen Studium, das ihn an sein Zimmer fesselt und ihm Entbehrungen auferlegt, die namentlich in der Jugend nur schwer zu ertragen wären, wenn nicht das eiserne Pflicht- und Selbstgefühl, der Ehrgeiz und die Vaterlandsliebe ein Gegengewicht böten — davon wußte man in der nassauischen Armee nicht allzu viel. Hofbälle, Kursaal, Promenaden, Spielsäle und die damit verbundenen Ergötzlichkeiten der Kurstadt Wiesbaden boten auch gar zu viele Anziehungs- oder Abziehungspunkte, gegen welche der kategorische Imperativ der kriegerischen Pflicht schweren Stand hatte. Dabei bildete die prätendirte militärische Exclusivität manchmal einen äußerst komischen Gegensatz zu „der Vorliebe für öffentliche Vergnügungslocale aller Art", welche von einem scharfen Beobachter als Eigenthümlichkeit der süddeutschen Officiere mit Recht geschildert wird und auch den unseren nicht fremd war. Vergeblich bemühte man sich, die süße demokratische Gewohnheit der süddeutschen Bummelei und Gemüthlichkeit mit den norddeutschen Allüren eines Would-be-Aristokraten in Einklang zu bringen.

Vielleicht habe ich bei der Schilderung des nassauischen Militärs zu lange verweilt. Man wird mir sagen: wozu diese Rückblicke, die für die Gegenwart und die Zukunft kein Interesse mehr haben? Ich antworte: sie haben allerdings noch Interesse, erstens insofern sie dazu dienen, die Nothwendigkeit der Centralisation der gesammten deutschen Wehrkraft in Einer Hand darzuthun; zweitens insofern sie am

Digitized by Google

besten geeignet sind, den Untergang der nassauischen Regierung zu erläutern.

Der Eindruck, den ein Rückblick auf das Militärwesen in Nassau macht, läßt sich dahin zusammenfassen: Diese Truppen waren wohl dazu angethan, um sie gegen das eigene Land, aber nicht um sie gegen eine fremde Kriegsmacht zu gebrauchen. Die Frage, ob dieses Resultat absichtlich angestrebt worden ist, würde ich noch vor einem halben Jahre einfach mit „Ja" beantwortet haben. Heute, angesichts der Schonung, welche das Unglück, auch das selbstverschuldete, in Anspruch nimmt, mag sie unbeantwortet bleiben.

Gewiß ist, daß in keinem Lande eine solche Entfremdung zwischen dem Fürsten und den Unterthanen herrschte, wie in Nassau. Ich nehme selbst Kurhessen hierbei nicht aus. Denn dort war das Beamtenthum und der Officiersstand intakt geblieben. Auch konnte man für die Regierungsweise des Kurfürsten allerlei anführen: der Mangel an thronfolgeberechtigten Nachkommen; die von Oesterreich genährte Hoffnung, die Descendenz aus der Ehre zur linken Hand dennoch für successionsfähig erklären zu können; die Meinung, von dem Bundestag zum Verfassungssturz gezwungen und nachher treulos im Stich gelassen worden zu sein; der preußische Feldjäger; unangenehme häusliche Verhältnisse; allerlei Familienmalheurs, — dies Alles zusammengenommen konnte einen alten griesgrämigen Herrn wohl zeitweise zur Einstellung der Regierungsthätigkeit veranlassen. So und nicht anders wird auch durchschnittlich die Sache aufgefaßt von dem loyalen Volke der weiland Kurhessen, die zudem schon seit vier Dynastien nicht viel Gutes gewöhnt sind.

Digitized by Google

In Nassau aber war das Alles anders. Der Herzog, 1840 in sehr jungen Jahren zum Regiment gelangt, versah es Anfangs cavalierement, und daraus soll ihm in Anbetracht seiner Jugend kein Vorwurf gemacht werden. Von 1840 bis 1847 arbeitete die alte büreaukratische Maschine fort. Das Wasser rauschte, das Rad drehte sich, die Mühle klapperte. Warum sollte nicht ein junger geschäftsunkundiger Fürst glauben, sie producire auch Mehl?

Plötzlich lieferte das Jahr 1848 den Beweis, daß es nicht gut gehe, daß gar kein Getreide aufgeschüttet und das ganze Mühlwerk morsch war. Da ging man an den Neubau. Ende 1849, als es mit der „Revolution" schon vorbei war, vereinbarte eine liberal-conservative, dem Herzog Adolph aufrichtig ergebene Kammer eine Verfassung mit ihm, welche auch den Domänenstreit erledigte. Der Friede war geschlossen. Das Land hielt ihn. Der Herzog nicht.

Diese feierlich pactirte und publicirte Verfassung hob der Herzog Ende 1851 einseitig auf, angeblich wegen der darin enthaltenen Grundrechte, in Wirklichkeit wohl, um die Staatsdomänen, deren publicistischer Charakter in jener Verfassung außer Zweifel gestellt war, für fürstliches Privateigenthum zu erklären. Die einzelnen Hergänge von 1851 bis 1866 haben wir in einer vom April 1866 datirten Denkschrift*) erzählt. Sie war mein letzter, freilich mit nur sehr geringer Hoffnung, und in der That auch ohne allen und jeden Erfolg unternommener Versuch, noch in der elften Stunde Frieden zu stiften zwischen dem Herzog und dem Lande. Er wurde vereitelt

*) Ein Auszug der Denkschrift findet sich in dem dritten Bande dieser Sammlung, an zweiter Stelle.

Digitized by Google

von jenen Personen, welche sich auf Kosten beider vom Unfrieden ernährten.

Von 1840 bis 1847 hatte den Herzog nichts in seinem subjectiven Belieben gestört. Sein Minister Herr von Dungern fragte stets in erster Linie nach dem Wiener Urtheil, in zweiter nach Serenissimi souveränem Gutdünken. Der Landtag fiel damals nicht lästig. Mit dem Jahr 1848 hatte das ein Ende. Der Landtag war von nun an wachsam und auch das März-Ministerium Hergenhahn regierte streng constitutionell, nicht blos dem Lande, sondern auch dem Fürsten gegenüber. Als der Letztere diese Bahn verließ, trat es ab.

Diese kurze Periode einer, Verfassung und Gesetz heilig achtenden Verwaltung betrachtete der Herzog, Dank seiner in Wien geholten absolutistisch-legitimistischen Erziehung, als eine ebenso ordnungswidrige als für ewig überwundene Episode, auf welche er stets mit einem Gefühl der Demüthigung, des Grimms und der Bitterkeit zurückblickte. Noch vierzehn Jahre später ließ er dies dem Minister Hergenhahn fühlen, den er doch 1848 gar nicht genug mit Lobeserhebungen überhäufen konnte. Dabei darf denn freilich nicht verschwiegen werden, daß die Zeit von 1848 bis 1851 manche Zwischenfälle bot, welche die Gefühle des Herzogs ohne Noth verletzten und in seiner an sich weichen Seele einen Stachel zurückließen, den ruchlose Hände immer tiefer einbohrten. Das absolutistische Regiment von 1840 bis 1847 war ein naiv-patriarchalisches, das von 1852 bis 1866 ein gereizt-aggressives.

Die ganze Bevölkerung wurde von nun an in zwei Klassen getheilt: in solche, welche ihrer eigenen Meinung und Ueberzeugung, und in solche, welche den Befehlen der Hofdiener-

Digitized by Google

schaft folgten. Die Letztgenannten hießen die „Gutgesinnten". Die Ersteren nannte der Herzog die „Demokraten". Darunter waren aber eine Menge Leute, welche in einem andern Lande als Hochtorys und jedenfalls überall als getreue und loyale Unterthanen gegolten hätten. Sogar der Rechnungskammerdirector und vormalige Hausmarschall der Herzogin Pauline, Moritz von Gagern, Bruder Heinrichs von Gagern, fiel in Ungnade und wurde außer Activität gesetzt, weil er bei einer Landtagswahl zwar für den gouvernementalen, aber nicht auch für den klerikalen Candidaten stimmte. Des Herzogs geistreiche Schwester, die verwittwete Fürstin von Wied, wurde gefragt, ob sie denn nichts thun könne, um den Herzog von seiner verderblichen Bahn abzubringen; seufzend antwortete sie: „Wie kann man mit Jemandem reden, der dem Andern nicht einmal das Recht einer eigenen Meinung zugesteht?"

Der Herzog stieß also nirgends auf Widerspruch und glaubte infolge dessen täglich mehr an die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit eines allerpersönlichsten absolutistischen Regiments. Freilich bestand diese „persönliche" Regierung im Grunde genommen nur darin, daß nicht berechtigte und befähigte, sondern unberechtigte und unbefähigte Personen, daß nicht die Behörden und die Stände, sondern die Oberhofmeisterin, der Stallmeister und ein zum geheimen Cabinetssecretär erhobener Premierlieutenant den entscheidenden Einfluß übten, und zwar in einem weit stärkeren Grade, als jene ihn jemals hätten üben können. Beiläufig bemerkt, hat der letztgenannte österreichische Lieutenant sich auch als origineller Stilist bewährt. Er ist der Concipient jenes von dem Herzog Adolph am 6. Juli 1866 an den preußischen

Digitized by Google

Militärgouverneur von Rheinland und Westphalen, Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, gerichteten und mit unschicklicher Eile an demselben Tage in der officiellen „Nassauischen Landeszeitung" veröffentlichten Briefes, in welchem die Rede war von der „Weinrazzia in Rüdesheim" und der „Entführung mitten im Frieden eines deutschen Fürsten". Mit letzterem, etwas räthselhaften Ausdruck beabsichtigte der Herr Verfasser zu behaupten, Preußen habe den Kurfürsten von Hessen ohne vorherige Kriegserklärung gefangen genommen. Der Fürst von Hohenzollern antwortete darauf kurz, nervose und deutlich. Zwischen den Zeilen seines Briefes stand deutlich zu lesen: Das Haus Nassau hat aufgehört zu regieren.

Daß die persönliche Regierung nichts als Mißerfolge aufzuweisen hatte, — Spannung mit anderen deutschen Höfen und Regierungen, Unzufriedenheit der Bevölkerung, namentlich des besitzenden, intelligenten und productiven Theiles derselben, permanente Auflösung des Landtags, bei jeder Neuwahl Wachsthum der Opposition, Finanznöthe, Schatullendeficit, Verpfändung der Hausgeräthe und des Silberzeugs bei M. A. Rothschild in Frankfurt, Zustimmung nur in Wien, Beifall nur bei den Klerikalen, sonst überall Widerspruch, Mißtrauen und Mißbilligung —, alle diese Erfahrungen hätten Anlaß geben sollen zum Denken, zum Prüfen, ob man denn auch auf richtiger Bahn sei; aber sie steigerten nur das krankhafte Mißtrauen, welches sich gegen Alle und Jeden richtete, nur nicht gegen die, welche es verdienten, und welchen gegenüber der gemüthsweiche Herzog übertriebene Güte und Nachsicht zeigte.

Seinem Hofmarschall, einem vormaligen k. k. Major

Digitized by Google

Leo von Miltitz, hatte der Herzog eines Tages einige Vorwürfe gemacht. Miltitz schmollte darauf in ostensibelster Weise und zwar mit einem solchen Erfolg, daß ihn sein Herr schon nach wenigen Tagen auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Lieber Miltitz, es war neulich nicht so böse gemeint. Seien wir wieder Freunde!“

Das Mißtrauen wurde genährt durch die schon erwähnte permanente Aufhetzerei, welche theils mündlich, theils durch ein zu diesem Zwecke gegründetes Winkelblättchen — sonst las der Herzog nichts — betrieben wurde, den armen Herzog zu keiner ruhigen und behaglichen Minute mehr kommen ließ und allmälig so seine Nerven zerrüttete, daß er schon seit Jahren an Schlaflosigkeit leidet. Charakteristisch bleibt es immer für Gemüth und Urtheil des Fürsten, daß es den Demagogen des Hofes gelingen konnte, ihn dergestalt gegen seine Unterthanen einzunehmen. Sein gutmüthiges, treuherziges, leichtlebiges Völkchen stellte man ihm als eine Verschwörerbande dar, geleitet von den Landtagsabgeordneten Dr. Lang und Braun. Diesen Beiden wurde eine geheimnißvolle Allmacht beigelegt. Sie müßten mehr als Halbgötter sein, wenn sie Alles das gemacht hätten, was man bei dem Herzog auf ihr Conto setzte. Sie conspirirten mit Mazzini und reisten jeden Augenblick nach Berlin, „um das Land an den Sch†††-Preuß*) zu verkaufen“ (ipsissima verba); mit dem Grafen Bismarck standen sie natürlich auf dem Du-

*) Ein sich reimender — freilich sehr unreiner Reim! — Doppelwort, das vormals auch am Ufer der Darm mit gleicher Vorliebe in hohen Regionen gebraucht wurde.

Digitized by Google

Fuß, obgleich den Letzteren Lang niemals, und Braun das erste Mal am 11. September 1866 gesehen hat.

Braun und Lang waren die Sündenböcke der Hofpartei. Sie verwandelten, so hieß es bei Hof, durch böse Zauberkünste das gediegene Gold der Weisheit, welches die österreichische Clique zu produciren behauptete, über Nacht in das Blech des Unverstandes und in das welke Laub des Mißerfolgs. Deshalb mußten sie vernichtet werden. Ueber den Feldzug gegen zwei einfache Privatpersonen im Lande, gegen welche die ganze Staatsmaschine fortwährend mit dem Druck aller Atmosphären arbeitete, vergaß man die Vorsichtsmaßregeln gegen den mächtigen Gegner außer Landes.

Am 22. April 1852 wurde dem Herzog der älteste Prinz geboren. Die Stände gratulirten am 25. April zu der Geburt des „Erben des Thrones". Der Herzog unterhielt sich huldreich mit denselben und bemerkte u. A., er werde nunmehr Alles so stabilisiren, daß diesem seinem Sohne dereinst die Herzogswürde leicht sein und ihm das Regieren nicht so schwer gemacht werde, wie ihm (Adolph) in den Zeiten seit 1848. Nun ist dem Prinzen die Herzogswürde allerdings leicht gemacht, und das Wort vom 25. April 1852 hat vierzehn Jahre später eine verhängnißvolle Bedeutung gewonnen. Die Krone wurde verscherzt ganz allein durch die Mittel, durch welche man sie zu befestigen trachtete. Weil man Preußen fürchtete und haßte, beleidigte man es so, daß es moralisch und politisch gezwungen war, zu annectiren. Weil man das Mediatisirtwerden vor Augen sah, suchte man möglichst viel heimzubringen, besonders indem man die Staatsdomänen in Privateigenthum zu verwandeln trachtete; aber

Digitized by Google

bevor dies gelungen war, führte man die Annectirung herbei und zwar gerade dadurch, daß sich die Dynastie mit dem Lande in einen fünfzigjährigen erbitterten Streit über Mein und Dein verwickelte und durch den bösen Geist des Fiscal-, Monopol- und Privilegienwesens in der Domänenverwaltung sowie durch ihre stets antipreußische Zollvereins-Politik die wirthschaftlichen Interessen der Bevölkerung fortwährend so verletzte, daß man meinen konnte, die Regierung habe es darauf abgesehen, dem Lande einzuprägen, daß sein Wohl und das der Dynastie nicht identisch seien. Trost im häuslichen Hader wurde bei einem aus der Fremde herbeieilenden fahrenden Adel gesucht, der nur den unseligen Riß zu erweitern wußte, und Stütze hoffte man, indem man Alles, was von Besitz und Intelligenz im Lande war, geflissentlich vor den Kopf stieß, von der bewaffneten Macht, die, an sich schon vermöge ihrer geringen Zahl unerheblich, im entscheidenden Augenblicke nicht wie ein thönerner Riese, wohl aber wie ein thönerner Zwerg zusammenbrach. So modern auch sonst das Gebahren war, das Verhängniß war exemplarisch antik: durch solches Entrinnen eilte man dem Fatum mit Hast entgegen.

Als der Stich der Kriegstarantel seine Wirkung zu äußern begann, ließen die Landstände, welche der irregeleitete Herzog für seine Feinde hielt, ihre warnende Stimme erschallen. Vergebens! „Die kleinen Regierungen in Deutschland können sich nicht dadurch erhalten, daß sie der Bevölkerung Ruhmesglanz und Siegeslorbeern in Aussicht stellen. Militärstaaten oder kriegsfähige Großmächte werden diese kleinen Länder für sich allein niemals. Darum sollten sie, statt durch

Digitized by Google

Kriegsruhm glänzen zu wollen, es vorziehen, Begründer der bürgerlichen und wirthschaftlichen Freiheit, Pfleger der Kultur, der Wohlfahrt, des Friedens zu sein. Wenn sie dies thun, werden sich die kleinen Regierungen erhalten. Wenn nicht — nicht." . . . . . .

Während Braun dies im Ständesaal aussprach, saß der Herzog in dem an denselben anstoßenden Zimmer seines Ministers, des Prinzen Wittgenstein. Er konnte hören, was dort gesprochen wurde. Seine Antwort war, daß er noch an demselben Tage die Ständeversammlung auflöste. Er warf seine Krone mit eigener Hand in des Krieges gähnenden Schlund, und sie ist darin verschwunden. Das Verhältniß der Regierung Seiner Hoheit zu den Landständen charakterisirt sich nicht treffender als durch die Verhandlungen über die Mittel zur Kriegsbereitschaft. Die Ständeversammlung in ihrer großen Mehrheit war entschieden für Neutralität, wenn nicht für Anschluß an Preußen, mit welchem das Land schon seiner wirthschaftlichen Interessen halber solidarisch verbunden ist. Der Herzog war von dieser Auffassung wohl unterrichtet. Gleichwohl wünschte er gerade von diesen Ständen Geld verwilligt zu erhalten, um dem Bundestag, wie er sagte, oder Oesterreich, wie die Stände sagten, Heeresfolge zu leisten. Man schlug den heutzutage nicht mehr ungewöhnlichen Weg ein, vollendete Thatsachen zu schaffen wider den Willen der Volksvertretung und dieser zu überlassen, daß sie registrire, was sie nicht mehr ändern konnte. Aber Eines schickt sich nicht für Alle.

Am 12. Mai 1866 kam von Wien das Ersuchen, sofort mobil zu machen. Man arbeitete die ganze Nacht vom 12.

Digitized by Google

auf den 13. Mai hindurch bis zum Tagesanbruch in den Büreaus des Kriegsdepartements. Am 13. Morgens gingen die Einberufungsordres an die beurlaubten Soldaten ins Land. Am 15. contrahirte im speciellen Auftrag des Herzogs der Finanzdirector, welcher zugleich auch Chef der herzoglichen Domänenverwaltung und landesherrlicher Commissar bei den Spielbanken von Wiesbaden und Bad Ems war, bei dem Bankhaus M. A. Rothschild für die Landessteuerkasse ein Kriegsanlehn von vorläufig einer halben Million Gulden. Die Stände sahen die Soldaten aus dem großen Urlaub einrücken. Sie interpellirten am 16. Mai, was das zu bedeuten habe, ob sich die Regierung vielleicht gegen den Willen des Landes in einen Krieg stürzen wolle, und woher sie die Mittel zu nehmen gedenke, denn die Stände würden zu einem solchen Zwecke nichts verwilligen. Darauf antwortete die Regierung, zu bedeuten habe das alles durchaus gar nichts, es handele sich weder um Krieg, noch um Kriegsbereitschaft oder Mobilmachung, sondern nur um die „gewöhnlichen vierwöchigen Feldübungen" — ein Wort, das in gleich wahrheitsgemäßer Weise auch in Hannover gebraucht wurde und sich für den Sprichwörterschatz der Zukunft oder für Herrn Büchmann's Sammlung „geflügelter Worte" empfiehlt — welche jedes Jahr stattfänden und ja auch in dem Budget pro 1866 vorgesehen seien; es werde kein Kreuzer über das gewöhnliche Ordinarium des Militärbudgets hinaus ausgegeben werden. Das Kriegsanlehen wurde verheimlicht. Kein Mensch, außer den in die österreichische Politik eingeweihten Herren und Damen bei Hof, wußte davon, nicht einmal der Chef der Landesregierung.

Die Stände waren durchaus nicht beruhigt durch jene

Digitized by Google

„beruhigenden" Zusicherungen. Sie hatten allen Grund, argwöhnisch zu sein; allein da sie sich zu weiteren Interpellationen anschickten, vertagte sie die Regierung vom 16. Mai bis 5. Juni, indem sie mit patriarchalischem Wohlwollen versicherte, es geschehe das blos, um den hochgeehrtesten Herren Ständen Gelegenheit zu geben, die Pfingstfeiertage im Schoße ihrer Familien zuzubringen. Da die Vertagung etwa drei Wochen, Pfingsten 1866 aber nur zwei Tage dauerte, so machten die Stände von ihrer persönlichen Freiheit Gebrauch und glaubten nicht an das angegebene Motiv. Sie sagten das auch. Dies veranlaßte den Finanzdirector — denselben, der das heimliche Kriegsanlehen contrahirt hatte — in der Ständeversammlung mit dem Tone äußerster sittlicher Entrüstung und mit der Miene der gekränkten Unschuld auszurufen: Welche Keckheit, der Regierung nicht zu glauben!

Während der Vertagung ging die Regierung an die Pferderemonte. Sie bedurfte zu deren Durchführung der aus freier Wahl hervorgegangenen Bezirksvertretung. Der Bezirksrath von Wiesbaden weigerte sich, hierzu in Function zu treten, denn zur Pferdeconscription sei die Proclamation der Kriegsbereitschaft erforderlich, diese sei aber noch nicht erfolgt. Das officielle Blatt bedrohete die Mitglieder des Bezirksraths mit dem Standrecht. Sie ließen sich nicht irre machen. So war denn die Regierung gezwungen, die Maske fallen zu lassen und das Wort „Kriegsbereitschaft" endlich auszusprechen, nachdem die Sache schon da war. Dies geschah am 22. Mai.

Am 5. Juni traten die Stände wieder zusammen. Die Regierung gestand ihnen nun, daß sie am 16. Mai nur vertagt habe, um unbequemen Fragen aus dem Wege zu gehen; aber

Digitized by Google

sie verheimlichte immer noch das Kriegsanlehen. Sie forderte eine halbe Million Gulden Kriegsmittel und schlug vor, dieselben durch Steuerzuschläge aufzubringen. Die verheimlichte halbe Million bei Rothschild dazu gerechnet, hätte man eine Million Gulden gehabt, und das hätte für den Anfang gereicht; später glaubte man wohl keiner Stände mehr zu bedürfen.

Die Stände aber wollten, bevor sie Geld verwilligten, über die politische Situation gehört sein. Sie wollten wissen, was man in Bamberg paktirt habe u. s. w. Die zweite Kammer beraumte daher eine Sitzung auf den 13. Juni an, um ihr Votum abzugeben gegen jene Politik, welche am folgenden Tage in der Bundestagssitzung die Majorität und namentlich auch die Zustimmung des nassauischen Gesandten erlangte.

Nun enthielt die parlamentarische Geschäftsordnung der nassauischen Ständeversammlung, welche zur Zeit der Blüthe der Reaction, 1852, zwischen den Ständen und der Regierung vereinbart worden war und ohne Zustimmung der letzteren nicht geändert werden konnte, die seltsame Vorschrift, daß eine landständische Sitzung in Abwesenheit der Regierungsvertreter nicht stattfinden dürfe.*) Um die Sitzung vom 13. Juni, in welcher sich die Stände gegen die Bundestagspolitik aussprechen wollten, zu verhindern, hätte die Regierung verfassungsmäßig entweder auflösen oder vertagen können. Allein damit war ihr nicht gedient. Denn sie hoffte immer noch — trotz

*) Letzteres ist auch bei der Geschäftsordnung der Stände in den Königreichen Sachsen und Bayern der Fall. In dem sogen. Lande des Cäsarismus und der Militärherrschaft hat man an eine solche Beschränkung der inneren Autonomie der Volksvertretung nie auch nur entfernt gedacht.

Digitized by Google

alledem — unter der Wucht der vollendeten Thatsachen, der aufgeregten Stimmung und der gouvernementalen Bedrohungen, selbst von diesen bisher so unbeugsamen Ständen eine Geldverwilligung zu erwirken. Sie wählte also ein nicht verfassungsmäßiges Mittel, einen gelinden Staatsstreich, einen Strike: Arbeitseinstellung. Sie verbot ihren Vertretern in der Sitzung zu erscheinen. Dieselbe konnte also nicht stattfinden; — und am 14. Juni stimmte die Regierung, welche die An- und Absichten der Stände sehr wohl kannte, in Frankfurt für das directe Gegentheil von alle dem, was die Volksvertretung wollte. Gleichwohl glauben verschiedene Würtemberger immer noch bis zur heutigen Stunde, gewisse südwestdeutsche Kleinstaaten seien der gerechte und vollkommene Hort des einzig wahren Constitutionalismus in Europa. Wenigstens sagen sie so.

Die Regierung frohlockte am 14. Juni. Sie hatte eine vollendete Thatsache. Ihre voreilige Mobilmachung vom 14. Mai hatte nunmehr am 14. Juni die höhere Weihe, die nachträgliche Genehmigung des Bundestags erhalten. Nun konnte man von „Bundesrecht" und „Bundestreue" sprechen und den Vorwurf des österreichischen Vasallenthums durch Berufung auf den Beschluß des „einzigen legalen Organs der gesammten deutschen Nation" gewichtig entkräften. Auch gab man sich in Bibrich der tröstlichen Hoffnung hin, in Preußen werde wieder, wie 1850 und 1851, „der Starke muthig einen Schritt zurückweichen". Noch sicherer zählte man auf eine Creditverwilligung der Stände; „gegen den Bund rebelliren würden sie doch nicht, sonst werde man garstig mit ihnen umspringen."*)

*) Als Probe der Schreibweise der officiellen Presse in Nassau geben wir hier folgende Stellen aus der von des Herzogs Leibjournalisten

Digitized by Google

Allein man hatte sich in jeder Beziehung getäuscht. Preußen wich nicht zurück; es ging vor, und zwar mit der ominösen „affenartigen Geschwindigkeit". Auch die Stände wichen nicht

herausgegebenen „Unparteiischen Zeitung", Nr. 138 vom 16. Juni 1866: Zuerst ein jubelnder Leitartikel aus Frankfurt über den Bundesbeschluß vom 14. Juni: „Es giebt noch ein Deutschland, und dieses Deutschland wird binnen 14 Tagen eine Million Soldaten auf den Beinen haben, um Preußen zu züchtigen." Dann Nutzanwendung auf Nassau und Darmstadt: „Das Häuflein Gothaer (Nationaler) wird über kurz oder lang der Volkswuth zum Opfer fallen", und weiter: „Für diese verderblichen Menschen (die nationale Opposition in Nassau) ist, so muß sich Jeder sagen, der jüngste Bundesbeschluß ihr politisches Todesurtheil, denn mag es nun Krieg geben, oder nicht, in jedem Fall wird dem preußischen Schwindel ein Ende gemacht und der preußische Schwindel war ja ganz eigentlich der Moder, in welchem dieses politisirende Advokatengezieser in den Kleinstaaten, diese nationalvereinliche, gothaische Schmeißfliegenschaft ausgebrütet wurde. Dem wird unter allen Umständen ein Ende gemacht und dann hoffentlich auch endlich einmal der Jahreszeit, welche gegenwärtig noch in Nassau herrscht. (Anspielung auf den Reg.-Präs. Winter.)

„Die Herren fühlen das recht gut und deshalb geriethen sie so sehr in Schrecken. Außerdem wird ihnen durch den Bundestagsbeschluß noch eine ganz niedliche Privatblamage bereitet. Was haben sie sich für Mühe gegeben, um die Mobilmachung des nassauischen Contingents zu hintertreiben und ganz wie Bismarck es befahl, die Neutralität Nassaus zu erwirken. Sie waren fest entschlossen, mit ihren 16 einsylbigen, kaum glaublich bornirten Kammersclaven die Mobilmachungskosten nicht zu verwilligen. Noch gestern machten sie einen verzweifelten Versuch, die Regierung zur Verwerfung des österreichischen Antrages zu nöthigen, indem der Advokat Raht als Vorsitzer der zweiten Kammer Abends 6 Uhr noch eine Kammersitzung anberaumte, in welcher der dringende Antrag gestellt werden sollte:

„Die zweite Kammer wolle die H. Regierung ersuchen, durch ihren Vertreter bei dem Bunde gegen den österreichischen Antrag vom 11. l. M. votiren zu lassen."

„Allein kurz vor Eröffnung der Sitzung ging ein Schreiben der Regierungscommission ein des Inhalts:

„Daß die Herzogliche Regierung dermalen nicht in der Lage sei,

Digitized by Google

zurück. Am 27. Juni verweigerten sie der Regierung alle und jede Mittel zum Krieg. Die Regierung hatte zwar schon ihre geheime halbe Million. Aber sie wollte mehr. An dem Tage, wo die österreichischen und Frankfurter Zeitungen die falschen Nachrichten über die Siege Benedek's nach Wiesbaden trugen, glaubte sie ihre Zeit gekommen. An diesem am Tage, 30. Juni, erschien der Chef des Kriegsdepartements, das Schwert an seiner

---

in der deutschen Frage Auskunft geben zu können und daß daher die Regierungscommissäre angewiesen worden seien, in der fraglichen Sitzung nicht zu erscheinen."

„Da nun die Herren ohne Regierungscommissäre nicht Kammer sitzen dürfen, so mußten sie wieder unverrichteter Dinge abziehen, wie begossene Pudel. Und jetzt kommt gar noch die Abstimmung über die Anforderung der Mobilmachungskosten. Sollen Braun, Lang und ihre Leibeigenen die Kosten nicht verwilligen, nachdem der Bundestag die Mobilmachung angeordnet hat? Oder sollen sie wider sich selbst wüthen und, nachdem sie auf Befehl Bismarck's Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt haben, um die Rüstung zu verhindern, schließlich die Rüstungskosten doch verwilligen. In beiden Fällen versinken sie bis über die Ohren in die Lächerlichkeit.

„Nassau! Deine Befreiung von dem fürchterlichen Advokatenregiment, unter dem Du seit Jahren geseufzt hast, steht bevor.

„Zum Schluß hebe ich noch einmal hervor, daß die willfährigsten Knechte Bismarck's in Nassau sich befinden, und zwar in Person der Advokaten Braun, Lang und Rath. Mit diesen geht leider auch v. Eck, und an diesem hängt ein Schweif von einsylbigen Landleuten, welche Knapp und Born und Blum und Kling und Bausch und Mohr heißen, ihre Namen werden noch mit Abscheu und Verachtung genannt werden, wenn ihre Körper längst verfault sind." — Das wird genügen. Es ist nur eine schwache Probe. Die Kraftstellen kann man in anständiger Gesellschaft nicht wiedergeben. Dieses Blatt wurde bei Hofe mit Begier verschlungen. Viele herzogliche Officiere und Beamte waren „Actionäre". Die Hauptmitarbeiter waren der Director Werren, der die Bosheiten wider Winter producirte, und einige „großdeutsche" Kammermitglieder, welche ihren nationalgesinnten Collegen abwechselnd das „Standrecht" oder die „Wuth des Volks" in Aussicht stellten.

Digitized by Google

Linken in der Ständeversammlung und las mit einer Stimme, die an das „dies irae“ und die Posaunen des jüngsten Gerichts mahnte, eine neue Creditanforderung von höherem Betrag vor, welche sich darauf berief, „diese Regierung (welche doch die halbe Million heimlich in der Tasche hatte) sei ohne die geringsten Mittel, sie befinde sich in dem äußersten Nothstande, sie müßte, wenn die Stände wieder nichts verwilligten, mittelst kriegsrechtlicher Execution nichtverwilligte Steuern heben, um nicht die braven Soldaten darben zu lassen“ u. s. w.

Am 6. Juli schlugen die immer noch unbeugsamen Stände zum zweiten Male der Regierung jeden Credit ab. Sie hatten inzwischen, Dank dem Scharfsinne ihres Berichterstatters, des Abgeordneten Scholz, den Sachverhalt bezüglich des geheimen Kriegsanlehens ausgemittelt. Vormittags erfolgte die Abstimmung, Nachmittags die Auflösung. Am 14. Juli siegten die Preußen bei Aschaffenburg. Am 15. Juli entfloh der Herzog.

Von allen den im Eingange aufgezählten neun, oder wenn man den Herzog hinzurechnet zehn Generalen — von welchen allerdings einige durch Alter oder Krankheit verhindert waren, wie z. B. Hergenhahn, der schon die Kriege von 1810 bis 1815 mitgefochten —, war nur einer im Felde, der weiland karlistische General Roth. Und ihn traf das Unglück, mitten im Feldzuge vom Herzog auf Urlaub in die Schweiz geschickt zu werden. Sogar dieses Muster altkastilischer Ritterschaft und correcter legitimistischer Gesinnung — zudem ein Schwabe von Geburt! — galt plötzlich als verdächtig. Gewiß mit Unrecht. Er machte ohne Zweifel die Sache so gut als er konnte; und daß man ihn vielleicht an eine Stelle gestellt hatte, wohin er nicht gehörte, daran war

Digitized by Google

er nicht schuld, sondern die Leute, welche glaubten, daß Parteifanatismus im Stande sei, für den Mangel technischer Erfordernisse aufzukommen.

Ueber den Verlauf des „Feldzugs" will ich schweigen. Als er zu Ende und das nassauische Contingent gezwungen war, von Günzburg am südlichen Ufer der Donau, wo es cantonnirte, in die mittlerweile preußisch gewordene Heimath zurückzukehren, entband der Herzog die Officiere des Fahneneids. Er hoffte indeß und sprach auch, wie wir hören, diese Hoffnung aus, es werde trotzdem keiner seiner Getreuen unter dem König von Preußen fortdienen; denn es war den Officieren freigestellt, Pension zu verlangen nach dem bisherigen nassauischen Pensionsgesetz, das ebenso wie das Besoldungsgesetz sehr freigebig ist, namentlich für die unteren Chargen. Der Herzog irrte sich; die meisten dienten fort. Der weiland Kriegsherr stiftete für Officiere und Mannschaft, für Alle, welche mitretirirt waren, eine Erinnerungsmedaille, welche an einem gelben Bande auf der Brust getragen wird; und da ein erfahrener Officier versicherte, daß planlose Bewegungen und forcirte Rückzugsmärsche die Truppen noch weit mehr strapaziren, als ein wirklicher Feldzug mit Bataillen, so war dieses Symbol, das er mit dem unschönen Namen „Lauf-Orden" belegte, insofern wohlverdient und mag für manchen braven Burschen in der That ein Ehrenzeichen sein.

Gegenwärtig verweilt der Herzog nebst Gemahlin und Prinzen in dem schon mehrfach erwähnten Schlößchen Rumpenheim. Am 4. November 1866 verabschiedete er sich dort, wie Eingangs gemeldet, von seinen „treugebliebenen" Officieren, d. h. von denjenigen, welche um die — nach nassauischem Gesetz

Digitized by Google

nahe an den Activgehalt reichende — Pension nachgesucht haben, weil sie aus Rücksichten auf ihr Alter oder sonstige Umstände sich in die neuen Dienstverhältnisse nicht schicken können oder wollen. Diese Officiere, dreizehn an der Zahl, geführt von dem vormaligen Kriegsminister General v. Holbach, welcher während des Feldzugs mit dem Depot in der Festung Mainz lag und von der Tour de Montalembert auf der Petersau, einer zur Bundesfestung gehörigen Rheininsel, aus zusah, wie die Bayern Bibrich beschossen und höchst nutzloser Weise mit einer endlosen Kanonade einen preußischen Landwehrmann tödteten, — es war ein Schneider vom Niederrhein, der vier kleine Kinder zu Hause hatte —, fuhren mit dem Frühzug gen Frankfurt und dann gen Rumpenheim. Man sagt, der Herzog werde ihnen aus Privatmitteln zu ihrer preußischen Pension so viel zulegen, daß sie dem bisherigen nassauischen Activgehalt gleichkommt, bis zu ihres Lebens Ende.

Als sie in den engen Raum eintraten, den jetzt der hohe Herr bewohnte, war der Letztere so ergriffen, daß er nur die Worte sprechen konnte: „Das sind noch die einzigen Treuen!" Dann lehnte er sich, den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt, mit dem Rücken an einen Consoltisch, und die Thränen rannen ihm in den seit der letzten Campagne ergrauten Bart. Auch ein Theil der Officiere konnte sich des Weinens nicht enthalten. Und es gab so eine lange bange Stille, die nur durch das Schluchzen eines oder des andern unterbrochen wurde. Da der Herzog nach Verlauf einer halben Stunde immer noch in seiner stummen Niedergeschlagenheit verharrte, und die Etikette den Officieren verbot, die Initiative des Gesprächs zu ergreifen, entstand nach und nach eine gewisse Verlegenheit, welche der

Digitized by Google

General von Holbach mit seiner ihm in solchen Fällen eigenthümlichen Geistesgegenwart dadurch beseitigte, daß er dem Herzog sagte, die Officiere seien gekommen, um auch Ihrer Hoheit der Frau Herzogin und den durchlauchtigsten Herren Prinzen ihre allerunterthänigste Aufwartung zu machen. Infolge dessen rief der Herzog selbst seine hohe Gemahlin und die beiden Söhne aus dem Nebenzimmer herein. Dann verfiel er wieder in sein finsteres Schweigen. Die Frau Herzogin führte von nun allein die Conversation mit den dreizehn Getreuen. Sie stellte ihnen die Prinzen vor und sprach: „Betrachtet Euch noch einmal Eure beiden jungen Herren und bewahrt denselben Euere Treue bis zu besseren Zeiten.“ Dann ergoß sie sich in lebhaften Vorwürfen gegen diejenigen vormals nassauischen Officiere, welche der angestammten Dynastie die Treue gebrochen und preußische Dienste genommen hätten. Diesen Vorwürfen stimmten auch diejenigen unter den Officieren bei, deren eigene Verwandte sich in dem von der Herzogin getadelten Falle befanden. General von Holbach aber, dessen Söhne auch preußische Dienste genommen, suchte mit gewohntem Geschick die Unterhaltung von diesem, ein wenig epinösen Thema abzulenken, indem er zu erzählen begann, was jetzt die bösen Fortschrittsleute in Wiesbaden für ein grauenhaftes Regiment führten; er, General von Holbach, sei dieser Tage einmal zu dem königlichen Civilcommissar vorbeschieden gewesen und erst nach langem Warten im Vorzimmer vorgelassen worden; während er mit demselben im Gespräch begriffen gewesen, habe es plötzlich sehr kräftig an der Thür geklopft und ohne das Hereinrufen abzuwarten, sei B. hereingestürzt mit den Worten: „Ich muß heute noch nach Berlin und kann

Digitized by Google

deshalb die Sache nicht fertig machen," worauf der königliche Civilcommissar erwiedert habe: Nun gut, dann mag sie Dr. L. machen. (Beiläufig bemerkt, versichern die genannten Herren, daß diese Erzählung nicht wahr sei.) Diese und andere Anekdoten Holbach's vermochten indeß den schwülen Horizont nicht aufzuheitern; und als er endlich, nachdem die Audienz drei Stunden gedauert hatte, dem Herzog zum Schlusse die Versicherung gab, das ganze Land sei ihm jetzt immer noch mit der größten Treue und Anhänglichkeit zugethan, schüttelte der hohe Herr das Haupt und sprach: „Wenn dem so wäre, dann säß' ich nicht hier!" So wird uns glaubhaft berichtet.

Jene Officiere aber fuhren zurück und dinirten zusammen in Frankfurt.

Digitized by Google

4.

Aus der Dämmerstunde.

(Geschrieben im Mai 1867.)

Digitized by Google

Aus der Dämmerstunde.

(Mai 1867.)

Motto:
„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."
Schiller.

Die Zeitungen bringen (zunächst aus Anlaß der Luxemburger Affaire, welche zwar beendigt zu sein scheint, aber lebhafte Hoffnungen und Besorgnisse hervorgerufen hat und immer noch auf der Oberfläche des Wassers ihre in concentrische Kreise auslaufenden Schwingungen fortsetzt, wenn gleich der Stein, der den Anstoß zu den Schwingungen gab, längst unten im Bachbette, wohl besorgt und aufgehoben, zur Ruhe gelangt ist) fast jeden Tag Stimmungsberichte aus den neuen Provinzen, welche die Lage der Dinge entweder in Rembrandt'schen Schatten- oder in Hildebrandt'schen Lichteffecten darstellen.

Ich halte sowohl die schwarzen, als auch die rosenfarbenen Bilder, unbeschadet der hohen künstlerischen Fähigkeit der Meister, welche dieselben malen, und welchen sich ein unzünftiger Bönhase, wie ich, der nur zuweilen in seltenen Mußestunden zum Pinsel greift oder zur Feder, um sich Etwas, das ihn drückt, vom Leibe herunter zu schreiben, oder durch das Schreiben und während dessen objectiv klar zu

Digitized by Google

stellen und zu fixiren, nicht an die Stelle stellen kann — ich, sage ich, halte diese Bilder nicht für getreu und naturwahr.

Es ist eben Dämmerung in den neuen Provinzen, aus welcher hoffentlich nicht die Nacht, sondern der Tag sich entwickelt. Man kann ein Bild aus der Dämmerung nicht mit scharfen Umrissen und Außenlinien ausstatten, sonst hörte es auf, dem Gegenstande zu entsprechen, den es darstellen soll.

Und warum soll man nicht auch die Dämmerung darstellen? Die Erinnerungen aus dem Dämmerstündchen sind mir die liebsten aus meiner Jugend. Die sonst so lustige und laute Kinderschaar drängte sich zusammen um den ledernen Sessel der Amme, die da saß, die Hände im Schooße gefaltet, zu ihren Füßen die alte Katze, die ihrem Gefühle tiefster Behäbigkeit durch ein fortgesetztes leises Schnurren Ausdruck gab. Wie die Katze, so schnurrte auch die Amme; nur geschah es in artikulirten Lauten, und aus diesen Lauten bildeten sich Geschichtchen, die lieblich dahin plätscherten, wie's Bächlein auf den Wiesen, und die wir mit begierigem Ohre auffingen, mochten sie auch nicht in allen Stücken klar sein.

Eine solche Geschichte aus dem Dämmerstündchen wollen auch diese Aufzeichnungen sein. Mehr nicht. Wenn sie nicht Alles aufklären, so ist die Unklarheit der Situation daran schuld. Sobald man der Phantasie erlaubt, sich die dämmernden Gestalten à son aise auszumalen, erzeugt sie Schreckbilder, welche nicht mehr die geringste Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit haben. Und wozu Schreckbilder? Es giebt schreckliche Dinge genug in der Welt, als daß wir ihre Zahl willkürlich vermehren und dadurch ohne Noth den armen Sterblichen eine durch die wirkliche Lage der Dinge nicht ge-

Digitized by Google

botene Unruhe einflößen sollten. Sagt ja doch schon ein griechischer Philosoph, daß die Menschen beunruhigt werden nicht durch die Dinge, wie sie sind, sondern durch die Dinge, wie sie sich solche vorstellen. Ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα.

Stellen wir uns also die Dinge nicht so schlimm vor. Glauben wir nicht an Krieg und an Aufruhr, und es giebt keinen. Was den Leuten die neue Gegenwart verleidet, das ist die Macht der Gewohnheit am Alten. Sie werden vom Gesetze der Trägheit regiert und die Trägheit neigt nie zu vulkanischen Eruptionen. Oft sind es die Allerentschiedensten, welche Alles entschieden verhindern, weil ihnen gar Nichts entschieden genug ist.

Doch zur Sache:

Nicht König Georg von Hannover hat Auftrag gegeben zu der Unterhandlung mit Preußen über Ausscheidung des Privatguts der hannoverschen Dynastie. Wenn, wie man versichert, dergleichen Unterhandlungen obschweben, so werden sie im Auftrag der englischen Regierung mit Preußen geführt. Georg Rex sitzt in Hietzing mediis tranquillus in undis. Er läßt sich auf keine Unterhandlung ein. Er erklärt Alles, was geschehen ist, für null und nichtig und erwartet, daß es baldigst wieder ungeschehen gemacht, und er auf dem Welfenthrone restaurirt werde. Er fühlt sich als Sieger von Langensalza und glaubt, daß der Glanz dieses Lorbeers noch erhöht werde durch die Aureole des Märtyrers, welcher nur der Uebermacht wich nach einem heldenmüthigen Kampfe. Dieser Haltung des Königs Georg entsprach die

Digitized by Google

seines ehemaligen Ministers von Münchhausen, welcher im Reichstag ritterlich Mann gegen Mann über die preußische Regierung Anklagen erhob, die er ohne Zweifel für ebenso begründet hielt, als wir Anderen von deren Grundlosigkeit überzeugt sind. Es entspricht ihr ferner die nicht endende Agitation in Hannover, wenigstens in den älteren Landestheilen dieses vormaligen Königreichs; denn die neueren lassen sich zu dergleichen nicht mißbrauchen und sind zum Theil sehr gut preußisch. So wenig wir uns mit diesen Bemühungen einverstanden erklären, so müssen wir doch zugestehen, es ist System darin. Es ist ein Standpunkt, wenngleich ein verkehrter und für preußische Unterthanen ein verbrecherischer. — Den entgegengesetzten nimmt der Kurfürst von Hessen ein. Er hat sich mit Preußen abgefunden und lebt, der Souveränetät entkleidet, die ihm stets mehr Verdruß als Vergnügen gemacht hat, als einer der reichsten deutschen Standes- und Grundherren. Auch mit seinem Geschick hat er sich versöhnt. Denn wenn auf der einen Seite der Verlust des Thrones ein Gefühl von Bitterkeit in ihm wach zu rufen droht, so weiß er es auf der andern Seite sofort wieder zu beschwichtigen durch den tröstlichen Gedanken, daß nicht nur er seinen Thron, sondern auch das Land und die Landstände (oder „der Oetker und die anderen Kerls") die so viel bestrittene, genommene und wieder zurückeroberte einunddreißiger Verfassung endlich definitiv und für immer eingebüßt haben. Und wenn der Kurfürst etwa bei Preußen, wie die Zeitungen melden, jetzt noch Reclamationen erhebt, so handelt es sich gewiß nicht darum, ein Stücklein Souveränetät, sondern vielmehr darum, einen erheblichen Antheil an dem kurhessischen

Digitized by Google

Staatsschatze für sich zu salviren, dessen Grund seine Vorfahren durch Menschenhandel legten. Das ist denn auch ein Standpunkt.

Minder klar, als die Position des Georg Rex und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, ist die des dritten Depossedirten, des Herzogs Adolph und seiner Anhänger. Fast scheint es, man möchte hier den Versuch machen, die Annehmlichkeit des kurfürstlich hessischen Standpunktes und die Großartigkeit des königlich hannoverschen mit einander zu vereinigen.

Doch ich will die Reflexionen bei Seite lassen und von Thatsachen reden.

In den letzten Wochen wimmelten die Zeitungen von Notizen, daß der Herzog Adolph diesen und jenen Beamten, diese oder jene Kategorie von Staatsdienern „ihres Eides entbunden habe". Der Chef des Medicinalwesens in Nassau machte mit Namensunterschrift officiell in den Zeitungen bekannt, auf sein Ansuchen habe Seine Hoheit der Herzog sämmtliche Gesundheitsbeamte und praktische Aerzte ihres Diensteides entbunden. Es blieb bei dieser Publikation unklar, ob der Chef des Medicinalwesens von seinen Untergebenen, welche dies wenigstens großen Theils bestreiten, Auftrag zu diesem Nachsuchen hatte, oder nicht; und ob er in seiner Eigenschaft als herzoglich nassauischer oder als königlich preußischer Beamter handelte, oder ob er sich im Widerspruch mit dem Satze „Niemand kann zween Herren dienen", als eine combinirte Verkörperung dieser beiden Eigenschaften gedacht hat. Gewiß ist, daß zwischen dem Herzog Adolph, welcher in dem, in kürzester Frist von Wiesbaden erreichbaren hessischen Schlößchen Rumpenheim am

Digitized by Google

Main residirt (dieser Tage erst hat er aus Rücksicht auf die Reconvalescenz seiner hohen Gemahlin einen Landsitz bei Lausanne bezogen), und seinen vormaligen Beamten, den sogenannten „herzoglichen Dienern“ (in Hannover hießen sie „königliche Diener“ — magna ingenia conspirant) ein ununterbrochener lebhafter persönlicher und brieflicher Verkehr stattfindet, obgleich diese Beamten nun schon seit drei Vierteljahren Diener der preußischen Monarchie sind; und ebenso unzweifelhaft ist es, daß dieser Verkehr außerordentlich an Lebhaftigkeit gewann, je höher die kriegdrohende Wolke am Horizonte emporstieg. Die königliche Verwaltung kennt diese Thatsachen, aber sie ignorirt sie. Wie mir scheint, mit Recht. Es hilft nichts, auf ein Symptom äußerlich loszukuriren, wenn man sich nicht um den Sitz der Krankheit kümmert. Inzwischen erhitzte sich die posthume Loyalität zu eigenthümlichen Erscheinungen. Beispielsweise sei nur eine erwähnt: Der Director einer königlichen Strafanstalt suchte bei der königlichen Regierung einen Urlaub von 14 Tagen nach. Diese machte ihn auf die bestehende Vorschrift aufmerksam, wonach er den Zweck und das Ziel seiner Urlaubsreise angeben müsse. Der königliche Director kam der Weisung nach. Als Ziel der Reise bezeichnete er Frankfurt und das Schlößchen Rumpenheim, die Residenz des Herzogs Adolph von Nassau. Als Zweck der Reise gab er an: In Rumpenheim wolle er seinem bisherigen allergnädigsten Herzog und Herrn seine allerunterthänigste Ehrfurcht bezeugen, in Frankfurt aber wolle er erstens sich nach einem gelehrigen Affenpinscher umsehen, dessen er bedürfe zur Vertilgung des seit der Einverleibung so sehr überhandnehmenden Ungeziefers, und zweitens,

Digitized by Google

um ein möglichst billiges Stück Geld einen abgetragenen schwarzen Frack kaufen, um darin (statt in der vorgeschriebenen Dienstkleidung) dem neuen preußischen Regierungspräsidenten, Herrn von Diest in Wiesbaden, seine Aufwartung zu machen.

Nicht alle Beamte und Geistliche haben um die Eidesentbindung nachgesucht. Die Obergerichtsräthe in Wiesbaden und in Dillenburg z. B. haben es nicht gethan. Wohl aber die große Mehrzahl. Die Beamten fühlen sich nachgerade sehr unbehaglich unter dem preußischen Regiment, welches hohe Ansprüche in Betreff der Tüchtigkeit und Thätigkeit im Dienst erhebt und keineswegs so freigebig mit Besoldungszulagen, Gratifikationen, Remunerationen, Unterstützungen, Almosen und sonstigen Trinkgeldern ist, wie es das alte Regiment auf Kosten der Steuerpflichtigen war, indem es das Geld, das es den Fleißigen abnahm, unter die Faulenzer vertheilte. Aus den Mitteln der Steuerpflichtigen, nicht aus den Einkünften der Domänen oder der Civilliste, befriedigte der Herzog Adolph, — ein von Natur gutmüthiger Herr, der nur durch seine Umgebung, unter Benutzung seines Kopfleidens und der daraus entstandenen nervösen Reizbarkeit, gegen Land und Leute gehetzt wurde, damit die fürstliche Gunst sich nur auf wenige Auserwählte vertheile — seinen nicht wohl geregelten Wohlthätigkeitsdrang. Auch hier möge statt vieler hundert ein Beispiel genügen. Ein einzelnstehendes älteres Fräulein, frömmster Richtung und loyalsten Gemüths, die ein Vermögen von mehr als 10,000 Gulden besitzt, und aus dem Betriebe des Chambre-garni-Gewerbes, in welchem sie durch Empfehlung aller Frommen von weit

Digitized by Google

und breit unterstützt wird, einen jährlichen Reingewinn von ebenfalls einigen tausend Gulden erzielt, hat unter Herzog Adolph und auf dessen speciellen und persönlichen Befehl viele Jahre lang „wegen ihrer außerordentlichen Hülfsbedürftigkeit und Armuth" eine jährliche Unterstützung von 500 Gulden bezogen, welche von den übrigen Unterthanen des Herzogs durch Steuerzahlen aufgebracht werden mußte. In Nassau aber sind gerade die nur auf ihre Arbeitskraft angewiesenen ärmeren Klassen, die kleinen Bauern ganz außerordentlich hoch besteuert. Denn die nassauischen Fiscalkünstler dachten: „Die Masse muß es bringen." Einmal wagte es Jemand, hohen Orts darauf aufmerksam zu machen, es sei doch nicht recht, daß diese armen Leute für das reiche Fräulein arbeiten müßten. „Dafür betet das Fräulein auch für die Armen", war die Antwort. Aus dem „Ora et labora" war ein „Aut ora aut labora" geworden.

Im Staatsdienst mußten die fleißigen und tüchtigen Arbeiter darben. Dagegen der müßige Troß, der sich mit lakaienhafter Dreistigkeit und Geflissenheit vordrängte und seine Dienste anbot für die Zwecke, die dem Staatsdienst und dessen Pflichten fremd und sogar diametral entgegengesetzt waren, wurde fürstlich belohnt, mit Titeln, mit Orden (Herzog Adolph hatte sich deren mehre gestiftet; sein geistreicher Vater, der Herzog Wilhelm, glaubte derselben entrathen zu können und spottete oft über die kleinfürstlichen Decorationen) und vor Allem mit Geld. Das Civil-, Militär- und sonstige Besoldungsbudget wuchs — bei einer Bevölkerung von nicht einer halben Million Einwohner — auf über mehr als drei Millionen Gulden, und mit ihm wuchsen die Steuern.

Digitized by Google

Es verstand sich in Nassau von selbst, daß die öffentlichen Beamten private Nebengeschäfte treiben durften, welchen sie ihre Hauptzeit widmeten, mit solchem Erfolge, daß die Nebeneinkünfte, vielfach zusammenhängend mit den in den Bädern betriebenen Spielhöllen und deren unnennbaren Anhängseln, zum Oeftern das dienstliche Haupteinkommen überstiegen. Gute Gesinnung, recht demonstrativ zur Schau getragen, correctes, streng büreaukratisches Verhalten und ein zügelloser Diensteifer bei den permanenten Wahlen zu dem jedes Jahr aufgelösten Landtag deckten Alles. Man sah mehr auf den Glauben, als auf die Werke.

Noch mehr aber verstand es sich von selbst, daß ein bürgerliches Metier für die Relicten eines Beamten oder eines Geistlichen eine Entehrung war, woraus denn mit Nothwendigkeit sich ergab, daß die Beamtentöchter (auch der niedrigsten Klassen) auf Kosten der Steuerzahler ihr Leben lang unterhalten werden mußten.

Obgleich die preußische Verwaltung in allen diesen Dingen auf das schonendste verfährt, so dämmert doch Allen, welche von den bisherigen Mißbräuchen Vortheil zogen, ein Bewußtsein, daß solche zarte Gewächse, wie die soeben geschilderten, in der scharfen reinen Luft eines Großstaats auf die Dauer nicht gedeihen können, sondern nach und nach verkümmern. Der Accessist vermißt die reichlichen Diäten und die Besoldungszulage, welche er sonst bekam, wenn er mit dem Regierungsdirector Werren eine Wahlagitationsreise machte und auf derselben die Gemeindebeamten mit göttlicher Amtsgrobheit anschnauzte; der Oberförster, der das fürstliche Jagdrevier besser gepflegt als den Wald der Gemeinde, die ihn bezahlt,

Digitized by Google

wartet vergeblich auf die Remunerationen, welche für Achtzehnender aus der Staatskasse erfielen; der Kanzlist, der seinen Vorgesetzten denuncirt hatte, daß er einmal in der Dämmerung auf der Straße bei einem liberalen Ständemitglied gestanden und mit ihm über die Weinernte gesprochen habe, seufzt: „In diesem abscheulichen Preußen will man von Gratifikationen nichts wissen, die Kerls muthen einem zu, daß man die Arbeit umsonst thut.“ Wenn er französisch verstände, würde er sagen: „de travailler pour le roi de Prusse“. Er bekommt zwar eine im Verhältniß zu seiner Qualifikation sehr hohe Besoldung. Allein die rechnet er nicht. Das ist ein Ding für sich; denn die hat er einmal „decretmäßig“. Wenn er dafür etwas arbeiten soll, dann verlangt er außerdem noch eine Gratifikation, auf deutsch: ein Trinkgeld. Von dieser segensreichen Institution will der schwarzweiße Eindringling nichts wissen und deshalb ist er in den Augen der blau-orangefarbigen Autochthonen ein nordischer Barbar. Der Oberbeamte seufzt: „Es sollen alle guten Stellen bis herunter auf die Landrathsposten mit Altpreußen besetzt werden“ (was allerdings, wenn es geschähe*), sehr unklug wäre, namentlich bezüglich der Landräthe, welche doch in ihrem Bezirke nicht Fremdlinge sein dürfen). Der Unterbeamte hat die schrecklichen Worte „Gumbinnen“ und „Stallupönen“ vernommen; und wenn er Abends zu spät, oder zu viel getrunken, oder zu schwer verdauliche Speisen gegessen

*) Leider ist es geschehen und hat doppelt nachtheilig gewirkt, weil man neben und unter den Landräthen die altnassauischen Beamten fortbestehen ließ, — eine so verwickelte Maschinerie, daß sie kein anderes Product erzeugt, als Reibung.

Digitized by Google

hat, dann träumt er Nachts, er sei Kanzleirath in „Stallupönen“ geworden; er sieht sich mit seinen Akten in einem offenen Holzschuppen, ringsum Schnee und immer näher dringendes Wolfsgeheul. Während er sein Gehirn mit Zweifeln abmartert, ob wohl die Wölfe den hölzernen Kanzleirath oder die papiernen Akten fressen wollen, oder gar beides, erwacht er, gebadet in Angstschweiß, und die Gattin lispelt: „Ach Wilhelm, seit wir preußisch sind, hast Du keine ruhige Nacht mehr; Gott gebe, daß es bald wieder anders werde.“ „Schweig!“ ruft Wilhelm der Gattin zu, „Du bringst uns noch ins Zuchthaus, weißt Du nicht, daß in Preußen die Wände Ohren haben; und der schlechte Kanzlist Cigaretto paßt mir ohnedies schon auf den Dienst und möchte mir die Schlappen austreten; vor einem halben Jahre noch lief er alle drei Tage nach Rumpenheim, um sich nach dem Befinden unserer allergnädigsten Frau Herzogin Adelheid zu erkundigen, und jetzt kriecht er vor dem hergelaufenen, hungrigen Junker, vor dem —.“ Ach, auf dreihundert Stunden Wegs versetzt zu werden, ist doch auch gar zu schmerzlich. Bisher konnte die Regierung selbst im Falle der äußersten Ungnade nicht weiter gehen, als zehn Meilen. Denn weiter reichte ihr Gebiet nicht, und unsere Bauern, wenn sie bildlich ausdrücken wollen, daß der böse Wille seine Grenze in der Impotenz finde, sagen: „Einer Ziege gehört kein langer Schwanz.“ Ein anderes Stillleben:

„Was soll aus uns werden!“ seufzt die sentimentale Tochter einer verwittweten Geheimen Hof-Kammer-Räthin, „betteln mag ich nicht und arbeiten hab' ich nicht gelernt; und am Ende nimmt Dir der garstige Preuß' auch noch

Digitized by Google

Deine Pension." „Das wird er wohl bleiben lassen," erwiedert die resolute Mutter, „man läßt sich viel gefallen, aber daß man seine durch eine langjährige getreue Pflichterfüllung — Dein Vater selig ging jeden Tag drei geschlagene Stunden auf das Büreau, und es kam sogar im Winter manchmal auch vor, daß er bei Licht arbeitete — im Schweiße seines Angesichts erworbene Pension soll verlieren, das läßt man sich nicht gefallen, das ist zu arg; und in dem Besitzergreifungspatente heißt es: „wohlerworbene Rechte und berechtigte Eigenthümlichkeiten" sollen bleiben; und wenn das keine berechtigte Eigenthümlichkeit ist für eine arme Wittwe, die, abgesehen von der Pension, von ihren Zinsen leben muß, die erfallen von dem Bischen Kapital, was Dein Vater selig durch den Mäusefraß erworben hat, dann möcht' ich einmal wissen, was denn überhaupt nach der Meinung dieser Preußen da eine berechtigte Eigenthümlichkeit sein soll." — „Ja, Mutter, das ist Alles schön," seufzt Minchen; „aber, wenn Du sterben solltest, was Gott verhüte, was soll aus einem armen jungen Mädchen werden, das dann allein steht? Deine Pension hört dann auf, und ich bekomme keine; unter dem guten Herzog hätte ich als eines hochverdienten Angestellten hinterlassene Waise eine jährliche Unterstützung von ein paar Hundert Gulden aus Staatsmitteln erhalten; aber wenn ich mir denke, bei dem Preuß' so etwas nachzusuchen, das wäre mir schrecklich; denn man bekäm' nichts." „Nun, nun", tröstet die Mutter, „mit Deiner Jugend hat's gute Wege, und ich bin doch auch noch nicht so alt, daß ich schon ans Sterben denken sollte; ich will vielmehr dem Preuß' zum Trotz noch recht lange leben, daß mir der Hungerleider zu seinem Aerger noch recht

Digitized by Google

oft meine nassauische Pension auszahlen muß. Aber was sag' ich da? Wie lang wird's denn mit dem Preuß' überhaupt noch dauern? Die Gräfin Bella — und die weiß Alles ganz genau, denn sie hat drei Brüder, alle drei in österreichischen Diensten, der eine ist k. k. Major, der andere ist k. k. Kämmerer und der dritte ist k. k. Gesandter und hat im vorigen Jahr dem Preuß' eine siegreiche Schlacht geliefert — die gnädig' Comteß also — Du weißt, sie kann reiten wie ein Stallmeister und fluchen wie ein Postillon — die hat kürzlich zu Rittersheim zu der Frau Amtmann gesagt: „Donnerwetter, sagte sie, jetzt ist's aber aus, sagt' sie, mit dem .....-Preuß'; der Franzos und der Oesterreicher, und der Spanier und der Italiener, und der Holländer und der Schweizer, alle mit einander sind sie einig; mit dem Luxemburg, das ist nur der Vorwand; wenn man an den Hund will, dann hat er Leder gefressen; klein gemacht wird der Preuß', seinen Raub muß er wieder herausgeben und noch die Hälfte von dem, was sein ist, dazu; und der Franzos setzt den Herzog wieder auf seinen angestammten Thron und macht ihn zum König, wie er ja auch anno sechs seinen Vorfahren, der früher nur ein Graf war wie wir auch, nur ärmer (versteh' mich recht, Minchen, so sagt die Gräfin Bella, nicht ich, denn Gott soll mich behüten, daß ich unseres allerdurchlauchtigsten angestammten Landesvaters Vorfahren nachsage, sie seien arm gewesen) — zum Herzog gemacht hat, und giebt ihm noch viel mehr Land, als er hatte, Kreuznach und Coblenz und Neuwied und Linz, was er all dem Preuß' abnimmt, wie ja der Franzos auch anno sechs dem Nassauer noch einmal so viel Domänen und Land gegeben hat, als er

Digitized by Google

hatte; das ist all verbrieft und versiegelt; und der Herzog hat nach Berlin geschrieben, er lasse sich jetzt mit dem Preuß' auf gar nichts mehr ein, und wenn er ihm die ganze Domäne des Landes auf dem Präsentirteller entgegentrüge, und seinen Bruder, den Prinzen Nikolaus, der sich mit dem Preuß' zu tief eingelassen und sogar seine Bibricher Garde-Schützen-Uniform mit einer preußischen Generals-Uniform vertauscht hat, — ich hab' ihm niemals getraut, daß er gut österreichisch wäre, sagt' sie, nämlich die Gräfin Bella — den will er von Berlin abberufen, sagt' sie, und er soll österreichischer General werden, wie unser Zimiecki, sagt' sie, und wenn unser allergnädigster Herr wiederkommt, hurrah! dann geht's los, seine Getreuen wird er belohnen" — und dazu gehören wir zwei doch auch, Minchen, denn wir haben ja ein jedes beigesteuert für das Weihegeschenk, für die zwei und ein halb Fuß große Göttin Nassovia, wo die Frau Regierungsdirector Schepp mit einem Fußfall der allergnädigsten Frau Herzogin Adelheid — Gott segne sie — als ein Angedenken an die treugesinnten Nassauerinnen in Rumpenheim überreicht hat; heb' mir nur die Quittung gut auf, ich habe sie in die oberste Schieblade zu den Spielaktien gelegt, sag' ich —; ja, was wollt' ich doch sagen? Also: „die Getreuen belohnen", sagt' sie, nämlich die Gräfin Bella, „und die meineidigen hochverrätherischen Spitzbuben bestrafen; ich selbst, sagt' die gnädige Comtesse, obgleich eine unschuldige deutsche Jungfrau, sagt' sie, werde hocheigenhändig wenigstens einem halben Dutzend Nationalvereinler mit dem Knopf meiner Reitpeitsche die Köpfe einschlagen, und wie viel deren der Baron Breithaupt von Schnurresheim, genannt zum Ritt auf der Boccage zum

Digitized by Google

Warzentroste ältere Linie aschgrau melirter Zweig, mit seinem tapferen Schwert umbringen wird, das läßt sich gar nicht ermessen." Siehst Du, Kind, so sagte die Gräfin und noch viel mehr, was ich Dir, als einer Beamtentochter von Bildung, gar nicht Alles wieder sagen kann; denn die Gräfin braucht manchmal Worte, die man Unsereinem übel nimmt, aber ihr steh'n sie gut, weil sie eine Amazone ist, die in vornehmer Gesellschaft lebt und mit Pferden umgeht. Und ich glaube, daß es wahr ist. Denn vorgestern, wie der Preuß' die Rekruten ausgehoben hat, da ist ein Haufen Conscribirter in Bibrich vor das herzogliche Schloß gezogen und hat „Heil, unserm Herzog Heil" gesungen und gerufen: „Unser allergnädigster Herzog Adolph soll leben, Vivat hoch und nochmals hoch" — die Bursche hatten's ein wenig im Ohr, sonst hätten sie's nicht gethan, denn sie haben einen criminalischen Respect vor dem groben Preuß' — und haben so lang Hoch gerufen, bis unser durchlauchtigster Erbprinz auf den Balkon herausgekommen ist und hat mit ihnen „Hoch" gerufen; und das hätt' er doch gewiß nicht gethan, wenn sein allergnädigster Vater noch in Berlin mit dem Preuß' um die Domänen handelte, denn damit könnt' er ihm doch den Handel verderben. Und deshalb glaub' ich, daß es bald wieder anders wird, und daß es wackelig steht mit dem Preuß'. Hast Du denn nicht gehört, wie vorige Nacht die Hunde so fürchterlich geheult haben? und das bedeutet Krieg. Das hat mir meine selige Mutter, Deine Großmutter, immer gesagt; und die hat die ganzen Kriegszeiten mit durchgemacht vom Anfang an, wo die Latour'schen Grenadiere einmarschirten, bis ans Ende, wo die donschen Kosaken auf ihren dürren Gäulchen geritten

Digitized by Google

kamen. Lach' mir nicht, Minchen, über Deine ſelige Großmutter. Was ſie geſagt hat, iſt immer eingetroffen; und beſonders vom Krieg; wenn man ſo viel vom Krieg mitgemacht hat, wie Die, dann muß man auch etwas davon verſtehen. Und wenn Du auch den Hunden nicht glauben willſt, dann glaub' doch den Angeſtellten. Guck' nur einmal. Du wirſt Dich doch erinnern, daß ſchon im vorigen Herbſt der Preuß' von allen Staatsdienern den Huldigungsrevers verlangt hat; und da haben ſie alle gleich unterſchrieben, mit Ausnahme von ein paar alten Herren vom oberſten Gericht, die haben Einen nach Rumpenheim geſchickt, und da hat ſie der Herzog Adolph losgegeben von dem Dienſteid. Nun, und warum hat damals Keiner gemuckſt? Warum ſind ſie damals Alle ohne Erlaubniß vom Herzog zum Preuß' übergegangen? Heh? Ei nun, weil ſie damals glaubten, der Preuß' ſei ihnen doch zu mächtig, es könne Alles doch nichts helfen, wir ſeien einmal preußiſch und würden es bleiben in alle Ewigkeit, deshalb müßte man laufen laſſen, was man nicht halten könne, und gute Miene zum böſen Spiel machen. Denn, ſagte Deine Großmutter ſelig, unſerm lieben Herrgott zündet man *eine* Kerze an, aber dem Teufel *zwei*. So war's damals. Aber wie iſt es jetzt, ſeitdem der Franzos mit dem Säbel raſſelt? Iſt Dir das ein Rennen und Laufen nach Rumpenheim; und *die* rennen am meiſten, die früher thaten, als wenn ſie gar nicht wüßten, wo alleweil der gnädigſte Landesvater reſidirt, wo Rumpenheim liegt, und daß man in zwei bis drei Stunden dort ſein kann. Alle mit einander kommen ſie und wollen entbunden ſein, von ihrem Eid nämlich; und unſer gnädigſter Herzog entbindet ſie Alle, Einen nach dem Andern, und giebt

Digitized by Google

Decrete und erläßt Resolutionen, wie vordem auch. Nun, was denkst Du wohl, warum das nicht schon im October 1866, sondern erst im April und Mai 1867 geschehen ist? Ei nun, sie riechen jetzt den Braten und denken, über Nacht kann's anders werden, und mit dem Einen sich halten und 's mit dem Andern nicht verderben, und das Eine thun und das Andere nicht lassen, schreibt der Apostel. Warum kommen die Gewissensbedenken erst nach neun Monaten? Ei, weil sie wissen, daß, wenn der Herzog wiederkommt, jeder Angestellte, der nicht von ihm entbunden worden ist, abgesetzt wird. Denke Dir nur, der Obersanitätsrath entbindet im Namen des Herzogs alle Doctors im Lande auf einmal und schreibt's obendrein auch noch mit seiner Namensunterschrift in alle Zeitungen. Ja, ja, ich sag's immer, und die Gräfin Bella hat Recht, der Franzos hat alleweil dem Preußen den Giftzahn ausgebrochen; er wagt nicht mehr zu beißen. Und gestern hat mir die Dippenschmidtin erzählt, — ihr Bub schreibt bei Seiner Hoheit des Herzogs geheimem Cabinetsdirector — der Cabinetsdirector ist schon lange wieder da, und jeden Tag läuft über ein Dutzend Suppliken an den Herzog bei ihm ein und er schickt sie den Bürgermeistern zum Bericht, und die Bürgermeister berichten an den Herrn Cabinetsdirector, und der berichtet an den Herzog, und Seine Hoheit geruhen ihre Resolutionen herunterfließen zu lassen und gewähren wieder Almosen und Unterstützungen und Gunst und Gnaden, gerade wie früher; und die Rentmeister zahlen das Geld aus an die Supplikanten. Kurz, es geht Alles wieder auf dem alten Fuß, und da der Preuß' weiß, daß er sich hier doch auf die Dauer nicht halten kann, so hat er

Digitized by Google

nicht den Muth, dies zu stören; und ich bin fest überzeugt, unsere Zeit wird wieder kommen."

„Ja, Mama", entgegnete die Tochter, „wenn ich nur Deinen guten Muth hätte, ich sehe so schwarz und heute morgen erzählte mir noch Jemand, der Rentmeister von Usingen habe, als ihm Geld geschickt wurde, um es Namens des Herzogs einem solchen Supplikanten auszuzahlen, dasselbe dem Geheimen Cabinetsrath Seiner Hoheit wieder zurückgeschickt mit einem ganz groben Brief, worin er sagt, er habe Geldgeschäfte für die preußische Monarchie zu führen, aber nicht für Privatleute, und er könne sich um so weniger zu jenem Geschäfte hergeben, weil sonst für leicht zu bethörende Unkundige der Irrthum, als wenn der Herzog noch regiere, hervorgerufen oder, wo er bestehe, genährt werden und später von verhängnißvollen Folgen begleitet sein könne. Siehst Du, Mama, der glaubt denn doch gewiß nicht an die Rückkehr unseres guten Herzogs."

„Pah, das ist nur Einer," sagt die Mutter, indem sie verächtlich die Oberlippe kräuselt, „das ist eine Ausnahme und eine Schwalbe macht keinen Sommer. Er wird's schon spüren, wenn der Herzog sein Land wieder bekommt, dafür, daß er mit dem Preuß' kalefaktort hat, wird er dann die längste Zeit gerentmeistert haben."

„Aber, Mama, es kann lange dauern, bis unser guter Herzog sein Reich wieder antritt."

„Ach was! und zwischenzeitig können wir's abhalten. Das ist gewiß, er kriegt die ganze Domäne. Die darf ihm der Preuß' nicht vorenthalten. Er zieht dann mehr Geld aus dem Lande, als der Preuß' mit all seinen Steuerkünsten.

Digitized by Google

Er schöpft zuerst mit den großen Löffeln die Fettaugen von der Suppe; und wenn dann der hungrige Preuß' kommt und will Steuern haben, dann hat er das Nachsehen. Wer will gegen den Herzog aufkommen, wenn er wieder der Herr ist von Quellen, Bädern, Wasser und Wiesen, von Wild und Wald, von Weinbergen und Bergwerken und Hütten und Hämmern? Weh denen, die sich gegen ihn vergangen haben; und auch die, so weder kalt noch warm waren, die wird er ausspeien aus seinem Munde. Geht es nicht mit der Domänenverwaltung noch ganz im alten Geleise? Wenn die Stadt für eine öffentliche Anlage einen Domänenacker haben will, dann heißt's: „Was fällt Euch ein? Keine Scholle; oder Ihr müßtet uns denn ein Stück von Eurem Stadtwald dafür hergeben, der uns für die Jagd recht passend gelegen ist." Und wie geht's mit der Jagd? Seit dem ersten Mai haben die Nationalvereins-Apostel verkündigt, der König von Preußen habe die Jagd mit Stumpf und Stiel aufgehoben; und die Gemeinden haben sich daran gemacht und haben die Jagden wollen verpachten. Aber was waren die so irre! Man hat ihnen auf die Finger geklopft und hat ihnen gesagt: Anton, laß die Hand davon, der Herr von Baumbach, Seiner Hoheit Oberjägermeister, muß erst die Jagdbezirke zurechtschneiden, damit Seine Hoheit nicht zu kurz kommt, sondern sich Leibjagdreviere pachten kann, so viel ihm beliebt; denn der Herr Oberjägermeister ist immer noch der Chef des gesammten Forstwesens bei der herzoglichen Landesregierung."

„Bei der königlichen", seufzt die Tochter.

„Ich bleibe beim herzoglich", meint die Mutter, „dann brauche ich nicht wieder umzulernen. Man merkt, daß Du

Digitized by Google

lieber Romane liest, als Zeitungen. Wenn Du meinem Beispiele folgen und jeden Abend die „Neue Mittelrheinische Zeitung" lesen wolltest, dann wüßtest Du, was in der Welt vorgeht. Sie ist in ihrer Art noch schöner als die „Herzoglich nassauische Landeszeitung", die doch etwas zu plump war. Sie ist ebenso loyal, wie jene war, und dabei viel feiner."

„Loyal?" flötet die Tochter, „sie kokettirt ja mit den Republikanern und lobt zuweilen sogar den preußischen Regierungspräsidenten oder Civilcommissär — ich weiß nicht, wie man ihn nennt — mit einer wahrhaft speichelleckerischen Devotion."

„Flausen, mein Kind, nichts als Flausen", tröstet die Mutter, „die Republikaner sind im Augenblick unsere besten Freunde; sie hassen den Preuß' bis auf das Blut, wie wir. Haben wir aber mit ihrer und der rothen Hosen Hilfe den Preuß' geworfen, dann wollen wir mit den tölpelhaften zudringlichen Schwärmern schon fertig werden. Dann heißt es: Vogel friß oder stirb. Entweder nimm eine Stelle und duck' Dich, oder Du wirst eingesteckt, wenn Du Dich muckst. Ja, es ist wahr, mir thut es auch weh, die Neue Mittelrheinische Zeitung, die so wacker gegen den Preuß' und für die herzoglichen Hofjagden und die Domänen, für die Staatsdiener und deren Relicten, für den Dienstadel und den Klerus ficht, zuweilen den Menschen, den sogenannten Civilcommissär da, loben zu hören; allein was ist da zu wollen? Ich denke mir, dadurch erkauft sie sich die Freiheit, im Uebrigen desto tüchtiger drauf los zu schlagen. Die preußischen Behörden und Beamten darf sie nicht schimpfen. Sonst giebt's gefährliche Preßprocesse. Statt dessen sucht sie sich dann einen

Digitized by Google

solchen Nationalvereins- oder Parlaments-Helden, wie den B., dieses Ungeheuer, das Gott verdamme, heraus und verarbeitet ihn tagtäglich aus dem ff. Wir verstehen ja doch, wie's gemeint ist; — auf den Sack schlägt man, und der Esel ist gemeint; und damit's dem gemeinen Manne schmeckt, muß ein Bischen demokratische Sauce dran. Wie dürfen aber wir daran Anstoß nehmen, wenn unser allergnädigster Herr es nicht thut und sich das Blatt ein so schönes Stück Geld kosten läßt? Es ist sein einziger Trost im Exil, das gewiß bald endigt. Aber an Geld fehlt's nicht. Denn noch kürzlich hat der Herzog seinen deutschen Bereiter fortgeschickt und sich dafür einen englischen genommen, der gerade noch einmal so viel kostet; und den hat er nach England geschickt, um ihm ein Dutzend der feinsten englischen Racepferde zu kaufen, die bei allen Rennen concurriren sollen. Einen andern Bereiter hat er nach Ungarn geschickt, um einen ganzen Stall voll Jucker zu kaufen. Das freilich gefällt mir, als einer Posthalterstochter, gar nicht. In meiner Jugend sagte man: „Wie das Geschirr (Geschirr), so ist der Herr", und die Jucker, diese kleinen ungarischen Pferde, das ist doch schlechtes Geschirr. Elendes Geräppel, kann nicht ziehen, den Berg hinauf gar nichts. Aber man füttert sie gut und haut ihnen die Peitsche ein paar Mal um die Köpfe herum, und dann geht's — hast Du nicht gesehen — vorn Trab, hinten Galopp, über die Ebene hinaus; wenn aber ein Berg kommt, dann ist's all. Der böse B. sagt, wie mit den Juckern, so habe man es hier auch mit Land und Leuten, und namentlich mit den Beamten gemacht, und deshalb sei es auch so schnell alle geworden, als man an den Berg kam; und wenn ich ihm

Digitized by Google

in irgend etwas recht geben möchte, so wär's wegen der Zucker; denn ich als Posthalterstochter — —"

„Um Gottes Willen, liebe Mutter, verschone mich mit Deinen Pferdegeschichten; ich bekomme sonst Migräne", seufzte Minchen, oder wie sie außer Haus genannt wurde, Minna, „ich sehe immer noch mit banger Ahnung der Zukunft entgegen. Du hast Dich mit Deinen Prophezeiungen schon öfters geirrt. Erinnere Dich nur an anno Neunundfünfzig. Damals sagtest Du: Die Oesterreicher siegen, und dann marschirt der Herzog an der Spitze seiner Armee nach Paris und thut den Bonaparte ab und kommt dann wieder mit so und so viel Millionen Kriegsbeute; und dann schafft er mit Hülfe des Kaisers von Oesterreich die Verfassung ab und jagt die garstigen Landstände zum Teufel, die ihm das Leben so sauer machen und ihn daran hindern, seinen getreuen Dienern und deren Wittwen und Waisen an Gehalt und Pension und Unterstützung aus Staatsmitteln so viel zu geben, als ihm sein gutes Herz vorschreibt. Aber von alledem kam das Gegentheil. Seit 1859 kam der Nationalverein oben auf, und selbst der Regierungsdirector Werren, dem der Herzog alle Gewalt gab im Himmel und auf Erden, und der Oesterreich und den Dienstadel und die Geistlichkeit und Alles hinter sich hatte, konnte ihn nicht bändigen, sondern ist elend an ihm zu Schanden geworden."

„Nun ja," replicirt die Frau Geheime Kammerrath, „damals habe ich mich geirrt; irren ist menschlich. Aber diesmal ist's anders. Denn alle klugen Leute speculiren wie ich. Glaubst Du wohl, daß der Advokat Schlauberg die Petitionen für die herzoglichen Ansprüche an den Landes-

Digitized by Google

domänen so eifrig zur Unterschrift colportiren ließe, wenn er nicht gewiß wäre, herzoglicher Fiscalanwalt zu werden? Und meinst Du, der Herr von Holzbach hätte sich den prachtvollen Witz mit dem alten Frack und mit dem Affenpinscher erlaubt, wenn er nicht sicher wäre, daß er herzoglicher Domänendirector wird? Kurz, der alte Gott lebt noch, und in einem Jahr sind wir wieder, was wir waren."

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Parlamentsbilder.

5.

Ein Vorparlament.

(Geschrieben am 10. August 1866.)

Digitized by Google

Ein Vorparlament.

Erinnerungen an den deutschen Vereinstag zu Braunschweig am 4. August 1866.

Motto:

„Kannst Du nicht Allen gefallen durch Deine That und Dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht. Vielen gefallen ist schlimm!"

Schiller.

Es war einen Monat nach der Schlacht bei Königgrätz; vierzehn Tage nach der Occupation von Nassau, Frankfurt und Hessen-Darmstadt; acht Tage nach der Niederlage der Würtemberger bei Tauberbischofsheim und dem Waffenstillstande zwischen Preußen und Oesterreich; zu einer Zeit, als im Süden Deutschlands die Fahnen Preußens noch unaufhaltsam vorwärts eilten, bis ihnen die Waffenstillstandsverträge ein Ziel setzten; — es war am 4. August 1866, an jenem Tage, an welchem im Norden unter dem Jubel des Volks König Wilhelm von Preußen von dem siegreichen Feldzug in seine Haupt- und Residenzstadt, wo er sich die entfremdeten Herzen zurückerobert hatte, zurückkehrte, und an welchem im Süden der Generalissimus des Bundestags Prinz Karl von Bayern sein undankbares und lorbeerloses Commando über das 7. und 8. Bundes-Armeecorps im Stillen niederlegte; — es war am 4. August 1866, als in Braunschweig die Vorstände und hervorragendsten Mitglieder einer Reihe deut-

Digitized by Google

ſcher Vereine und Corporationen zuſammentraten und Berathung pflogen über die Lage des Vaterlandes und die aus Anlaß derſelben zu ergreifenden Mittel.

Es war keineswegs Zufall, daß die Vereine alle denſelben Tag und denſelben Ort wählten, ſondern beruhte auf einer Verſtändigung unter den leitenden Perſonen. Man wußte nicht, welchen Einfluß die überraſchenden Erfolge des Kriegs für die deutſche Politik und die deutſche Volkswirthſchaft haben würden. Hoffnungen und Befürchtungen wechſelten mit einander ab. Das Wort Indemnität war in Berlin noch nicht geſprochen, und Niemand konnte beſtreiten, daß die Regierung mächtig genug war, es auch ungeſprochen bleiben zu laſſen. Daß der Main nunmehr eine Grenze war, wußte man, aber man hoffte, ihn überbrücken, oder wenigſtens über denſelben hinaus Bündniſſe für Handel und Wandel, zu Schutz und Trutz, ſchließen zu können, als Uebergang zu vollkommenerer Geſtaltung.

Unter dieſen Umſtänden trat die Beſprechung am 4. Auguſt ein. Sie war nicht ohne erheblichen unmittelbaren Einfluß auf die Geſtaltung der Dinge, namentlich im Gebiete der Handelspolitik und der Volkswirthſchaft.

Ich habe ſofort nach der Zuſammenkunft, am 10. Auguſt 1866, meine Erinnerungen an und meine Gedanken über dieſelbe zu Papier gebracht. Ich veröffentliche dieſe Aufzeichnungen, welche damals zum Theil in den Grenzboten erſchienen, hier unverändert. Damals, unmittelbar nach den betäubenden Schickſalsſchlägen und noch mitten im Geräuſche der Waffen, kümmerte ſich das große Publikum im Allgemeinen wenig um jene Verſammlung; und auch die Geſchicht-

Digitized by Google

schreiber des Jahres 1866 gedenken nur selten derselben. — Ich hoffe, meine Aufzeichnungen werden den Leser überzeugen, daß dies unrecht ist; und daß die Geschichte nicht blos auf dem Schlachtfelde und im Cabinet gemacht wird, sondern auch an anderen Orten.

Jedenfalls aber ist es ein interessantes Kultur- und Zeitbild, das ich vor dem Vergessen zu bewahren versuche.

Auf den 4. August 1866 waren nach Braunschweig einberufen: erstens der Ausschuß des Nationalvereins, zweitens die ständige Deputation des volkswirthschaftlichen Congresses und drittens der Vorstand des im Jahre 1861 in Heidelberg gegründeten deutschen Handelstages. Außer diesen drei Verbänden sollte noch ein vierter an demselben Orte zu derselben Zeit zusammentreten, nämlich der deutsche Abgeordnetentag, welcher zum ersten Male am 28. und 29. September 1862 in Weimar, zum letzten Male am 20. Mai 1866 in Frankfurt am Main versammelt war. Bei dieser letzten Zusammenkunft empfahl der Abgeordnetentag mit großer Majorität (dagegen stimmten nur die schleswig-holstein-augustenburgischen und die frankfurtischen Partikularisten, sowie einige Mitglieder der aus Schwarz und Roth gemischten süddeutschen „Volkspartei") den südwestdeutschen Mittel- und Kleinstaaten, gegenüber dem drohenden Krieg, eine reservirte Haltung, sie möchten sich nicht blindlings in einen dynastischen Krieg zu Gunsten Oesterreichs stürzen, vielmehr vorerst neutral bleiben und ihre Finanz-, Militär- und Volkskräfte ungeschwächt und ungebraucht erhalten, um eintretenden Falls für die Integrität

Digitized by Google

des deutschen Gebiets nach außen einzutreten. In Süddeutschland entstand durch diese Beschlüsse eine Spaltung der liberalen Partei, je nachdem die einzelnen Mitglieder mehr der föderalistischen oder der unitarischen Richtung angehörten. Bei der Wahl des Ausschusses siegte eclatant die letztere Partei. Gleichwohl wählte der Ausschuß auf Vorschlag des Abgeordneten Metz aus Darmstadt — dessen Accommodations- und Vermittelungsbestreben gewiß stets aus ehrenhaften Motiven hervorgeht, aber zuweilen bittere Früchte trägt — zum ersten und zweiten Vorsitzenden die Herren DDr. Siegmund Müller und Ernst Passavant in Frankfurt. Letztere hatten auf dem Abgeordnetentage den förderalistischen Standpunkt vertreten und beantragt, die „bundestreuen" Regierungen und die ganze deutsche Nation aufzufordern, „nicht nur mit passivem, sondern auch mit activem Widerstande, ja sogar mit den äußersten Mitteln gerechter Nothwehr gegen die preußische Regierung aufzutreten und Recht, Treue, Glauben und Ehrenhaftigkeit wieder zur Geltung zu bringen" (wörtlich). Trotz dieser diametral entgegengesetzten Auffassung stellte die unitarische Majorität des Ausschusses diese beiden Antragsteller an die Spitze der Geschäfte. Als nun die Herren v. Bennigsen, Miquèl, Moritz Wiggers u. A. die Berufung des Abgeordnetentages auf den 4. August nach Braunschweig beantragten, antworteten die beiden Frankfurter mit einer Weigerung. Zwischenzeitig war der Stadt Frankfurt das Prädikat „frei" abgenommen und ihr dafür eine Contribution von 25 Millionen Gulden auferlegt worden, deren Erhebung geradezu unmöglich ist. Wird und bleibt Frankfurt preußisch, dann darf man ihm überhaupt gar keine Contribution auferlegen, erstens

Digitized by Google

weil man seine eigenen Unterthanen nicht brandschatzt und zweitens die Contribution gerade diejenigen Personen, welche in der berüchtigten Circusversammlung die Melodie von „Feigheit und Verrath" mit Grazie in infinitum variirten — die Trabert, Röckel, Bebel, Grün, Struve, Berens und May (Letzterer angeblich Schleswig-Holsteiner, in Wirklichkeit Schlesier) —, wenig oder gar nicht treffen würde. Denn diese sind alle plötzlich von einem unwiderstehlichen Triebe, gegen Süden zu pilgern, ergriffen worden. Daß die Herren S. Müller und E. Passavant, zwei ernsthafte und patriotische Männer, welche jene Wanderlust nicht theilten, sondern in Frankfurt blieben, von ihrem Standpunkte aus gegen eine Berufung des Abgeordnetentages waren, weil sie glaubten, derselbe werde diesen Standpunkt nicht acceptiren, verdient keinerlei Tadel, wohl aber muß es ernstlich gerügt werden, daß ein unitarischer Ausschuß zwei Föderalisten an seine Spitze stellt und dadurch es geradezu unmöglich macht, daß die Geschäfte im Sinne des Ausschusses und seiner Auftraggeber geführt werden. Wir heben diesen Punkt auf das Nachdrücklichste hervor, weil er einen Beleg liefert für eine große Schwäche unseres politischen Lebens. Wir können nämlich nicht unterscheiden zwischen dem persönlichen Feind und dem sachlichen Gegner. Entweder behalten wir im Auge, daß unser Gegner nicht unser Feind ist, und dann vergessen wir über dem Umstand, daß er ein Mensch ist, den weiteren Umstand, daß er trotz alledem unser politischer Gegner ist, und daß daher, wenn er auch noch so sehr unser menschliches und unser persönliches Vertrauen besitzt, wir ihm nicht das politische Vertrauen schenken und ihm nicht politische Vertrauens-

Digitized by Google

mandate zuwenden dürfen. Oder aber, wir identificiren — und das geschieht in Augenblicken der Aufregung und Gereiztheit — die Begriffe Gegner und Feinde und vergessen über dem Umstand, daß Jemand unser politischer Gegner ist, den weiteren Umstand, daß er ein Mensch ist, oft gewiß ein recht braver, kenntnißreicher, tüchtiger Mensch, daß wir ihn deshalb nicht als persönlichen Feind hassen und ihm zwar nicht unser politisches, wohl aber unser menschliches und persönliches Vertrauen zuwenden dürfen. Jene Unterscheidung wurde unsererseits vergessen, als man die Herren Müller und Passavant an die Spitze der Geschäfte stellte. Sie wurde auf der anderen Seite nach der entgegengesetzten Richtung vergessen, als die föderalistisch-partikularistische Presse von Frankfurt den Rednern der Majorität vom 20. Mai 1866, den Herren Schulze-Delitzsch, Bluntschli, Völck, die man im Saalbau durch Donner- oder Mordschläge vergeblich hatte zu consterniren gesucht, nachgehends das Standrecht, den Galgen, den Strick, oder ein sonstiges gedeihliches Lebensende, blos ihrer politischen Gesinnung halber, anwünschte. Infolge jenes incorrecten Verfahrens also konnte der Abgeordnetentag am 4. August in Braunschweig nicht zusammentreten, um daselbst die ihm zugedachten Functionen eines Vorparlaments auszuüben.

An seiner Stelle trat der Ausschuß des Nationalvereins zusammen, ohne jedoch einen genügenden Ersatz bieten zu können. Dieser Verein, gegründet 1859, hat unter den schwankenden politischen Conjuncturen der jüngsten Vergangenheit quantitativ und qualitativ gelitten. Zur Zeit seiner Entstehung war die Lage in Preußen und die Parteigruppirung im Süden eine andere als jetzt. In Preußen standen da-

Digitized by Google

mals Schwerin, Patow, Auerswald an der Spitze der Geschäfte. Sie schonten Oesterreich und bedrohten nur die Regierungen der Kleinstaaten, und auch diese nur mit „moralischen“ Eroberungen, wodurch diese Gouvernements zwar unter Umständen, d. h. bei hastigem und hartnäckigem Andrängen der eigenen Bevölkerung, gezwungen wurden, liberal zu werden oder es zu scheinen, aber gerade wenn sie dies thaten, dann um so weniger Anlaß fanden, national zu sein, d. h. sich einer preußischen oder irgend einer anderen Reichsgewalt zu unterwerfen. Denn je mehr sie liberal wurden oder (was die Regel bildete) nur es zu sein oder werden zu wollen schienen, desto mehr nahm das Drängen der einheimischen Bevölkerung ab, welche über dem Schein der Freiheit oder über dem vorübergehenden, widerruflichen und unverbürgten Besitz und Genuß eines Stückchens Freiheit nur allzu leicht die politische Einheit vergaß, welche allein der Freiheit Dauer, Gewähr und Werth verleihen kann, weil sie das Recht und die Macht identificirt. In Süddeutschland hatte sich damals, 1859, noch nicht jener Preußenhaß, jener centrifugale Sanct-Veitstanz entwickelt, zu welchem auch damals, bei der liberalen, friedfertigen, weder gegen die Kleinstaaterei, noch gegen Oesterreich aggressiven Haltung des preußischen Ministeriums, der Stimulus und die Musik fehlten.

Nachdem in Preußen an die Stelle eines liberal-friedfertigen ein conservativ-aggressives Ministerium getreten war, welches auch die Gouvernements der Mittel- und Kleinstaaten ermunterte, in conservative (oder richtiger gesagt in pseudoconservative, klerikale, bureaukratisch-partikularistische, österreichelnde, welfische u. s. w.) Bahnen einzulenken, weil sie

Digitized by Google

ſich vor moraliſchen Eroberungen nicht mehr fürchteten und an kriegeriſche Eroberungen im Köhlerglauben an die Allmacht der öſterreichiſchen Waffen gar nicht dachten, änderte ſich das Alles. In Preußen fraß ſich das Gift des „inneren Conflictes“ immer tiefer ein. Mancher vergaß darüber den nationalen Beruf des Staats. Im Süden machten die particulariſtiſchen, klerikalen und antinationalen Parteien Front gegen Preußen, weil es nationalen Beruf hat. Die liberalen Fractionen machten Front gegen Preußen, weil es eine conſervative Regierung hatte. Die Conſervativen im Süden haßten den Grafen Bismarck, weil er national, die Liberalen haßten ihn, weil er conſervativ war. Dadurch rückten die Schwarzen und die Rothen, früher durch einen Abgrund getrennt, einander ſo nahe, daß in demſelben Moment der damals noch der Fortſchrittspartei angehörige bayeriſche Abgeordnete Crämer-Doos in Nürnberg und der der äußerſten Rückſchrittspartei angehörige klerikale „Volksbote“ in München Preußen und dem ganzen Norden die Freundſchaft kündigten, indem ſie wie der Phariſäer ausriefen: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener Norddeutſchen Einer!“

Gewiß, es war eine ſehr ſchwere Aufgabe für den Nationalverein, ſich in dieſer veränderten Sachlage zurecht zu finden und, ohne ſeinem Princip etwas zu vergeben, den verſchiedenen Richtungen, welchen ſeine Mitglieder angehörten, Rechnung zu tragen. Bei den Difficultäten ſeiner Stellung muß man Mißgriffe, die er machte, entſchuldigen. Aber läugnen darf man ſie nicht. Um den Süddeutſchen zu genügen, ließ er vorübergehend die Frage der Einheit hinter die der Freiheit zurücktreten. Allein die ſogenannte „Volkspartei“

Digitized by Google

(welche von den radikalen Partikularisten in Stuttgart, dem Abgeordneten Oesterlen und den mit besonderem Agitationstalente begabten Redacteuren des dortigen „Beobachters", dem bayerischen Abgeordneten Crämer-Doos und einem Herrn Trabert, welcher in der kurhessischen Ständeversammlung das verkannte Genie spielte, gegründet worden war und, in starkem Mißverhältniß zu ihrem realen Bestande und ihren wirklichen Leistungen, selbst sehr viel von sich reden machte) floh um so schneller, je mehr man ihr nachlief. Sie wies diese Concession als unzureichend mit „sittlicher Entrüstung" zurück, ohne indeß deutlich sagen zu können, was sie selbst denn eigentlich wolle. Denn der Eine bezeichnete als Ziel eine demokratische Heer-, Steuer- und Staatsverfassung unter Beibehaltung der monarchischen Vielstaaterei, der Zweite wollte die Föderativrepublik, der Dritte die „république une et indivisible", und der Vierte suchte die Eigenthümlichkeit seiner eigenen Partei darin, daß sie schlechtweg eine „programmlose" und gerade deshalb zu Allem im Stande und zu Großem berufen sei.

Um der liberalen Opposition in Preußen zu genügen, betonte der Verein die Reichsverfassung und machte den Eintritt der preußischen Führung von Bedingungen abhängig, welchen vielleicht das Preußen der Zukunft dereinst zu genügen vermag, welche aber das Preußen der Gegenwart nicht erfüllen konnte, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen, Bedingungen, welche die Unklarheit des 1848er Standpunktes theilen, welche verkennen, daß ein Uebergangsstadium unvermeidlich ist, daß keine Nation ihre Einheit im Sprung erreicht, daß vielmehr zwischen der ägyptischen Knechtschaft und dem

Digitized by Google

gelobten Lande das rothe Meer und der Marsch durch die Wüste liegen. Alles das schützte jedoch den Nationalverein nicht gegen den vom Süden aus erhobenen Vorwurf, er sei eine Borussificirungsmaschine, und ebenso wenig gegen die vom Norden her erhobene Beschuldigung, er habe die preußische Spitze entweder inconsequenterweise fallen lassen, oder sie muthlos hinter der Reichsverfassung von 1849 versteckt.

Der Verein war den Preußenfeinden zu viel, den Preußenfreunden zu wenig preußisch. Er hätte bei dem Bestreben, es Allen recht zu machen, an den Schiller'schen Pentameter erinnern können:

„Mache es Wenigen recht, — Allen genügen ist schwer."

Zu alledem kam, daß er über große Geldmittel verfügte, ohne daß greifbare Resultate der Verwendung derselben an den Tag kamen. Einzelne Opponenten brummten allerlei, das wie „Nepotism" und „Gevatterschaftspolitik" klang. Indessen ist es nicht unsere Sache, Anklagen zu erheben. Wir wollen nur die Situation zeichnen. Soweit wir unterrichtet sind, hat der Verein gegenwärtig, nachdem er viel an Mitteln und Mannschaft eingebüßt, proportionell den stärksten Anhang in Preußen selbst. Dann kommen Hannover, Kurhessen und Nassau, wo die eigenthümliche Art des Regierens dem Particularismus den Todesstoß versetzt, den Einheitsdrang gekräftigt und dessen Anhänger mächtig gestählt hat. In dritter Linie rangiren Baden, Hessen-Darmstadt, Thüringen und Sachsen. Die Mitglieder in Bayern und Würtemberg wird man gegenwärtig an den zehn Fingern herzählen können. Frankfurt zählte deren viele. Allein Angesichts der Bundes-

Digitized by Google

tagsarmee und unter dem Terrorismus der rothen, schwarzen und schwarz-gelben Blätter sind sie Alle ausgetreten.

In Obigem ist der status activorum et passivorum, mit welchem der Vorstand des Nationalvereins am 4. August in Braunschweig, dieser von modernem Geist durchwehten alterthümlich monumentalen Stadt, zusammentrat, so genau geschildert, als man es auf knapp bemessenem Raum vermag.

Der Süden war wenig, Nord- und Mitteldeutschland stark, Preußen aber in Anbetracht der am andern Tage bevorstehenden Eröffnung des Landtages nur durch drei oder vier Mitglieder vertreten. Alle waren unitarisch gesinnt. Die Anderen unbedingt. Die Preußen mit Vorbehalt. Sie fürchteten nämlich, durch allzu bereitwilliges Eingehen auf des Grafen Bismarck Unions-, Annexions- und Parlamentsbestrebungen dem Hunde der Fabel zu gleichen, welcher das Stück Fleisch, das er im Mund trug, verlor, während er nach dessen Spiegelbild schnappte, das der von dem Träger durchschwommene Bach ihm zurückwarf. Sie fürchteten in dem Militär- und Budgetconflict die so mühsam errungene und kaum noch behauptete Stellung ganz zu verlieren, auf die Gefahr hin, auch den parlamentarischen Bundesstaat nicht zu erlangen, nach welchem sie strebten.

Die Anderen sahen die Dinge weniger pessimistisch an. Sie behaupteten, Preußen habe das Parlament dringend nöthig, um das Begonnene zu vollenden, das Vollendete zu genehmigen und zu weihen. Dieses Bedürfniß verbürge die Ernstlichkeit des Willens. Die errungene Machtstellung aber garantire das Gelingen. Der Militärconflict sei gegenstandslos. Sei auch die Zahl der Regimenter (vielleicht in Frie-

Digitized by Google

denszeiten) für das bisherige Preußen zu groß gewesen, so habe sich das Verhältniß dadurch geändert, daß Preußen zwischenzeitig um vier bis fünf Millionen Einwohner gewachsen sei. An die Stelle des preußischen trete das von Preußen geführte deutsche Heer, dessen Budget das Parlament votire. Demnach lägen keine Gründe für das preußische Ministerium vor, der Wiederherstellung des Budgetrechts, dessen Verletzung der Regierung selbst mancherlei Schwierigkeiten bereitet habe, zu widerstreben und durch Aussprechen des Wortes „Indemnität" die Versöhnung anzubahnen.*)

So standen die Ansichten einander gegenüber; und da der folgende Tag — der fünfte August — in der Thronrede des Königs die Entscheidung bringen mußte, so faßte man den Entschluß, welcher nach Lage der Sache der vernünftigste war.

Man verlegte die Vorstandssitzung von dem vierten auf den sechsten August und von Braunschweig nach Berlin, wohin die Mitglieder in der Nacht vom 4. auf den 5. August abreisten. Das Uebrige ist aus den Zeitungen bekannt.

Gehen wir nun von beiden politischen Versammlungen zu den beiden ökonomischen über. Wie jene der Mangelhaftigkeit der Bundesverfassung in politicis, so sollen diese der Verfassungslosigkeit des Zollvereins in oeconomicis zu Hülfe kommen. Der volkswirthschaftliche Congreß wurde schon 1858 in Gotha, der deutsche Handelstag 1861 in Heidelberg gegründet. Jener hat bis jetzt achtmal, nämlich 1858 in

*) Ich habe an diesen, wie gesagt, am 10. August 1866 niedergeschriebenen Worten nicht das Geringste geändert. Sie zeigen, wie damals schon der Keim des Verfalls (oder des Auseinanderfallens) in der preußischen Fortschrittspartei lag.

Digitized by Google

Gotha, 1859 in Frankfurt am Main, 1860 in Köln, 1861 in Stuttgart, 1862 in Weimar, 1863 in Dresden, 1864 in Hannover, 1865 in Nürnberg getagt. Der Handelstag war nur dreimal, 1861 in Heidelberg, 1862 in München, 1865 in Frankfurt, versammelt. Der Handelstag ist eine Vertretung officieller oder quasi-officieller Verbände, nämlich der Handelskammern und solcher Vereine oder Körperschaften, welche deren Funktionen ausüben. Nicht der einzelne Mann ist Mitglied, sondern die betreffende Corporation, welche ihn delegirt. Die Körperschaften bringen auch die Mittel auf; letztere fließen reichlich, so daß namentlich auch die Vorstandsmitglieder Vergütung erhalten.

Bei dem volkswirthschaftlichen Congreß ist Alles das umgekehrt. Auf ihm erscheinen zwar auch Delegirte von Vereinen aller Art, nicht blos von Handelskammern und -Vereinen, sondern auch von landwirthschaftlichen, von Ingenieur-, von Apotheker-, von Gerbervereinen u. s. w., von Banken, von Versicherungsanstalten, von Credit-, Rohstoff-, Consum-, Handwerker- und allen möglichen Genossenschaften, welche ausschließlich, oder vorwiegend, oder nebenher wirthschaftliche Zwecke verfolgen. Aber sie fungiren nicht als Vereinsdeputationen, die an Instructionen gebunden sind. Und außer ihnen erscheint eine Reihe anderer Männer, welche kein weiteres Mandat besitzen als das, welches sie aus ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, ihren praktischen Kenntnissen und Leistungen, aus ihrem Thätigkeits- und Nützlichkeitsbetrieb und ihrem Patriotismus herleiten. Es sind lauter Freiwillige; auch hier bestätigt sich der Satz, daß *geschulte* Freiwillige gute Truppen sind. Die Mittel des Congresses fließen nicht aus

Digitized by Google

den Kassen von Staat, Behörden oder Corporationen; es sind freiwillige Beiträge Einzelner. Gleichwohl war der Congreß bisher, ohne das Gleichgewicht seines Budgets zu gefährden, im Stande, nicht nur alljährlich eine sorgfältig ausgearbeitete Darstellung seiner Verhandlungen zu publiciren, sondern auch eine Reihe von Monographien über wissenschaftliche Gegenstände und Specialuntersuchungen über brennende praktische Fragen zu veranlassen, die Autoren zu honoriren und die Producte ihrer Mühwaltung durch den Druck zu vervielfältigen, endlich auch nicht unansehnliche Preise für volkswirthschaftliche Schriften auszusetzen und zu vertheilen. Die Mitglieder des Vorstandes des volkswirthschaftlichen Congresses haben die ihnen angetragene Vergütung für Reisen ꝛc. zurückgewiesen. Das Princip der Diätenlosigkeit kann wirthschaftlich angefochten werden; allein in dem öffentlichen Leben Englands hat es sich so glänzend bewährt, daß es wohl der Mühe lohnt, auch auf dem Continent einen Versuch der Nachahmung zu machen.

Aus der Mitte des volkswirthschaftlichen Congresses ist die von Faucher und Michaelis herausgegebene „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft“ (bis jetzt zwölf Bände, Berlin, F. A. Herbig) hervorgegangen. Sie enthält Abhandlungen der beiden Herausgeber und von Präsident Lette, Dr. Braun, Victor Böhmert, Otto Wolff, Max Wirth, H. v. Rönne, Prince-Smith, Dr. A. Soetbeer, Alexander Meyer, Professor Mackowizka u. s. w. Es sind hauptsächlich die ältesten und ständigsten Theilnehmer des volkswirthschaftlichen Congresses und diejenigen, welche alljährlich von neuem in den Vorstand gewählt werden, die Herausgeber und regelmäßigen Mitarbeiter

Digitized by Google

dieſer Revue. Dieſelbe iſt jedoch nicht officielles Organ des Congreſſes. Denn jede derartige Qualität beeinträchtigt die Freiheit der Forſchung und des wiſſenſchaftlichen Urtheils.

Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, zu welchen wir Herrn Prof. Mackowizka in Erlangen und Herrn Prof. und Ober-Appellationsgerichtsrath Wilhelm Endemann in Jena rechnen (dieſer hat ſich durch ſeine treffliche Monographie über „die nationalökonomiſchen Grundſätze der kanoniſtiſchen Lehre“ das volkswirthſchaftliche Ehrenbürgerrecht erworben), hat die zünftige Gelehrſamkeit der Univerſitäten ſich dem Congreß und der Vierteljahrsſchrift ferne gehalten. Dies iſt ſehr begreiflich. Dieſe junge progreſſiſtiſche Schule der deutſchen Nationalökonomie wendet die ſcharfen Denk- und Darſtellungsformen der exacten Wiſſenſchaften an. Sie läßt ſich nicht von dem hiſtoriſchen Material beherrſchen, ſondern ſucht es durch ihre Logik zu bewältigen; ſtatt nur Einzelkenntniſſe aufzuhäufen, ſtrebt ſie nach der Total-Erkenntniß und ſtatt mit den Irrthümern und Mißſtänden der Gegenwart zu paktiren und zu compromittiren, führt ſie einen entſchloſſenen und hartnäckigen Krieg mit denſelben. Sie pflegt die Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen, aber ſie erwartet auch ſofortige praktiſche Früchte von derſelben. Vor Allem ſtrebt ſie nach Beſeitigung der Bande des Feudal- und des Polizeiſtaats, welche die wirthſchaftliche Thätigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft in gemeinſchädlicher Weiſe hemmen und beſchränken. Sie verlangt Grenzregulirung zwiſchen der Politik und der Volkswirthſchaft, damit jene wie dieſe auf ihrem eigenen Gebiete ihre volle Kraft entwickele, ſtatt ſich durch Zerſplitterung und Uebergriffe zu ſchwächen und einander hindernd in den Weg zu treten,

Digitized by Google

damit der Staat dem Volke Macht- und Rechtsschutz (ohne Bevormundung) und das Volk dem Staate Kapital und Menschenkraft nach Möglichkeit und Bedarf zur Verfügung stelle. Man hat oft den volkswirthschaftlichen Congreß beschuldigt, er treibe Politik. Dies ist ein Irrthum. Er hat sich allerdings zuweilen genöthigt gesehen, das Gebiet der Volkswirthschaft gegen Uebergriffe der Politik zu vertheidigen. Auch wünscht die Volkswirthschaft einen Staat, der, seiner hohen Aufgabe des Macht- und Rechtsschutzes voll bewußt, sich auf diese beschränkt und von ihr so in Anspruch genommen wird, daß es ihm unmöglich wird, die Beschäftigung jener liliputanischen soi-disant „Staatsmänner" nachzuahmen, welche, in Ermangelung höherer Aufgaben, sich berufen fühlen, sich um die Privatwirthschaft eines jeden Einzelnen zu kümmern, jedem in den Topf zu sehen und mit plumper Faust einzugreifen in die auf unabänderlichen Naturgesetzen beruhende Entwickelung der ökonomischen Harmonie der menschlichen Gesellschaft; welche glauben, man könne die Gesetze des Denkens und des Seins ändern durch Ordonnanzen der Staatsgewalt und Ukase der Polizei, und die, indem sie sich schmeicheln, Wohlthaten zu erweisen und Wohlstand zu gründen, Verwirrung anstiften und Hemmung, Lähmung, Elend und Massenverarmung herbeiführen. Der Kampf gegen diesen Feind der Volkswirthschaft fällt auf vielen Gebieten (Verkehrsanstalten, Monopole, Niederlassungs-, Zug- und Gewerbefreiheit u. s. w.) zusammen mit dem Kampf gegen das Uebermaß der Kleinstaaterei. Aber die Volkswirthe sind in diesen Kampf eingetreten, nicht weil sie den Kleinstaat als solchen, sondern weil sie auf wirthschaftlichem Gebiete das

Digitized by Google

System der Abpferchung, der Einschachtelung, der Uebergriffe, des Mechanismus und die Ausbeutung der Gesammtheit durch Monopole und Privilegien Einzelner befehden. Die Volkswirthe, indem sie die Grenze zwischen dem Staat und der wirthschaftlichen Gesellschaft, zwischen der Politik und der Oekonomie zu regeln streben, wollen in wahrhaft conservativem Interesse den durch Grenzverwirrung und Streitigkeiten bedroheten Frieden wieder herstellen und dauernd stabilisiren. Sie wollen dem Kaiser geben, was des Kaisers, dem Volke, was des Volkes ist; und wenn einzelne deutsche Staaten so klein, und ihre Regierungen zu einem Anschluß an größere zu verblendet sind, so daß hier eine solche principgerechte Grenzregulirung unmöglich und der Unfriede permanent ist, — nun, dann sind es doch gewiß nicht die Volkswirthe, welche die Schuld daran tragen, daß man taub ist gegen die alte Lehre Schiller's:

„Strebe immer zum Ganzen; und kannst du selber kein Ganzes
Bilden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!"

Auch für die Budgetconflicte, welche in Preußen flagrant und acut, in den anderen deutschen Staaten latent und chronisch an der Tagesordnung sind, hat vielleicht die Volkswirthschaft eine Lösung gefunden, welche gegenüber einem wirklichen Staat auf keine Schwierigkeiten stoßen würde.

Der Staat sagt zur Gesellschaft: „Ich gewähre dir den Rechtsschutz im Innern, den Machtschutz nach außen; stelle mir zu diesem Zwecke deine Mittel zur Verfügung." Die Gesellschaft antwortet: „Meine Mittel habe ich zum größten Theile für mich selbst nöthig; ohne Kapital kann ich nicht produciren, ohne Production nicht leben und auch dir nichts leisten; ich

Digitized by Google

kann dir daher nur einen Theil meiner jeweiligen Productionsüberschüsse geben; wieviel? — das muß ich selbst nach einem jeden Abschluß entscheiden; denn davon verstehst du nichts, mein lieber Staat." Er, der Staat, erwidert, von seinem Standpunkte aus ganz richtig: „Aber das verstehe ich doch, daß ich nicht in Ungewißheit von der Hand in den Mund leben, daß ich nicht warten kann, bis du deine Bilanz gemacht hast; denn zwischenzeitig überschreitet vielleicht der Feind die Grenze, oder eine Räuberbande verwüstet das Land; ich kenne meine Pflichten und habe das Recht zu fordern, daß mir die Mittel zu deren Erfüllung ungeschmälert zur Verfügung gestellt werden; wieviel? — das entscheidet mein Bedürfniß."

Da haben wir den Conflict. Er und sie streiten, es fehlt auf beiden Seiten nicht an falschen Freunden, Zuträgern, Aufhetzern. Die Kluft erweitert sich. Man träufelt Gift in die Wunde. Die bisher so glückliche Ehe zwischen dem Staat und der Gesellschaft ist in Gefahr, sich aufzulösen.

Da tritt die Volkswirthschaft als Mittler zwischen die strittigen Ehegatten; sie sagt dem Staat: Du verlangst zu viel, und der Gesellschaft: Du willst zu wenig geben. Sie sagt beiden: Ihr beide bedürft für euer Geschäft Kapital- und Menschenkraft, Eisen und Blut; suchen wir eine dauernde Grenzregulirung, einen bleibenden Distributionsmodus zu finden, welcher im Nothwendigen Festigkeit, im Nützlichen Spielraum und im Zweifelhaften Freiheit gewährt. Versuchen wir ein Normal- und Minimalbudget zu finden, welches sich beschränkt auf das nothwendige Maß dessen, was der Staat Jahr aus Jahr ein regelmäßig bedarf zur Erfüllung

Digitized by Google

seiner Mission des Rechts- und des Machtschutzes. Vereinbaren wir dieses Normalbudget der unabweisbaren Ausgaben, ohne welche der Staat nicht bestehen, die Gesellschaft nicht geschützt werden kann. Ist dieses normale Ausgabenbudget zwischen dem Staat einerseits und der Gesellschaft andererseits festgestellt, so kommen wir überein, daß es nur in Uebereinstimmung beider geändert werden kann (nur per mutuum dissensum, wie die Pandektisten sagen). Gehen wir weiter. Ermitteln wir dann aus der Zahl der bisherigen Staatseinnahmen eine Reihe von Posten, die sich der jährlichen budgetmäßigen Verwilligung oder Verweigerung ihrer Natur nach entziehen, weil sie Jahr aus Jahr ein so ziemlich mit derselben Regelmäßigkeit fließen, so lange nicht die Gesetzgebung oder das Niveau des Durchschnittswohlstandes der Nation sich ändert. Solche Posten sind z. B. die Zölle, die Ueberschüsse der Postverwaltung, der Ertrag solcher Regalien, welche man nicht oder noch nicht als gemeinschädlich abschaffen will. Ermitteln wir so viel derartige Posten, daß der Gesammtertrag derselben die Summe des Normal*ausgabe*budgets balancirt. Vereinbaren wir auf dieser Grundlage das Normal*einnahme*budget, setzen wir fest, daß auch dieses nur durch und in Uebereinstimmung aller Factoren der Gesetzgebung geändert werden kann. Damit ist die erste Grundlage des Friedens gewonnen. In necessariis unitas et securitas. Was hierüber hinausgeht, muß im Jahresbudget angefordert werden. Wird ein Posten dieses veränderlichen, der alljährlichen neuen Vereinbarung unterliegenden Jahresbudgets (welches einmal die wechselnden Bedürfnisse umfaßt, bei deren Befriedigung der Staat weniger- innerhalb seiner eigentlichen

Digitized by Google

Macht- und Berufssphäre, sondern als auftragloser Geschäftsführer — negotiorum gestor — der bürgerlichen, wirthschaftlichen, menschlichen, in einem Nationalverband vereinigten Gesellschaft handelt, sodann aber auch weiter sich auf die außerordentlichen und unregelmäßigen Vorkommnisse erstreckt), wird, sagen wir, ein Posten dieses variablen Ausgabebudgets von den Vertretern der Steuerzahler nicht verwilligt, so ist und bleibt er gestrichen. Stellen wir diesem variablen Ausgabebudget ein variables Einnahmebudget zur Seite, das durch Steuern aufgebracht wird. Statuiren wir als Monade, als einfache Quote, oder als Rechnungseinheit des Steuersatzes (Simplum genannt in der alten deutschen Steuerverfassung) einen Procentsatz des Einkommens.*) Dann stellt sich die Sache so: Zur Deckung des variablen Jahresausgabebudgets wird zunächst verwendet der aktive Ueberschuß des Normalausgabebudgets (Zölle, Post, Regalien) über das Normalausgabebudget (Heer, Rechtspflege, Administration). Was dann noch fehlt, wird durch Steuern gedeckt. Diese Steuern sind nicht fixirt, sondern variabel. Sind diese Bedürfnisse für das laufende Jahr hoch, so wird der Einheitssatz (Simplum) fünf- oder sechsmal, sind sie niedrig, so wird er nur zwei- oder dreimal erhoben. Die Verwilligung dieser variablen Steuern in quali et quanto erfolgt jährlich. Die Zustimmung der Vertreter der Steuerzahler in Betreff des „Ob?" und des „Wieviel?" ist indispensabel. Ohne dieselbe kann nichts erhoben werden. Das Wieviel richtet sich nach der Höhe

*) Wir lassen hier die technischen Fragen: „Einkommensteuer?" oder „Vermögenssteuer?" oder „Gemischtes System?" absichtlich unberührt.

Digitized by Google

des Bedarfs. Folglich muß der Bedarf, d. h. das variable Ausgabebudget votirt, dann die Ueberbilanz der Zölle u. s. w. calculirt und dann die zur Deckung des Restes erforderliche Zahl der Simpla votirt werden.

Dieses Verfahren entspricht der altgermanischen Steuerverfassung. Es hat die Weihe der Geschichte und die Sanction der Wissenschaft für sich. Es stellt das Gleichgewicht des Budgets und den Frieden wieder her. So ist es mit der Vermögenssteuer zu halten. Und was die Blutsteuer anlangt, so contingentire man die Friedensstärke. Dadurch wird das Gleichgewicht zwischen Einberufung und Präsenzzeit hergestellt. Will man viele assentiren, dann muß man die Dienstzeit kürzen. Will man eine lange Dienstzeit, dann muß man die Assentirung auf weniger beschränken. Man wird wohl das Erstere wählen.

So würde etwa die Volkswirthschaft sprechen. Wird sie Gehör finden in dem Streit der erbitterten Parteien? Wir hoffen es. Wir glauben stets an den Sieg der Vernunft.

Doch kehren wir von dieser Episode zurück zum Congreß der Volkswirthe und dem deutschen Handelstag.

Letzterer ist eine nothwendige Ergänzung des ersteren und hat sich unter Leitung eines aus Männern der Wissenschaft und der Praxis geschickt zusammengesetzten Vorstandes bereits bleibende Verdienste erworben.

Während der freihändlerisch-progressistische Congreß civilisirend, rasch und siegreich in die böhmischen Wälder der Unkultur vordringt und den wirthschaftlichen Träumer aufweckt, indem er ihm den aus dem Studium einer exacten Wissenschaft gewonnenen kategorischen Imperativ rücksichtslos in das

Digitized by Google

Ohr ruft, geht der Handelstag zwar auch den Weg der Reform, aber wie es seine Natur als Vertreter vorwiegend conservativer Corporationen mit sich bringt, mit rücksichtsvoller Schonung der bestehenden Zustände und Interessen. Er baut die Straßen, welche die Volkswirthschaft projectirt. Er beschränkt seine Thätigkeit auf die Interessen des Handels und der Großindustrie und findet seine Stärke in dieser Beschränkung.

Beide, der Congreß der Volkswirthe und der Handelstag, nahmen in ihr Programm das „ganze Deutschland" auf.*) Beide machten damit eigenthümliche Erfahrungen. Auf dem volkswirthschaftlichen Congreß erschienen nur selten Oesterreicher und auch dann nur in geringer Anzahl; in Frankfurt und Stuttgart (1859 und 1861) sah man Herrn Dr. Creuzberg von Prag, um in Gemeinschaft mit den Süddeutschen eine Lanze für den Schutzzoll einzulegen. Im Jahre 1862 sahen wir in Gotha den k. k. Director der Centralstelle für Statistik in Wien, den Ritter von Czörnig, um in Gemeinschaft mit dem Anwalte der süddeutschen Protectionisten, dem agitations- und sprechlustigen Hofrath von Kerstorff aus Augsburg, für das Phantom einer Zolleinigung mit Oesterreich und gegen den Eintritt in die neue handelspolitische Gemeinschaft, welche durch Beseitigung des Differenzialzollsystems und durch die westeuropäischen Handelsverträge begründet worden ist, nach Kraft und Gelegenheit zu wirken. Beide Male waren die Bestrebungen erfolglos. Seitdem haben wir niemals mehr einen Oesterreicher auf dem Congreß erblickt, auch nicht an

*) Der Handelstag hat zwischenzeitig sein Programm geographiich reducirt, nämlich auf das gegenwärtige Zollvereins-Gebiet.

Digitized by Google

den ihnen geographisch sehr bequem gelegenen Orten, wie z. B. 1863 in Dresden und 1865 in Nürnberg.*)

Nicht ganz so schlimm, aber ähnlich ging es mit Würtemberg und Bayern. Als der Congreß 1861 in Stuttgart tagte, eilten die süddeutschen Schutzzöllner, berufen durch ihren bereits erwähnten Anwalt, von Kerstorff, in Schaaren herbei, um in der Schutzzollfrage die Mehrheit zu bekommen. Sie schienen nicht einzusehen, daß es im Grunde genommen für einen wissenschaftlichen Congreß auf die Mehrheit wenig ankommt. Dieselbe wird bedingt durch Zeit, Ort, Gelegenheit und Umstände, welche die zufälligen Zuläufer herbeiführen, aus denen, neben dem eigentlichen Stock der Gesellschaft, der seit 1858 derselbe geblieben, sich das Plenum der Versammlung componirt. Außerdem hat der Congreß keine Executive. Seine Beschlüsse fallen in das Gewicht durch das, was sie werth sind, nicht durch die Zahl derer, welche zustimmten. Es gelang indeß 1861 den süddeutschen Schutzzöllnern nicht, einen Einfluß auf die Beschlüsse zu gewinnen, obgleich auch der damalige würtembergische Minister des Innern, Herr von Linden, nur als localer Ehrengast anwesend, sich bemüssigt fand, ein ihm gar nicht zustehendes Stimmrecht zu deren Gunsten in die Wagschale zu werfen. In der Debatte behielten die Freihändler, Prince-Smith an der Spitze, entschieden die Oberhand. Nach dieser Niederlage sah man nur noch einmal, 1862, Herrn von Kerstorff, als „einsame Pappel", auf dem Congreß. Seitdem kamen aus Süddeutschland zwar treffliche Männer, aber nur sehr wenige, die Schutzzöllner

*) Nach 1867 hat sich dies geändert und es sind wieder Oesterreicher erschienen.

Digitized by Google

aber kamen gar nicht mehr; und selbst als man 1865 den Sitz der Versammlung mitten in den Süden hinein, nach Bayern legte, war die Betheiligung aus diesem Lande, wenn auch qualitativ werthvoll, doch quantitativ sehr gering. Die Gründer und die Masse des Congresses waren und blieben Nord- und Mitteldeutsche.

Der Handelstag machte ähnliche Erfahrungen. Seine erste Versammlung war von Oesterreich wenig beschickt. Auf der zweiten, auf welcher es galt, den Handelsvertrag, welchen Preußen für den Zollverein mit Frankreich geschlossen, zu kassiren und Preußen für immer die handelspolitische Führung in Deutschland zu entreißen, oder es unter österreichische Vormundschaft zu stellen, auf der zweiten am 14.—18. October 1862 in München abgehaltenen Versammlung waren alle Städte Oesterreichs vertreten, nicht nur die zum deutschen Bunde, sondern sogar auch nicht dazu gehörige Länder. Letzteres, obgleich statutenwidrig, wurde von dem mit dem Vorsitze betrauten vormaligen preußischen Minister David Hansemann, der sich stark auf die österreichisch-protectionistische Seite neigte, zugelassen. Während die Städte des Zollvereins nur durch ihre Handelskammer, d. h. einmal vertreten waren, erschien die Stadt Wien fünffach: als Wien-Handelskammer, Wien-Handelsgremium, Wien-Gewerbeverein, Wien-Großhändlergremium, Wien-Verein der Industriellen. Die österreichische Stadt Linz mit 32,000 Einwohnern führte drei Stimmen, eine für die Handelskammer, die zweite für den Gewerbeverein, die dritte für das Handelsgremium. Das Kreisstädtchen Troppau, in Oesterreichisch-Schlesien mit 12,000 Einwohnern, führte zwei Stimmen, die eine für die Handels-

Digitized by Google

kammer, die andere für das Handelsgremium. Dagegen Berlin mit 650,000 Einwohnern hatte nur eine einzige Stimme. Ein Troppauer wog somit gerade so schwer, wie hundert Berliner. Einige harmlose Galizier machten kein Hehl daraus, daß sie von der Regierung angewiesen seien, nach München zu gehen und dort zu stimmen, wie Herr Szabel (Reichsrathsabgeordneter), und daß die Regierung es sei, welche ihnen die Reisekosten bezahle. Bei dem Festbanket ließ man den Radetzky-Marsch spielen. In der Debatte, am 18. October, erinnerte Herr Dr. Creuzberg daran, daß bei Leipzig die Kroaten, Czechen und Ungarn mitgefochten hätten, und folgerte daraus, daß sie auch in den Zollverein müßten, als ob vorübergehende Waffenbrüderschaft und bleibende Kassengemeinschaft eins und dasselbe seien. Ja, der mit slavischem Exterieur und Namen ausgestattete Herr Szabel rief, er rieche Lunte, Preußen habe die deutschen Zollvereinsstaaten schon halb mediatisirt, es sei hohe Zeit, daß Oesterreich in den deutschen Zollverband trete, um dem Schwindel ein Ende zu machen. Die Nord- und Mitteldeutschen brummten, die Bayern klatschten dazu. Der alte Präsident Hansemann nickte beifällig lächelnd sein schlaues Haupt mit dem in weißen Bündeln und Flocken weithin wallenden Haupthaar. Allein auch dieser unter so außerordentlich günstigen Constellationen und unter der Führung Hansemann's, eines Meisters der parlamentarischen Taktik nicht nur, sondern auch sogar der unparlamentarischen Taktik, unternommene Angriff der combinirten schwarzgelben Brigade und der mittel- und kleinstaatlichen Liga unterlag dem dominirenden Bewußtsein der zollvereinlichen Kohärenz und der materiellen In-

Digitized by Google

tereſſen; und da der Handelstag vom 18. October 1862 mehr realen Tik hatte, als der Abgeordnetentag vom 20. Mai 1866, ſo wendeten ſich die Dinge alsbald ſo, daß David Hanſemann das Ehrenamt eines Mitgliedes und Vorſitzenden des Vorſtandes verlor, und die öſterreichiſchen Handelskammern, Corporationen und Vereine austraten. Seitdem hat man die Oeſterreicher nicht wieder geſehen und auch die Zahl der Süddeutſchen begann zu ſchwinden. Die der Norddeutſchen und Mitteldeutſchen wuchs.

So kam es, daß, als am 4. Auguſt 1866 in Braunſchweig der Vorſtand des Handelstags und der des volkswirthſchaftlichen Congreſſes aus Anlaß der Neugeſtaltung Deutſchlands zuſammentraten, vorwiegend die nördlichen und mittleren Provinzen Deutſchlands vertreten waren. Ein Mann aus dem Süden, der beiden Vorſtänden angehört und in beiden eine hervorragende Stellung einnimmt, war offenbar durch die damals ſeine würtembergiſche Heimath ſpeciell berührenden Kriegsereigniſſe verhindert. Sonſt wäre er ſicher gekommen. Er beſitzt den ganzen Scharfſinn ſeiner Landsleute, aber er iſt völlig erhaben über jene ſcheelſüchtige particulariſtiſche Kleinmeiſterei, jenen Hang zu abſtractem juriſtiſch-theologiſchen Formalismus und zu nichtsſagenden querelles allemandes, woran ſonſt wohl einige unſerer lieben Brüder in Schwaben zuweilen kranken. Es iſt Herr Guſtav Müller in Stuttgart, der Führer der deutſchen Partei.

Der volkswirthſchaftliche Congreß hatte auf den 4. Auguſt ſeine ſtändige Deputation und ſeine thätigſten Mitglieder, etwa 50 an der Zahl, in Braunſchweig verſammelt. Der Süden fehlte. Von den Erſchienenen gehörten zwei Drittel

Digitized by Google

dem Norden, ein Drittel Mitteldeutschland an. Es waren keinerlei Vorbereitungen getroffen, weder Berichte ausgearbeitet, noch Resolutionen präparirt. Man schritt sofort zur Berathung im Plenum und ließ auch Mitglieder der Behörden und Corporationen der Stadt Braunschweig zu. Die Verhandlungen verliefen ohne Stockung. Die Resultate entwickelten sich aus denselben mit logischer Nothwendigkeit.

Die gefaßten Beschlüsse betrafen:

1) die Zukunft des Zollvereins und sein Verhältniß zum Bundesstaat, Antragsteller Dr. C. Braun (Wiesbaden) und Dr. Victor Böhmert (Bremen);

2) die Beschaffung der Einkünfte des zu gründenden deutschen Bundesstaats, Antragsteller Dr. Julius Faucher;

3) das Einnahme- und Ausgabebudget des Bundesstaats, das Verhältniß der Bundesstaatssteuern zu den Steuern des Einzelstaats, Antragsteller Julius Faucher und Otto Michaelis;

4) die Durchführung der wirthschaftlichen Einheit im Bundesstaatsgebiet, auf der Grundlage der wirthschaftlichen Freiheit, Antragsteller Dr. Braun;

5) Beseitigung der Monopole, namentlich Abschaffung des Salzmonopols der Einzelstaaten, Antragsteller Braun und Michaelis;

6) Aufhebung aller Beschränkungen der Freiheit der Niederlassung und des Gewerbebetriebs an jedem Orte des Bundesgebiets, Beseitigung der wirthschaftlichen Unterschiede zwischen In- und Ausländern, Antragsteller Braun;

7) einheitliche Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens im ganzen Bundesgebiet; Beseitigung der Vielköpfig-

Digitized by Google

keit; Vermeidung des Systems fiscalischer Ausbeutung; Steigerung des Verkehrs durch Herabsetzung der Taxen; einheitliche Frankomarke, einstufige Brieftaxe; Abschaffung oder Beschränkung des Postmonopols; Verwendung der Ueberschüsse der Post für die Bundeskasse, Antragsteller Braun;

8) Regelung des Eisenbahnwesens durch ein deutsches Reichsgesetz; Beschränkung des Concessionswesens, Uebertragung des Oberaufsichts- und des Concessionsrechts an die Bundesgewalt, Antragsteller Michaelis.

Diese Beschlüsse lehnen sich an die Bundesreformvorschläge an, welche die preußische Regierung mit einer Depesche vom 10. Juni 1866 den deutschen Regierungen vor Ausbruch des Krieges gemacht und nach siegreicher Beendigung des Krieges in allen wesentlichen Stücken wieder aufgegriffen hat.

Außer den oben unter 1 bis 8 aufgezählten Gegenständen, welche der volkswirthschaftliche Congreß der Competenz der Bundesgewalt und des Reichstages reclamirt, sollen nach Artikel VI der genannten Reformvorschläge denselben unterworfen sein:

1) einheitliche Ordnung des Maß-, Münz- und Gewichtsystems;

2) Feststellung der Grundsätze über Emission von fundirtem und nicht fundirtem Papiergeld;

3) allgemeine Vorschriften über das Bankwesen;

4) über Erfindungspatente und über

5) den Schutz des sogenannten geistigen Eigenthums;

6) die Vorschriften über Zugfreiheit, Heimathsverhältnisse, Berechtigung zur Niederlassung und zum Geschäftsbetriebe, Colonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern;

Digitized by Google

7) Organisation des gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, der deutschen Schifffahrt und ihrer Flagge zur See, die Anordnung gemeinsamer consularischer Vertretung, welche aus Bundesmitteln dotirt wird;

8) Schifffahrtsbetrieb auf den mehreren deutschen Staaten gemeinsamen Wasserstraßen, die Fluß- und die sonstigen Wasserzölle;

9) gemeinsame Civilproceßordnung und Concursordnung.

Unter den Verhandlungen des volkswirthschaftlichen Congresses vom 4. August 1866 hatten die über die Zukunft des Zollvereins ein vorwiegend praktisches und brennendes Interesse. Deshalb waren sie auch die ausführlichsten; und gerade in dieser Frage platzten am stärksten die Geister auf einander. Es gelang jedoch eine gute Mitte zu finden, welche, ohne das Princip zu verletzen, für den Augenblick die streitigen Interessen wieder in Harmonie setzt und einen Uebergangszustand anbahnt, durch welchen die gegenwärtig vorhandenen Differenzen ihre definitive Ausgleichung finden können.

Ueberblicken wir zunächst die gegenwärtige Lage des Zollvereins.

Nach anerkannter völkerrechtlicher Doctrin lösen sich durch den Ausbruch des Krieges von selbst, und ohne daß es einer Kündigung bedarf (eo ipso), die bis dahin zwischen den kriegführenden Staaten bestehenden Verträge. Zwischen Preußen und seinen Verbündeten einerseits, und denjenigen deutschen Staaten, welche Oesterreich — sei es auch in gutem Glauben an das sogenannte „Bundesrecht" — zu Hülfe eilten, um Krieg zu führen gegen Preußen, andererseits, bestehen also gegenwärtig die Zollvereinsverträge nicht mehr. Die preußische

Digitized by Google

Regierung hat dies am Beginn des Krieges öffentlich erklärt. Sie hätte danach das Recht gehabt, an den äußeren Grenzen Preußens den Zoll zu heben von allen zollpflichtigen Waaren, welche für diejenigen Zollvereinsstaaten bestimmt waren, die sich im Krieg befanden mit Preußen. Sie hätte alle Sendungen aus den letztgenannten Staaten nach der preußischen Monarchie und den mit ihr verbündeten Territorien einem Grenzzoll unterwerfen können, welcher sich bemißt nach dem allgemeinen Tarif.

Sie könnte jetzt noch eine Zollgrenze errichten, welche übereinstimmt mit dem äußersten Cordon der Truppen, oder mit der Demarkations- oder der Mainlinie.

Sie hat von alledem nichts gethan und damit einen neuen Beweis ihrer Mäßigung, ihrer Versöhnlichkeit, ihrer Achtung der wirthschaftlichen Interessen, selbst mitten im Kriege und gegenüber einem wenig rücksichtsvollen Gegner, gegeben.

Nur in einem Punkt hat sie ihrer Auffassung, daß die Verträge aufgelöst sind, Ausdruck gegeben. Die Zollvereinseinkünfte werden nach der Kopfzahl vertheilt. Die süddeutschen Zollvereinsstaaten erheben selbst in ihren einheimischen Zoll- und Steuerämtern an Zöllen weit weniger, als ihnen bei der Vertheilung der Gesammteinkünfte nach der Kopfzahl der Bevölkerung eines jeden Zollvereinsstaates zukommt. Das Fehlende ergänzt Preußen aus der Centralkasse, welche unter seiner Verwaltung steht. Als der Krieg ausbrach, hatte es bereits die für das erste Vierteljahr 1866 erfallenen Einkünfte der Zollkasse vertheilt und auch an seine späteren Feinde ausbezahlt. Nach Ausbruch des Krieges sistirte es die weitere Zahlung. Natürlich. Man darf seinem Feinde kein

Digitized by Google

Geld geben, denn Geld ist das wirksamste Kriegsmaterial. Man kann aus ihm alles Andere machen.

Es erfolgten zwar auch beiderseits Ausfuhrverbote. Allein bei dem raschen Vorrücken der Preußen gen Süden ereignete es sich häufig, daß dieselben einige Tage nach Erlassung des Ausfuhrverbots in dem Gebiete des verbietenden Staates erschienen, um sich in eigener Person auf dem Wege der Requisition das Schlachtvieh und Getreide gratis zu holen, welches zum Export zu kaufen und baar zu bezahlen sie durch die von den „Bundestreuen" auf Befehl des Bundestags angeordnete Grenzsperre verhindert worden waren.

Im Uebrigen war in Mitteldeutschland durch die Kriegsereignisse ohnedies der Verkehr unterbrochen; die Eisenbahnen waren außer Betrieb oder gar vorübergehend zerstört. Die Bundesfestung Mainz hemmte die Rheinschifffahrt. Die Feldwachen und Vorposten ließen nur mit Schwierigkeit Passage zu. Kurz, es stockte Alles. Deshalb fühlte man vorübergehend die Zerreißung des Zollvereins nicht. Vergißt man doch über einen größeren Schmerz den kleineren.

Aber jetzt, da wir an dem Thore des Friedens stehen, fragt desto ängstlicher und hastiger Jedermann: Was soll aus dem Zollverein werden? Besteht er noch? Wird er erneuert werden? Was werden seine Grundlagen sein? Wer wird in den neuen Verband aufgenommen oder zugelassen werden?

Aufgelöst ist der Zollverein unzweifelhaft durch den Krieg. Damit ist aber seine Wiederaufrichtung keineswegs ausgeschlossen. Für den zu gründenden Bundesstaat ist er jedoch nach den bereits oben angeführten Reformvorschlägen überflüssig. Nach Artikel VI, Absatz 1, soll die „Zoll- und Han-

Digitized by Google

delsgesetzgebung" Sache der Bundesgewalt und des Reichstages werden. Der Zollverein wird also ersetzt durch den Bundesstaat.

Letzterer besteht aus drei in handelspolitischer Hinsicht verschieden situirten Bestandtheilen: erstens aus dem vergrößerten Preußen, welches durch die Einverleibung zunächst von Hannover, Kurhessen und Nassau, ferner wahrscheinlicherweise eines Stückes von Hessen-Darmstadt und endlich der Stadt Frankfurt, von einer Bevölkerung von etwas über 19 Millionen auf eine solche von mehr als 24 Millionen Einwohnern anwächst und sich als Bundespräsidialgewalt constituirt. Zweitens aus denjenigen norddeutschen Staaten, welche dem alten Zollverein nicht angehört haben, aber dem neuen Bundesstaate beitreten und mit diesem zu einem einheitlichen Wirthschaftsgebiete werden vereinigt werden. Dies sind Schleswig-Holstein, beide Mecklenburge und die nordischen Hansestädte. Der zu Gunsten der letzteren in der neunundvierziger Reichsverfassung gemachte Vorbehalt einer Art Freihafenqualität wird wohl auch in die Constitution des nord- und mitteldeutschen Bundesstaats mit herübergenommen werden. Wenigstens liegt dies nicht nur im Interesse von Hamburg, Lübeck und Bremen, sondern auch in dem von uns Anderen. Den beiden mecklenburgischen Regierungen wird es nun wohl auch endlich klar werden, was ihnen seit 1860 verständige Menschen (unter welchen vorzugsweise der Geheime Legationsrath Dr. Prosch und Moritz Wiggers zu erwähnen) vorausgesagt haben, daß sie Zeit und Geld verschwendeten, als sie kürzlich erst für die beiden Mecklenburg einen separaten Zollverein constituirten und an den äußeren Grenzen eine Douane auf-

Digitized by Google

richteten, und daß ihnen am Ende, trotz allen Sträubens der Feudalen, nichts übrig bleibe, als der wirthschaftlichen Gemeinschaft Deutschlands beizutreten. Drittens besteht er aus denjenigen nord- und mitteldeutschen Staaten, welche dem neuen Bundesstaat beigetreten sind, aber auch schon früher im Zollverein waren. Für sie tritt zu der alten wirthschaftlichen Gemeinschaft (deren Verfassung sich ändert, während der Tarif vorläufig bleibt) die neue politische Gemeinschaft, deren Verfassung noch festzustellen ist und sich auch über das handelspolitische Gebiet zu erstrecken hat. Wir sehen also auf der einen Seite den Einheitsstaat Preußen, auf der andern eine Staatengruppe, welche theils von Alters her dem einheitlichen Wirthschaftsgebiete angehört, theils demselben neu beitritt.

Precär ist das Schicksal dessen, was außerdem noch von dem durch den Krieg hinfällig gewordenen Zollverein übrig bleibt. Dies sind die süddeutschen Staaten: Baden, Hessen-Darmstadt, Bayern und Würtemberg. Die drei letztgenannten bildeten bekanntlich innerhalb des Zollvereins stets eine Art von Sonderbund, welcher bei jeder Krisis frondirend gegen Preußen ins Feld rückte und die Coalitionen von Darmstadt, Bamberg, Würzburg, München u. s. w. anzettelte, in Gemeinschaft mit der Dynastie des Landes Nassau, welche nicht zu wissen schien, daß ihr Land wirthschaftlich eine Enclave von Preußen ist, und daß, wenn man diese handgreifliche Wahrheit auf die Dauer verkannte, entweder der Wohlstand des Landes zu Grunde gerichtet, oder der Tag muthwillig heraufbeschworen werden mußte, an welchem diese Dynastie „aufhören werde zu regieren".

Digitized by Google

Es scheint nach der augenblicklichen Lage der Dinge auch für uns, die wir in die Geheimnisse der preußischen Diplomatie nicht eingeweiht sind, außer Zweifel gestellt, daß Baden, Hessen-Darmstadt (oder was davon übrig bleibt), Würtemberg und Bayern dem nordischen Bundesstaat, an dessen Spitze Preußen steht, nicht beitreten, und selbst dann, wenn sie beitreten wollten, nicht werden zugelassen werden von Preußen, mag letzteres nun in dieser Beziehung gebunden sein durch Verpflichtungen, welche es gegenüber Oesterreich oder Frankreich eingegangen hat, oder mag es eine nähere Allianz mit frondirenden Cabineten und centrifugalen Volksstämmen vor vollendeter Sammlung und Concentrirung aller seiner eigenen, im Augenblicke stark angespannten Kräfte als vorerst noch bedenklich vermeiden. Jedenfalls bietet in der That der Süden gegenwärtig mit seiner Unklarheit und Zerfahrenheit für uns Andere, die wir etwas minder heißes Blut haben, kein sehr einladendes Bild; und namentlich das Gebaren der tollen „Volksvereine", welche unter der rothen Flagge des Radikalismus Hand in Hand gehen mit dem schwarzgelben und dem schwärzesten Ultramontanismus, um jeder staatlichen Ordnung den Krieg zu erklären, ist geeignet, auch dem Eßlustigen die Warnung, daß man auf einmal nicht mehr zu sich nehmen soll, als man verdauen kann, und die alte Tischregel, „daß die Artischocke blattweise genossen werden muß", ins Gedächtniß zu rufen. Erinnern wir uns daher an den schönen Spruch aus Wallenstein's Lager:

„Warum so eilig, Herr Constabel? —
Die Wege sind noch nicht praktikabel!"

Warum so eilig eine politische Ehe eingehen, von welcher

Digitized by Google

vorauszusehen, daß sie keine glückliche sein wird? Jedenfalls eilt die Sache nicht so sehr, und ein Aufschub von ein paar Jahren läßt die Leidenschaften mehr erkalten und die Entwickelung der Dinge auf naturgemäßem Wege ihrem Ziele entgegenreifen.

Nach der Bevölkerungsziffer gruppiren sich jene Bestandtheile Deutschlands wie folgt:

Das ganze nicht-österreichische Deutschland hat 37,760,000 Einwohner.

Preußen erhält Zuwachs: durch Schleswig-Holstein 961,000, durch Hannover 1,923,000, durch Kurhessen 745,000, durch Nassau 468,000, durch Frankfurt 91,000 Einwohner. Seine Gesammtbevölkerung wird also — auch abgesehen von etwaigem bayerischen und hessen-darmstädtischen Zuwachs — auf 23,490,000 Seelen gesteigert. Für das „übrige" Deutschland bleiben noch 14,270,000 Seelen.

Hiervon kommen auf die ohne völlige Einverleibung in den norddeutschen Bund mit Preußen tretenden Länder 5,406,000 Seelen — darunter Königreich Sachsen mit 2,344,000 Seelen, Mecklenburg-Schwerin mit 552,000 Seelen, Oldenburg mit 302,000 Seelen, die übrigen vierzehn Herzog- und Fürstenthümer und drei freien Städte bleiben jedes unter 300,000 Seelen.

Uebrig bleibt dann also, soweit es nicht — was nur für Hessen-Darmstadt in Aussicht steht — kleine Gebietsschmälerungen zu erleiden haben wird, Bayern mit 4,807,000 Seelen, Würtemberg mit 1,748,000 Seelen, Baden mit 1,429,000 Seelen, Hessen-Darmstadt mit 880,000 Seelen, — im Ganzen 8,864,000 Seelen.

Digitized by Google

Das außer-österreichische Deutschland wird sich also theilen in den Norddeutschen Bund mit etwa 29 Millionen und in den süddeutschen Rest mit etwa 8 Millionen Einwohnern. Wo hier der nationale Schwerpunkt liegt, bedarf keiner weitern Ausführung.

Dies sind die gegebenen Größen, mit welchen der volkswirthschaftliche Congreß oder vielmehr dessen verstärkter Ausschuß am 4. August 1866 zu rechnen hatte.

Nach Anhörung des bestellten Referenten Braun und des Correferenten Böhmert beantragte ersterer folgende Resolution:

„1) Durch die Constituirung des parlamentarischen Bundesstaats, zu dessen Competenz auch die Zoll- und Handelsgesetzgebung gehört, wird das Bedürfniß einer Reform der Zollvereinsverfassung befriedigt. An die Stelle der Zollvereinsconferenzen tritt der Bundesrath und der Reichstag.

2) Deutsche Staaten, welche nicht dem zu gründenden Bundesstaate, sondern nur dem (vorläufig zu erneuernden) Zollvereine beitreten wollen, können zu letzterem nur dann zugelassen werden, wenn sie mindestens auf eine solche Reform der Zollvereinsverfassung eingehen, durch welche die handelspolitische Gesetzgebung dem Bundesrathe und dem Reichstage und die Verwaltung der Bundesregierung übertragen wird.

3) Denjenigen Reichstagssitzungen, in welchen über Zollvereinsangelegenheiten beschlossen wird, treten ad hoc Abgeordnete bei, welche in den dem Bundesstaate nicht angehörigen Zollvereins-Territorien nach dem Reichswahlgesetze zu wählen sind."

Digitized by Google

Dieser Antrag fand von zwei Seiten lebhaften Widerspruch, von der einen, weil er zu wenig die politische Seite berücksichtige und sich zu sehr an die bisherige ausschließlich wirthschaftliche Institution anlehne; von der andern Seite, weil er zu viel Politik treibe und nicht genug für die Erhaltung des bisherigen Zollvereins eintrete, welcher keineswegs durch den Krieg aufgelöst sei.

Der letzteren Richtung folgend, beantragte Finanzrath Hopf von Gotha: Erhaltung des bisherigen Zollvereins, Ausdehnung desselben auf die dem Bundesstaat beitretenden norddeutschen Staaten, Errichtung eines Zollvereinsparlaments außer und neben dem Reichstage des norddeutschen Bundesstaats.

Der ersteren Richtung folgend beantragte Grumbrecht, Bürgermeister in Harburg, den Zollverein mit den süddeutschen Staaten nur dann zu erneuern, wenn sie auch in den Bundesstaat aufgenommen werden; wenn nicht — nicht; also entweder wirthschaftliche und politische Einigung, oder weder die eine noch die andere. „Der Zollverein ist todt — es lebe der Bundesstaat. Wer nicht ganz hinein will, bleibt ganz draußen."

Finanzrath Hopf warf dem Referentenantrag vor, man vermisse darin die „Wärme der Empfindung", wodurch der Süden uns erhalten werden könne. Darauf erwiederte Braun, es gäbe Leute, die sich desto kälter zurückzögen, je wärmer man ihnen entgegenkomme, und schon Talleyrand habe gesagt: „Pour réussir dans les affaires, il ne faut pas montrer trop de zèle."

Lange schwankte die Debatte unentschieden zwischen diesen drei Meinungen, wovon die eine (Hopf) die Rechte repräsentirt,

Digitized by Google

indem sie das Bestehende möglichst erhalten, die andere (Grumbrecht) die Linke, indem sie das Bestehende zum Vortheil des Werdenden sofort vernichten will, während Braun das Centrum darstellt, indem er ein zeitweiliges Provisorium vorschlägt, einen Uebergangszustand, welcher mit organisch zwingender Gewalt auf geebneten Bahnen das Bestehende, ohne es zu schädigen, aber auch ohne sich durch dasselbe schädigen zu lassen, in das Werdende hinüberführt.

Neben diesen drei Hauptrichtungen tauchten zwei weitere Anträge auf, welche die Sätze 1 und 2 des Referentenantrages zu ihrer Grundlage hatten, dagegen in dem Satze 3 keine genügende Bürgschaft dafür fanden, daß nicht etwa die Südstaaten auch in dem reformirten Zollverein am Ende wieder anfingen, ihren alten sektirerischen Neigungen unter Gefährdung des Gemeinwohls die Zügel schießen zu lassen und aus dem Provisorium ein Definitivum zu machen.

Albrecht, Stadtsyndikus von Hannover, verlangte, die Südstaaten, welche in dem Zollverein bleiben, aber dem Bundesstaate nicht beitreten könnten oder wollten, müßten auf jede Theilnahme an der Zoll- und Handelsgesetzgebung verzichten, welche nur der Centralgewalt und dem Reichstage des Bundesstaats zusteht.

Professor Dr. Biedermann von Leipzig schlug vor, die Südstaaten nur provisorisch zuzulassen, nämlich bis 1870, sobald dieser Termin gekommen, sollen sie sich entscheiden, ob sie entweder dem Bundesstaate beitreten, oder auch aus dem Zollverein ausscheiden wollen. Im Uebrigen erklärten sich Biedermann, Böhmert, Dr. Wolff von Stettin und Faucher für den Braun'schen Antrag.

Digitized by Google

Die beiden Letztgenannten gaben den Ausschlag. Dr. Wolff bekannte sich in Uebereinstimmung mit dem Ziele des Grumbrecht'schen Antrages, nämlich der Vereinigung von ganz Deutschland zum Bundes-, ja zum Einheitsstaate; aber um dieses Ziel zu erreichen, stimme er für den Antrag Braun's, welcher die Vorschule abgebe und den Uebergang vermittele; allerdings sei dieser Uebergang mit mancherlei Uebelständen verbunden, allein gerade durch diese Uebelstände würden beständige Reibungen erzeugt, welche das Einschlafen verhinderten, so daß die Frage gar nicht eher wieder zur Ruhe gelangen könne, bis daß sie völlig gelöst, d. h. bis der völlige, auch politische Anschluß der südlichen Territorien an den norddeutschen Bundesstaat erfolgt sei; das von Grumbrecht vorgeschlagene Mittel werde den entgegengesetzten Erfolg haben; sei einmal auch das wirthschaftliche Einheitsband zwischen Norden und Süden vollständig gelöst, so werde das Zustandekommen des politischen Einheitsbandes unwahrscheinlich gemacht, oder wenigstens noch mehr in die Ferne gerückt. Faucher empfahl Braun's Antrag mit Biedermann's Zusatz. „Grumbrecht", meinte er, „wolle die Südstaaten in den Bundesstaat hineinpeitschen; es sei nicht blos die Peitsche zu gebrauchen, man müsse Zuckerbrod damit verbinden; das Darinbelassen in 1866 sei das Zuckerbrod, das sofort verabreicht, der Ausschluß nach 1870 sei die Peitsche, welche nur gezeigt, wahrscheinlich aber nicht angewandt werde; jedenfalls gewähre der gesetzte Termin von vier Jahren den Süddeutschen eine geräumige Deliberationsfrist, innerhalb deren die vernünftige Ueberlegung die Oberhand gewinnen könne über die sich immer mehr abkühlende Leidenschaft des

Digitized by Google

Augenblicks; für den schlimmsten Fall, für den Fall, daß 1871 definitiv geschieden sein müsse, biete die gewährte Frist der Industrie eine zureichende Zeit, neue Absatzwege zu suchen."

Das Ende der Berathung war, daß Satz 1 und 2 der Braun'schen Anträge und das Biedermann'sche Amendement angenommen wurden. Alle übrigen Anträge verwarf die Versammlung. Das Ergebniß ist also die Aufstellung der Forderung, daß der bisherige Zollverein nur unter der Bedingung erneuert und fortgesetzt werden könne und dürfe, daß die Gesetzgebung in die Hände der Bundesgewalt und einer parlamentarischen Vertretung der Bevölkerung des Vereinsgebietes gelegt, und auf dieser Grundlage ein Provisorium bis 1870 errichtet werde, in der Voraussetzung, daß zwischenzeitig die Entwickelung der Dinge dahin führe, daß von 1871 ab der Begriff des Bundesstaats und der des Zollvereins einander vollständig decken.*)

Die Beschlüsse des Vorstandes des deutschen Handelstages, der um dieselbe Zeit in Braunschweig versammelt war, bewegen sich in der nämlichen Richtung, so daß eine wörtliche Aufführung derselben nicht nöthig ist. Die Verhandlungen waren nicht öffentlich und entziehen sich dadurch der Wiedergabe.

Prüfen wir den Werth der Beschlüsse des volkswirthschaftlichen Congresses, so wirft sich zunächst die Frage auf:

*) Die Geschichte, wie sie nach der Braunschweiger Versammlung verlief, hat meinem Vorschlag unter Satz 3 den Vorzug gegeben vor dem Biedermann'schen Amendement. Daß man aber die Verträge, statt nur auf drei bis vier Jahre, auf zwölf Jahre abgeschlossen hat, betrachte ich auch heute noch als einen Fehler.

Digitized by Google

„Was ist, oder was war, der deutsche Zollverein?“ Diese Frage zu beantworten, politisch und wirthschaftlich correct zu beantworten, ist sehr schwer, selbst in dem allzeit zur Formulirung von Definitionen (womit aber zuletzt in der Regel sehr wenig geholfen ist) so sehr geneigten und geschickten schriftgelehrten Deutschland.

Ein Institut wie der deutsche Zollverein war noch nicht da in der Geschichte und wird auch schwerlich jemals wiederkommen, weil die politische Krankheit, woran Deutschland von 1815 bis 1866 litt, eine seltene ist. Unbeschadet des Respectes, den der Zollverein durch die von ihm der wirthschaftlichen und nationalen Entwickelung Deutschlands in vollstem Maße geleisteten Dienste verdient, unbeschadet der ruhmreichen Stellung, die er sich in der Geschichte unseres Vaterlandes erworben hat, dürfen wir jetzt — auf der Schwelle einer besseren Zukunft —, ohne undankbar zu sein, doch sagen, er war keine normale und bleibende, sondern eine abnorme und vorübergehende Institution, die, was den Norddeutschen Bund anlangt, schon innerhalb Jahresfrist durch die Bundesverfassung überholt und für uns überflüssig gemacht wird, wenn wir sie auch den süddeutschen partibus annexis vorläufig noch gönnen wollen. Wir werden diesen Satz, welcher auf den ersten Blick vielleicht paradox klingt, näher erläutern:

Es ist die Regel bei allen gesunden Nationen, daß das Gebiet der wirthschaftlichen Einheit und das der nationalpolitischen Einheit einander decken. Die politische Gesellschaft und die wirthschaftliche Gesellschaft bewegen sich unter dem Schutze der nämlichen einen Staatsgewalt und des näm-

Digitized by Google

lichen Rechts und Gesetzes auf demselben einheitlichen, ungetheilten und untheilbaren Gesammtstaatsterritorium.

Auch die schweizer Eidgenossenschaft und die amerikanische Union liefern kein Argument dagegen. Beide haben, obwohl in einzelne Staaten und Kantone getheilt und somit zusammengesetzte (und nicht einheitliche) Staaten, doch eine wirkliche Centralregierung, eine Centralrepräsentation der Bevölkerung, einen obersten Bundesgerichtshof, ein Gesammtstaatsbürgerrecht, ein Gesammtstaatswahlrecht für alle Bürger der Union und der Eidgenossenschaft, das sie activ und passiv ausüben können in allen Orten, auch in denjenigen Staaten, Territorien und Kantonen, wo sie nicht als specielle Kantonal- oder Territorialbürger eingeschrieben sind, also ein Anrecht eines jeden Gesammtstaatsbürgers an das ganze Gesammtstaatsgebiet, ohne Rücksicht auf die geographischen Unterabtheilungen desselben und an die ganze Staatsgewalt; und umgekehrt auf der andern Seite ein directes Anrecht der obersten Bundesgewalt auf die Personal- und Finanzkraft des ganzen Gebietes und aller Bewohner desselben, ohne daß es zu dessen Ausübung einer Vermittelung der einzelnen Staaten- und Kantonalregierungen bedarf. Die Schweiz und Nordamerika sind Bundesstaaten, Deutschland war bisher nur ein „Staatenbund". Kein Gesammtstaat, kein Gesammtstaatsbürgerrecht; souveräne Staaten, keine Bundesregierung; an der Stelle der letzteren nur eine Gesandtenconferenz ohne Executive, gebunden an Instructionen ihrer Auftraggeber; so daß das Ganze hinter dem Einzelnen zurücktreten, daß man vor Bäumen keinen Wald, vor lauter engen, engeren und engsten Vaterländern kein Deutschland sah!

Digitized by Google

Als nun alle diese einzelnen Staaten in dem Vollgefühle ihrer jungen Souveränetät und „unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien“ sich 1816 einzurichten begannen, Zölle etablirten, Grenzpfähle und Schlagbäume pflanzten, ein Heer von „Zöllnern und Sündern“ (sit venia verbo!) anstellten, da wurde es sehr enge und unheimlich bei uns. Deutschland wurde arm. Anfangs wußte es nicht, woran das lag. Auf einmal merkte es, daß ihm die wirthschaftliche Einheit fehle. Aber wie sie schaffen? Bei dieser politischen Zerrissenheit! War das nicht eine Aufgabe, schwierig wie die Quadratur des Zirkels, oder das Perpetuum mobile?

Die Art, wie man diese Aufgabe, unter Anwendung des äußersten Maßes von Scharfsinn, Geschichtskenntniß und Patriotismus — man denke an Nebenius in Karlsruhe und Massen Kühne in Berlin! — zu lösen wußte, erinnert uns gleichwohl stets — vielleicht sehr unpassender Weise, aber leider doch immerhin zutreffender Weise — an eine alte schnurrige Studentengeschichte.

An einigen kleinen deutschen Hochschulen herrscht die Unsitte, daß man die Studenten, welche ihre Schulden nicht bezahlen, mit Stadtarrest belegt und dadurch zwingt, auch fernerhin „fremdes Erz zusammenzuziehen“. Ein mit solchem Banne belegter unglücklicher Musensohn erhält Nachricht aus der Heimath, sein Vater liege bedenklich krank, er möge eiligst nach Hause kommen. Aber, er hat Stadtarrest. Er eilt zum Prorector, einem wohlwollenden, gutherzigen, alten Theologen. Er zeigt ihm den Brief. „Eilen Sie nach Hause!“ sagt der Prorector. „Ich kann nicht“, erwiedert

Digitized by Google

der Student, „ich habe Stadtarrest, heben Sie meinen Stadtarrest auf.“ — „Ich kann nicht“, sagt nun der Prorector, „das kann nur das Universitätsgericht und dieses tritt erst übermorgen zusammen!“ — „Aber, um Himmels willen, was thun?“ ruft verzweifelnd der Student. Der Prorector sinnt nach, er sinnt lange nach. Anfangs bange, trüb und ernst, endlich immer heiterer, sagt er zuletzt: „Jetzt hab' ich es, reisen Sie ab, reisen Sie sogleich nach Hause, aber unter strengster Beibehaltung des Stadtarrestes!“

Die Abreise mit Beibehaltung des Stadtarrestes — die wirthschaftliche Einheit mit Beibehaltung des Uebermaßes politischer Zersplitterung und Spaltung — das ist der Zollverein. Wir geben bereitwillig zu, eine schulgerechte Definition ist das nicht, aber es ist die einfache reale Wahrheit. Kein Wunder, daß die politische Vielheit und die wirthschaftliche Einheit in fortwährende Reibung und Conflicte geriethen, bei welchen die erstere, weil sie obrigkeitlich constituirte Organe besaß, in der Regel siegte über die letztere, welche solcher Organe entbehrte, und dafür in der auftragslosen Geschäftsführung Preußens und in der Zollconferenz, welche sich wieder aus einer an Mehrheitsbeschlüsse nicht gebundenen Vielheit zusammensetzte, nur einen äußerst mangelhaften Ersatz fand.

Und doch, wie sehr hätte der Partikularismus Grund gehabt, dem Zollverein dankbar zu sein! Der letztere, indem er dem Partikularismus, unter gleichzeitiger Aufbesserung der Finanzen, jene Last der Zollschranken, mit welcher er am schwersten auf den wirthschaftlichen Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft drückte und die productiven Klassen zur Unzufrieden-

Digitized by Google

heit aufstachelte, abnahm, fristete demselben sein Dasein und würde ihm dasselbe noch weit länger gefristet haben, wenn nicht der Partikularismus durch die gröbsten Excesse und Fehler, unter welchen der Undank und die Feindseligkeit gegen den Zollverein nicht die letzte Stelle einnimmt, in arger Verblendung seinem Untergange in die Hände gearbeitet hätte.

Statt längerer Ausführungen wollen wir einige historische und politische Parallelen nur mit ein paar Strichen andeuten. Die Geschichte zusammengesetzter Staatencomplexe bietet solche.

Die im Jahre 1848 gegründete Einheit der Schweiz ist, trotz einzelner Putschgelüste, trotz des Kantönligeistes, des Ultramontanismus und sonstiger feindlicher Gewalten, hauptsächlich deshalb so dauerhaft, weil man im Innern die wirthschaftliche Einheit hergestellt und an den Außenlinien das Freihandelsprincip adoptirt und damit den Samen der Zwietracht beseitigt hat.

Umgekehrt hat in der amerikanischen Union das von der Bundesregierung im Widerspruch mit den allgemeinen Interessen und insbesondere auch denen der Südstaaten festgehaltene und nahe bis an die Grenze des Prohibitivsystems emporgeschwindelte Princip der Schutzzölle, nächst der Frage der Sclaverei — in dem einen Stück hatte der Süden Recht, in dem andern der Norden —, am meisten dazu beigetragen, einen verhängnißvollen vierjährigen Bürgerkrieg, der die Existenz des Gemeinwesens bedrohte, heraufzubeschwören. Es hindert noch bis zur Stunde die volle Versöhnung; und wenn die Yankee-Staaten in Zukunft fortfahren, mit gewohnter Bornirtheit und Hartnäckigkeit an einem hirnverbrannten

Digitized by Google

Schutzzollsystem festzuhalten, werden sie eine Coalition des Südens und des Westens wider den Osten heraufbeschwören.

In den italienischen Staaten, deren Geschichte die Idee der Einheit früher kaum jemals in körperliche Erscheinungsform hat treten sehen, würde die Begeisterung für die „Italia una“ schwerlich so rapide Fortschritte gemacht haben, wenn nicht früher der Partikularismus durch ein wahnwitziges Paß- und Mauthsystem alle Adern des Verkehrs unterbunden hätte. Wäre in Italien bei Zeiten ein Zollverein nach Art des deutschen zu Stande gekommen, oder hätte der politische Partikularismus in irgend einer andern Form dem wirthschaftlichen Einheitsbedürfnisse dieses für den Handel geschaffenen Landes Concessionen gemacht, vielleicht säßen die Fürsten von Toskana, Parma, Modena ꝛc. noch auf ihren Thronen.

Der Partikularismus begriff diese mäßigende, mildernde und vermittelnde Stellung des Zollvereins nicht, der den Stoß der wider einander prallenden Einzelngewalten brach, wie jene an den Stirnseiten der Eisenbahnwagen angebrachten „Buffer“ durch ihre Weichheit die Stöße auffangen und unschädlich machen und dadurch verhindern, daß die schwer beladenen unelastischen, harten Wagengestelle durch das Aufeinanderstoßen zertrümmert werden.

Der kleinstaatliche Partikularismus in Deutschland haßte leider den Zollverein als, wie Fouquier-Tinville terroristischen Andenkens sagte, des „Verdachts verdächtig“, weil die wirthschaftliche Einheit Vorläufer der politischen Einheit ist; er haßte ihn, weil Preußen dessen Führer und Gründer ist. Denn je eifriger er mit dem Munde Preußens nationalen Beruf leugnete, desto aufrichtiger glaubte er, in Haß, Neid

Digitized by Google

und Furcht, im Grunde des Herzens daran. Preußen aber schwieg und dachte mit Cicero: „Oderint dum metuant.“ (So lange ich ihnen Respect einflöße, habe ich ihren Haß nicht zu fürchten.)

Gleichwohl machte es der Partikularismus (welcher eine Coalition einging mit Allem, das den wirthschaftlichen Fortschritt, und Allem, das den Staat Preußen haßt, — mit den Schutzzöllnern, mit den Ultramontanen und den Muckern, mit den großdeutschen Demokraten und den großdeutschen Aristokraten, mit den Anarchisten und den Socialisten, mit den Lassallianern und den „Volksvereinen“, mit den idealen Freiheitsschwärmern und den unklaren Utopisten —) dem Zollverein schwer, theilweise sogar unmöglich, seine Mission der Gründung eines einheitlichen Wirthschaftsgebiets vollständig durchzuführen.

Für die Waaren waren die Zollschranken zwar gefallen (mit Ausnahme der Uebergangsabgaben von Branntwein, Bier, Taback ꝛc., die ihren Grund in der Verschiedenheit der internen Steuersysteme suchen). Für die Menschen aber, für die Arbeitskraft, für die Niederlassung, für den Gewerbebetrieb bestehen sie leider noch; und da die westeuropäischen Handelsverträge dem Fremden, d. h. dem Angehörigen des vertragschließenden auswärtigen Staats, in jedem einzelnen der Zollvereinsstaaten „die Rechte des Inländers“ verleihen, so befinden wir uns gegenwärtig in der unbegreiflichen Lage, daß in Frankfurt z. B. in Betreff der gewerblichen Niederlassung ein Franzose und ein Italiener unbestreitbare Rechte hat, welche allen übrigen Deutschen, welche den nächsten Nachbarn, den Darmstädtern, den Mainzern, den Bockenheimern, den

Digitized by Google

Hanauern, den Wiesbadenern als „deutschen Ausländern“ tagtäglich abgesprochen wurden, — ein Zustand, der unvereinbar ist mit dem Nationalgefühl und dem man jetzt trotz des Widerstrebens des Frankfurter Pfahlbürgerthums wohl ein Ende machen wird.

Dazu kam der bereits erwähnte Mangel an einer Vereinsregierungsgewalt und einer Organisation. Die nur nach längeren Zwischenräumen periodisch zusammentretenden Zollconferenzen litten an denselben Fehlern wie der Bundestag, und noch an mehren anderen dazu. Sie waren geheim. Die Instructionen der Bevollmächtigten wurden nur von den Regierungen ertheilt, oft im directesten Widerspruch mit den ausdrücklichsten Erklärungen und Beschlüssen der Volksvertretung. Man vergleiche z. B. die preußenfeindliche Haltung der Regierungen von Hessen-Darmstadt und Nassau in der Zollvereinskrisis von 1862 bis 1864 gegenüber den diametral entgegengesetzten preußenfreundlichen Resolutionen ihrer Landtage. Letztere hatten schließlich nur, wenn sie nicht gegen den Stachel der Einheit lecken wollten, faits accomplis zu registriren. Das Recht der partiellen (partikularen) Volksvertretung war illusorisch und eine centrale gab es nicht. Jede, auch die kleinste Regierung, mochte ihr Land auch nur so viel Einwohner haben, wie eine kleine Provinzialstadt, oder auch nur so viel Flächengehalt, wie eine große Dorfmark, hatte das „liberum veto“ des polnischen Reichstages; und viele davon waren in dem Vollgefühl ihrer souveränen Selbstüberhebung und Eigenmacht nur zu geneigt, auf Kosten der Gesammtheit zur Hintertreibung gemeinnütziger Reformen Gebrauch davon zu machen.

So war es denn noch bei allem Unglück als ein wahres

Digitized by Google

Glück zu betrachten, daß der Zollverein kündbar war, daß er nur auf zwölf Jahre geschlossen wurde, und daß bei jeder Kündigung und bei jedem Ablauf der Vertragsperiode die schicksalsschwere Frage an ihn herantrat: „Sein oder Nichtsein?“ — Nur in dieser Bedrohung lag die Möglichkeit des Fortschritts. Denn der Partikularismus, zwischen die Alternative gestellt, das Recht der Erstgeburt, d. h. seine Scheinsouveränetät, oder das Linsengericht, d. h. die reichlichen und schwer entbehrlichen, einer landständischen Verwilligung nicht unterliegenden Zolleinkünfte, zu verlieren, zog es vor, letztere zu behalten.

Der Zollverein konnte sich nur durch periodische Krisen, welche den Charakter schwerer, fast tödtlicher Krankheiten annahmen, entwickeln. Nur dadurch, daß er alle zwölf Jahre einmal fiel oder zu fallen schien, konnte er sich vorwärts bewegen. Preußen war die vorwärts bewegende, das Gefühl der Kohärenz der materiellen Interessen war die zusammenhaltende Kraft. Die Mittel- und Kleinstaaten repräsentirten das hemmende und centrifugale Element. Oesterreich aber spielte jene Rolle, welche der bereits zur ehrwürdigen Excellenz herangereifte Goethe in einem Rückfall in den burschikosen Uebermuth seiner Jugendjahre bildlich dargestellt hat. Ich spreche von jener Zeichnung, auf welcher wir Kotzebue, der trotz aller Zudringlichkeit in den engern Cirkel des Weimarer Musenhofes nicht zugelassen und durch den Ausschluß sehr erbittert wurde, in einer niederen Verrichtung auf der Erde zusammengekauert und mit den Worten:

„Ach, könnt' ich doch dort oben hinein!
Wie schnell sollt' Alles ver — — sein!“

Digitized by Google

neidisch zum Olymp hinaufschielen sehen, wo Schiller, Goethe, Herder u. A. wandeln.

In der Zwischenzeit, inmitten jener periodischen Krisen, war die handelspolitische Gesetzgebung des Zollvereins zur Unthätigkeit verurtheilt. Denn jede Bewegung ließ fürchten, daß der Verein auseinanderfiel. Er glich darin jenem Manne in der deutschen Heldensage, der gespalten durch den Hieb eines von Wieland dem Schmiede geschmiedeten Schwertes, infolge der Schärfe dieses Instruments und der dadurch bedingten verschwindend kleinen Breite der Schnittwunde, noch zusammenblieb, so lange er sich stille hielt und sich erst dann halbirte, als er sich bewegte.

Alle diese Krankheiten und Krankheitssymptome traten bis zum Uebermaß zu Tage während der Zollvereinskrisis von 1862 bis 1864. Als auf dem volkswirthschaftlichen Congreß im September 1863 in Dresden dieser Umstand, mit bangen Befürchtungen für die Zukunft des Vereins, hervorgehoben wurde, erlaubte ich mir als Vorsitzender die beschwichtigenden Worte:

„Die gegenwärtige Constellation in der Zollvereinskrisis unterscheidet sich nur dadurch von der bisherigen, daß sie die auch schon früher vorhandenen faulen Säfte an die Oberfläche getrieben und offen gelegt hat. Das aber, meine Herren, betrachte ich nicht als ein Unglück, sondern als den Anfang der Heilung!"

Dem Zollkrieg, der 1862 bis 1864 mit Noten geführt wurde, ist 1866 der wirkliche Krieg mit Zündnadeln und Kanonen gefolgt. Dieser unterscheidet sich von jenem nur, wie eine akut verlaufende Krankheit von einer chronischen. Die Krisis

Digitized by Google

ist glücklich verlaufen. Jetzt gilt es, einem Rückfalle und einer neuen Krankheit vorzubeugen, die veränderte Sachlage zum Guten auszubeuten.

Zu diesem Zwecke bedarf der Zollverein einer organischen Gliederung, welche den Partikularismus durch Aufhebung des „liberum veto“ entwaffnet, und neben die Centralregierung eine Vertretung der bürgerlichen Gesellschaft stellt, um deren wirthschaftliche Interessen es sich ja doch handelt.

Dieses Ziel (zu dessen Erreichung man bisher nur Halbheiten, wie ein „Zollparlament“ u. dgl. vorzuschlagen wußte) wird erreicht durch Gründung des Bundesstaats. Die centrale Bundesgewalt und die ihr zur Seite stehenden Repräsentanten der Nation geben der Idee der wirthschaftlichen Einheit den kräftigen, mit Fleisch und Blut ausgestatteten stattlichen staatlichen Körper, dessen sie zu ihrer Realisirung bedarf. Diese Forderung ist unabweisbar. Ihr muß sich fügen, wer irgend bei dem Verein um Zulassung nachsucht.

Allerdings behält der Neubau noch das Kennzeichen der Unfertigkeit dadurch, daß das Gebiet der wirthschaflichen Einheit um etwa 8 Millionen Menschen größer sein wird, als das der politischen Einheit. In der That ist dies ein Mißstand für das ästhetisch blickende Auge des theoretisch-doctrinär gebildeten Politikers. Für den praktischen Blick des Volkswirths ist es keiner. Er weiß die Schmerzen und Gefahren einer Amputation zu würdigen und zieht deshalb der gewagten raschen Operation die zwar langsame, aber sichere Heilung durch ein Uebergangsstadium vor.

Der Bundesstaat kann nie und nimmer verzichten auf seine unitarische wirthschaftliche Function durch organisch con-

Digitized by Google

ſtituirte Regierungsgewalt und Nationalvertretung. Er muß an die Stelle der vielköpfigen Anarchie die einheitliche Ordnung ſetzen. Eine Transaction hierüber iſt unmöglich.

Aber er kann diejenigen Mitglieder des alten Zollvereins, welche dem Bundesſtaate nicht beitreten wollen, ſollen oder können, auch in den neuen wirthſchaftlichen Verband zulaſſen, unter der Bedingung, daß ſie verzichten auf die feindlichen Beſtrebungen, welchen alle bisherigen Wirrſale, Widerwärtigkeiten und Hemmniſſe entſprangen, und daß ſie ſich ſofort auch zu Schutz und Trutz (und nicht nur zu Handel und Wandel) mit uns verbänden. Er kann dies um ſo mehr, als die Gefahr des Dualismus, welche durch den Eintritt Oeſterreichs oder auch ſchon durch die bloße „Anſtrebung“ dieſes Eintritts drohete, nunmehr endgültig entfernt iſt.

Freilich iſt eine ſtricte Garantie dafür erforderlich, daß wir nicht wieder, wie ſchon ſo oft, zwiſchen Thüre und Angel hängen bleiben, d. h. daß nicht die Uebergangsſituation ſich in einen bleibenden Zuſtand, daß nicht das Proviſorium ſich in ein Definitivum verwandle. Das geeignetſte Mittel zu dieſem Zwecke ſcheint uns der von dem volkswirthſchaftlichen Congreß auf Antrag der Herren Biedermann und Faucher acceptirte Endtermin.

An die Stelle der von Herrn Grumbrecht vorgeſchlagenen „Peitſche“, welche Freund und Feind beſchädigt, ſetzt dieſer Antrag die weit unwiderſtehlichere „douce violence“ der Zeit und der allmälig wachſenden Einſicht. Die gewährte Friſt hindert die augenblickliche Zerreißung alter Verbindungen, die beiden Theilen durch eine dreißigjährige „ſüße Gewohnheit des Daſeins“ und des Zuſammenwirkens lieb und werth geworden

Digitized by Google

sind. Sie gewährt dem Süden Muße zur Abkühlung und Sammlung, zum geistigen und körperlichen Hineinwachsen in die neuen politischen Formen, und dem Norden gewährt sie die Gewißheit, daß seine Nachsicht nicht mißbraucht wird, und daß es nach Ablauf weniger Jahre heißt: „Die Thür muß offen sein, oder geschlossen!“ Zwischen Thür und Angel wird nichts mehr geduldet!

„Der Zollverein“ — so sagen wir mit Otto Michaelis — „ist die Vorschule gewesen für den norddeutschen Bundesstaat, er wird auch die Vorschule sein für den nationalen Staat, das Ziel unserer heißesten Wünsche.“

Digitized by Google

6.

Aus dem verfassunggebenden Reichstage des Norddeutschen Bundes.

(Geschrieben im März 1867.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem verfassunggebenden Reichstage des Norddeutschen Bundes.

Motto:
Das soll ich hören,
Und soll nicht wehren,
Und soll nicht retten?
Unwürdige Ketten!
Goethe.

Vor den Wahlen zum Reichstag, also vor dem 12. Februar 1867, war das allgemeine und geheime Stimmrecht — oder wie man es in England kurzweg nennt: das Ballot — für uns Alle eine Sphinx, die uns unlösbare Räthsel aufgab. Jede Partei betrachtete dasselbe mit Gefühlen, gemischt aus Furcht und aus Hoffnung; und, gestehen wir es offen, wir sind seitdem trotz der Erweiterung unserer Erfahrungen und Wahrnehmungen in der Erkenntniß der Gesetze, nach welchen sich das Suffrage universel, angewandt auf die deutsche Nation und insbesondere auf die Bevölkerung des Norddeutschen Bundes, bewegt hat und in Zukunft bewegen wird, immer noch nicht sehr weit vorgeschritten. Es hat sich diesmal in Sachsen und Schleswig-Holstein den Partikularisten günstig erwiesen, in Hessen und Nassau den Unitariern, in Hannover hat es zwischen beiden halbirt. In Altpreußen begünstigte es die Conservativen, in Neupreußen die Liberalen. In Posen die deutsche, in Rheinland und Westphalen die

Digitized by Google

klerikale Partei. So durchläuft es die ganze Windrose des Kompasses und zeigt an jeder Stelle ein anderes Gesicht. Darauf wird man erwiedern: ganz natürlich, denn in jedem Lande, in jeder Provinz, in jedem Bezirke und in jedem Wahlkreis sind die Parteien anders beziffert und gruppirt, und nach Maßgabe dieser Voraussetzungen, welche sich an jedem Orte anders gestalten, muß auch das Wahlergebniß verschieden ausfallen. Das mag wahr sein, allein das einzig entscheidende Moment ist es doch nicht. Es wird dadurch nicht erläutert, wie es kommt, daß derselbe preußische Wahlbezirk, der noch vor Kurzem zwei der entschiedensten Fortschrittsleute in das Abgeordnetenhaus der preußischen Monarchie wählte, auf einmal in den Reichstag des Norddeutschen Bundes einen Conservativen vom reinsten Wasser schickt. Ist die Stimmung so gänzlich umgeschlagen? Wir zweifeln sehr daran. Die Landtagswahlen, welche wahrscheinlich Ende 1867 stattfinden, werden uns darüber belehren. Oder sind die unteren Klassen, deren Stimmen bei dem Ballot gleiches Gewicht haben als die der oberen, specifisch conservativ? Auch das wird uns schwer zu glauben. Ohne die übrigen Factoren, — als da sind: die Fehler jener Taktik, welche ein Theil der liberalen Partei, ohne von dem andern Theil laut und vernehmlich desavouirt zu werden, in dem Abgeordnetenhaus begangen hat, und für die man nun Alles, was den Namen „Fortschritt" trägt oder trug, verantwortlich macht; die Aureole, die das Haupt des Siegers umgiebt; die Besorgniß, das, was das treue und tapfere Volk auf dem Schlachtfeld errungen, auf der parlamentarischen Arena durch factiöse Vertreter und froudirende Parteien wieder verscherzt zu sehen; die wirksame

Digitized by Google

Propaganda, welche die jungen Soldaten namentlich in den ländlichen Districten machten; die unter den Liberalen immer klarer zu Tage tretende Spaltung und die mit jedem Tage gehässiger werdenden Angriffe angeblicher Fortschrittsblätter gegen die Liberalen ꝛc. — ohne alle diese und andere Factoren negiren oder außer Rechnung lassen zu wollen, möchten wir doch darauf aufmerksam machen, daß ein sehr wichtiges Moment für das Ergebniß der Wahlen, nach einer ganz neuen Wahlart und gerade nach dieser Wahlart, in der Art und in dem Umfange der Thätigkeit der Parteien zu suchen ist.

Abgesehen von Zeiten höchster politischer Erregung und Spannung, kann man unseres Erachtens den Satz aufstellen: Es ist niemals irgend eine Partei an und für sich in der absoluten Majorität. Man wird uns sagen: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus"; — und doch möchten wir dabei beharren. Jede ausgeprägte, specifische Partei befindet sich regelmäßig, wenigstens hier in Deutschland, an sich in der Minorität; und wenn irgendjemand in der vorhandenen Masse der Bevölkerung eines gegebenen Bezirks die Majorität, die absolute Majorität besitzt, so ist es nur durch Zuwachs der Indolenz und des Indifferentismus, welche sich der Gesetzgebung des weisen Solon von Athen, daß in der Zeit einer politischen Krisis kein Bürger neutral bleiben dürfe, sondern verpflichtet sei, sich der einen oder der andern Partei anzuschließen, niemals unterworfen haben. — Die Aufgabe jeder politischen Partei ist nun, von diesem herrenlosen Gebiet des Indifferentismus so rasch und so viel als möglich zu occupiren; und wer hierin die beste Strategie und Taktik entwickelt, der siegt in der Wahl. Daß sich Stra-

Digitized by Google

tegie und Taktik dem Wahlmodus anpassen müssen, um von dem Erfolge gekrönt zu sein, ist klar. Das Kriegstheater bedingt die Art der Kriegführung. Ein junger Mann, der mit bestem Eifer und Erfolg seine Reitunterrichtsstunden abgehalten und in der Reitbahn schon recht schöne Schule geritten hat, wird doch vielleicht große Mühe haben, sich an Bord des Pferdes zu halten, wenn er zum ersten Male auf einem fremden Roß in die weite, weite Welt reitet. Die Künste der Reitbahn allein reichen da nicht aus.

Das Drei-Klassen-Wahlsystem beruhte auf Abgrenzung, Beschränkung und einer gelinden Art der Bevormundung der Menge durch die Aristokratie der Wahlmänner. Vielleicht ist der Ausdruck „Bevormundung" zu stark; aber wir können im Augenblick keinen besseren finden. Gewiß aber ist, daß kleine, abgegrenzte, auf lokaler Präponderanz irgend eines socialen Elementes beruhende Wahlkörper von einer Partei, die durch den Lauf der Dinge obenauf gekommen, oder, sei es durch Glück, sei es durch Geschick, sonstwie in den Vordergrund geschoben worden ist, weit leichter zu beherrschen sind, als große, schrankenlos fluctuirende Wählerschaften. Als Herr v. Hassenpflug es in Kurhessen recht klug zu machen vermeinte und die Wahlkörper auf Gemeindebeamte und einige sonstige Notabilitäten beschränkte, grub er sich selber sein Grab. Denn *diese Beschränkung* war es, welche der Verfassungspartei die Möglichkeit gewährte, zwei Lustren lang einen Kampf von solcher Hartnäckigkeit in Angriff und Vertheidigung gegen ihn zu führen. Sie führte zu einer Art Verschwörung, welche bei ausgedehnten und zahlreichen Wahlkörperschaften schwer oder unmöglich ist.

Digitized by Google

Die liberalen Parteien in Preußen scheinen vergessen zu haben, welch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem beschränkten Drei-Klassen-Wahlsystem und dem unbeschränkten geheimen Stimmrecht ist. Letzteres kennt weder Wahlmänner, noch öffentliche Abstimmung. Die Wahlmänner aber waren in Preußen seit wiederholten Wahlen in jedem Wahlkreise so ziemlich dieselben geblieben; und diese in Permanenz gesetzten Wahlmänner-Patrizier hatten eine vortreffliche politische Parteischule hinter sich. Sie spielten das Instrument der Dreiklassenwahl, aber auch nur dieses, mit Virtuosität. Sie wußten die öffentliche Abstimmung zu organisiren und zu überwachen. Sie wußten, wie man Wahlmann wird. Und wenn sie Wahlmann waren, dann wußten sie, was sie zu thun hatten. Sie erhielten ihre Parole durch die Tagespresse und durch Flugblätter. Diese Wahlen ließen sich von einem Centralpunkt aus durch das geschriebene oder gedruckte Wort regieren. Sie bedurften kaum der vox humana. Allein es war ein verhängnißvoller Irrthum der liberalen Partei, wenn sie auch für das directe allgemeine Ballot auf diese jahrelang im Dreiklassensystem bewährte Institution bauten, wenn sie glaubten, auch für das Suffrage universel genüge ein Centralcomité in Berlin mit Flugblättern. Bei dem Ballot verloren die Wahlmänner ihr bisheriges Prestige. Das Instrument, welches sie zu spielen hatten, war ein neues und sie verstanden nur das alte, mit den wohlbekannten drei Saiten bespannte. Die Wahlvorbereitungen des allgemeinen Stimmrechts, welche von der liberalen Partei auf das Forum, auf das weiteste Gebiet der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit hätten geschleppt oder wenigstens geschoben werden müssen, zogen sich in Ermangelung

Digitized by Google

einer solchen großartigen Agitation liberalen Stils zurück in den Schatten kühler Denkungsart und unter die Fittige weltlicher und geistlicher Obrigkeit, in die Schul- und Rathhausstuben, in die Büreaus der Landräthe und Amtmänner. Nicht die vormaligen Wahlmänner, deren bevorzugte Stellung hin und wieder auch den Neid der finsteren Mächte ein wenig geweckt haben mochte, übten den Einfluß, sondern die Pastoren und Schullehrer, die Landräthe, die Bürgermeister, die Amtmänner, die Gutsobrigkeiten, die Rentmeister, die Polizeiverwalter, die Districtscommissäre, die Gendarmen u. s. w. Dieser von vornherein gegebenen und fertig dastehenden Organisation der Conservativen gegenüber, welche in jeder Stadt, in jedem Dorfe, auf jedem Gute ihre geborenen und gleichsam providentiellen Agenten hatte, besaß die liberale Partei absolut nichts Entsprechendes. Denn das Werkzeug der Wahlmänner war außer Function gesetzt und es paßte auch nicht zu der gestellten Aufgabe der massenhaften, raschen und sicheren Occupation des dem Indifferentismus zugehörigen Theiles der Wählerschaft, namentlich auf dem flachen Lande bei spärlicher Bevölkerung, wo die menschlichen Wohnsitze so weit auseinanderliegen, und die Verkehrswege, welche sie verbinden sollen, noch so viel zu wünschen übrig lassen. Auch die Flugblätter, die man von Berlin aus emittirte und von welchen man sich, da sie in der That zum großen Theile vortrefflich abgefaßt waren, die größte Wirkung versprach, konnten hier nicht recht in Circulation kommen; und wo dies dennoch der Fall war, da wurde die Wirksamkeit ihres Inhalts paralysirt durch das gesprochene Wort, das von Mund zu Mund und von Herz zu Herzen ging und hin und wieder unterstützt wurde durch

Digitized by Google

einen bis an die äußerste Grenze der gesetzlichen Schranken, mitunter aber — so behauptet man — auch über diese Grenze hinaus ausgedehnten Gebrauch der öffentlichen Autorität. Wenn der Landrath des Krossener Kreises, der zugleich auch Wahlvorstand war, unter Berufung auf die Pflicht der „Treue gegen den König" zur Wahl des Generals von Steinmetz auffordert, dessen Gegner für Feinde des Königs erklärt, welche das Volk mit „Redensarten von Freiheit, Volksrechten u. dgl. bethören" und am Ende seines Circulars wörtlich sagt: „Diese Verfügung ist den Gemeinden vorzulesen, und haben die Herren Gendarmen dies zu controliren und mir bei Nichtbefolgung Bericht zu erstatten", so liegt es doch sehr nahe, oder vielmehr es ist beinahe unvermeidlich, daß der Bauer, welchem dieses mandatum sine clausula vorgelesen wird und der sich auf schriftgelehrte Wendungen nicht versteht, sich die Sache einfach so zurechtlegt: „Seine Hochwohlgeboren der Herr Landrath befiehlt im Auftrage Seiner Majestät des Königs, daß wir Seine Excellenz den Herrn General von Steinmetz wählen; der Herr Gendarm wird genau aufpassen und jeden, der diesen Befehl nicht befolgt, beim Herrn Landrathe zur Anzeige und Strafe bringen." Als der Graf Bethusy-Huc über diese Wahl im Reichstage referirte und mit anerkennenswerther Unparteilichkeit das Verfahren des Landraths charakterisirte und dessen Wahlausschreiben vollständig mittheilte, da glaubten die neupreußischen und die nichtpreußischen Abgeordneten, mitinbegriffen die Partikularisten und die Conservativen, die oppositionellen Mitglieder der preußischen Volksvertretung, welche im Reichstage sitzen, würden Beanstandung der Wahl beantragen. Sie meinten, diesen den

Digitized by Google

Vortritt überlassen zu müssen. Allein kein Mensch ergriff das Wort, um die Wahl anzufechten. Sie wurde mit einer tadelnden Bemerkung gegen die „Ueberschreitung" des Landrathes genehmigt. Freilich handelte es sich um einen der Heroen des Kriegs von 1866; und es liegt daher vielleicht keine allzu große Gefahr vor, daß in der Huldigung, welche man diesem zollte, ein Verzicht auf die Freiheit der Wahl und eine Billigung etwaigen Mißbrauchs der Amtsgewalt gefunden werde.

Im Uebrigen bewegten sich die in Betreff der Wahlen erhobenen Reclamationen theils auf nationalem, theils auf territorialem Gebiet. Zu den Fällen der ersteren Art gehören die polnischen und die dänischen Wahlen. In Nordschleswig haben bekanntlich die Dänen zwei Candidaten bei der Wahl durchgesetzt, weil die Deutschen — hie national! — hie augustenburgisch! — unter einander uneinig waren. Gegen die Wahl des einen: Ahlmann von Alsen, waren Proteste eingelaufen; außerdem behauptete der frühere koburgische Staatsrath und augustenburgische Minister Francke, die Dänen hätten Stimmen gekauft, ohne jedoch einzelne Fälle angeben zu können. Die Proteste gründeten sich darauf, daß ein ganzes Dorf oder ein ganzes Gut bei der Wahl übergangen worden sei. Man beanstandete deshalb die Wahl. Gegenüber der außerordentlichen Nachsicht, welche man sonst und namentlich bei den wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt erhobenen Beschwerden an den Tag gelegt hat, erscheint dieser Beschluß ein wenig rigoros. Denn es ist kaum zu begreifen, wie ein ganzes Dorf ausgeschlossen werden konnte, wenn es dieses nicht selbst so wollte. Es konnte sich ja doch bei Zeiten an den preußischen

Digitized by Google

Wahlcommissarius wenden, von dem es sicherlich Abhülfe zu erwarten hatte. Wollte es aber nicht wählen, dann fehlt jeder Grund zur Beanstandung der Wahl. Denn keiner ist zu wählen verpflichtet. Volenti non fit injuria. Die Deutschen in Nordschleswig hätten bei der Wahl ihre querelles allemandes bei Seite setzen sollen, dann hätten sie vielleicht gesiegt und brauchten nicht nach der verlorenen Schlacht wegen einer Position, die sie zu besetzen vergessen hatten — wegen eines außer Acht gelassenen Dorfes — Beschwerde zu führen.

Außer der dänischen Nation beschäftigte sich der Reichstag bei Gelegenheit der Wahlen auch mit der polnischen. Die Polen erhoben schwere Klagen wegen Beeinflussung der Wahlen durch Mißbrauch der weltlichen Gewalt. Sofort wurde ihnen durch den preußischen Ministerpräsidenten die Beschuldigung des Mißbrauchs der geistlichen Gewalt entgegengehalten. Leider sind beide Vorwürfe gleich begründet, und in und außerhalb der Mauern scheint gesündigt worden zu sein. Hat ja doch auch am Rhein und in Süddeutschland lange der niedere katholische Klerus gepredigt, preußisch sei protestantisch, und wenn Preußen oben bleibe, würden alle Katholiken gezwungen, den Glauben ihrer Väter abzuschwören. Erst durch den Einmarsch gut katholischer Landwehrleute, „welche ihre heilige Messe mit Andacht hörten und ihr Kreuz schlugen, wie andere ehrliche Christenmenschen auch", wurde dort die bethörte Menge gewahr, wie irrig man sie belehrt hatte. Die polnischen Beschuldigungen und die deutschen Gegenbeschuldigungen hatten indeß keine praktische Folge. Es wurde keine Wahl beanstandet. Auch wurde der Streit: ob das Land Posen eine „Provinz" sei, wie die Preußen und

Digitized by Google

die Deutschen, oder ein „Großherzogthum“, wie die Polen behaupten, dieses Mal noch nicht ausgetragen, wenn auch wieder angeregt. Das waren die nationalen Streitigkeiten.

Nun folgen die territorialen. Sie betrafen das Fürstenthum Lippe-Detmold, das Fürstenthum Ratzeburg und das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Von Lippe-Detmold und Mecklenburg hatten die Reichstagsmitglieder wohl alle schon gehört. Dagegen das Fürstenthum Ratzeburg war den meisten eine geographische Novität. Sie hatten von der Existenz dieses „Reichs“ keine Ahnung gehabt; und doch existirt es und kämpft um sein Recht und seine Existenz einen nicht unrühmlichen Kampf gegen die strelitzer Regierung; und damit verhält es sich also:

Nicht allein in dem Deutschland vor 1866 und in dem Oesterreich nach 1866, sondern auch in dem Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, obgleich dasselbe noch nicht einmal 100,000 Seelen zählt, also nicht so viel wie eine große Provinzialstadt, herrscht der Dualismus, oder — richtig ausgedrückt — sogar die Personalunion. Das Land besteht nämlich aus zweien Theilen, welche auch räumlich durch das dazwischengeschobene Mecklenburg-Schwerin getrennt werden. Oestlich von letzterem liegt die Herrschaft Stargard mit Strelitz, westlich oder vielmehr nordwestlich davon das ehemalige Bisthum und jetzige Fürstenthum Ratzeburg. Die Herrschaft Stargard hat die bekannte feudalständische Verfassung mit dem übrigen Mecklenburg gemein. Das Fürstenthum Ratzeburg, welches nur 17,000 Einwohner zählt, hat keinen Theil daran. Früher wurde es von einem Bischof regiert, als dessen Stände die Domkapitularen fungirten. Später

Digitized by Google

fiel es an die strelitzer Linie, und diese regiert es noch, ohne Stände. Denn zu einer Ständeversammlung bedarf es nach mecklenburgischen Begriffen mindestens einiger Dutzend Ritter, und da in dem Lande Ratzeburg sich nur drei ritterschaftliche Güter vorfinden — sie heißen Horst, Dodow und Torriesdorf; möge die Nachwelt Notiz davon nehmen! — so versteht es sich — natürlich immer nur nach officiell mecklenburgischer Weltanschauung — ganz von selbst, daß dieses Ländchen keine Volksvertretung haben kann und darf, sondern absolut regiert werden muß. Es zählt zwar anderthalb Städte, nämlich eine ganze, welche Schönberg heißt, und eine halbe, Ratzeburg, durch deren Mitte die Landesgrenze zieht, die das eine Stück an Mecklenburg und das andere an Lauenburg theilt, und eine sehr tüchtige Bauernschaft, welche niemals leibeigen oder hörig war, in Erinnerung dessen heute noch die jungen Bauern am Traualtar zur Beurkundung ihrer von Alters her gewahrten persönlichen Freiheit ein Schwert an ihrer Linken zu tragen pflegen. Allein trotz dieser persönlichen Freiheit sind die Bauern nicht Eigenthümer des Bodens, welchen sie bauen, sondern nur Erbpächter. Grund und Boden gehört gegenwärtig dem Großherzog, wie ehedem dem Kirchenfürsten. Da das landesherrliche Regiment hinsichtlich der Herrschaft Stargard durch ständische Gerechtsame beschränkt ist, in dem Fürstenthum Ratzeburg aber nicht; da also Stargard im Stande ist, sich zu wehren, Ratzeburg aber nicht, so ist es natürlich, daß Stargard auf Ratzeburg abwälzt, und Ratzeburg dabei mitunter zu kurz kommt. Hierdurch nun ist das ratzebürgerliche Rechts- und Selbstständigkeitsgefühl geweckt und gereizt worden. Es steift sich auf

Digitized by Google

seine Sonderexistenz, seine Personalunion, sein Selbstbestimmungsrecht. Es verlangte früher unter Berufung auf den Artikel 13 der weiland Bundesakte für sich eine Volksvertretung, und hofft nun, daß ihm endlich unter dem neuen Bund zu Theil werde, was ihm der alte nicht gewähren konnte oder wollte. In der That hat es auch allen Grund, sich zu wehren. Denn es ist bei der Erbauung der mecklenburgischen Staatsbahnen übel gefahren, zu welchen es bezahlen mußte, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben; und man wollte es sogar durch eine Zollgrenze von dem natürlichen Centralpunkte seines Verkehrs, von der Hansastadt Lübeck, abschneiden. Gegen diese Ausdehnung des 1863 neu beschlossenen mecklenburgischen Grenzzolles auch auf das Fürstenthum Ratzeburg haben sich indeß die wackeren Bewohner dieses unbekannten Reichs, unter Führung des geschickten Advocaten Kindler in Schönberg, dem das öffentliche Vertrauen gleichsam das Amt eines Vice- oder gar Contregroßherzogs übertragen hat, so kräftig gewehrt, daß Mecklenburg seinen Plan aufgeben mußte und dem Lande die Handelsfreiheit erhalten blieb. So viel zur Orientirung über diesen wunderlichen Mikrokosmus in unseren Nordmarken.

Als es nun an die Parlamentswahlen ging, publicirten die Großherzoge von Mecklenburg ein Gesetz, worin es hieß: „Jeder Mecklenburger, welcher fünfundzwanzig Jahre alt und unbescholten ist, hat das Recht zu wählen" u. s. w. Die Ratzeburger witterten hierin sofort eine Schlinge schlimmster Art. Sie kalkulirten: Wir sind Ratze- und nicht Mecklenburger; wenn das Wahlgesetz auch für uns gelten sollte, so müßte darin stehen: „Jeder Ratze- und Mecklenburger."

Digitized by Google

Da es aber blos heißt „Mecklenburger" und nicht auch „Ratzeburger", so liegt die dringende Gefahr vor, daß die Ratzeburger, wenn sie dennoch wählen, sich dadurch als Mecklenburger bekennen und dadurch alle ihre Rechte, Freiheiten und Privilegien, soweit sie deren etwa haben sollten — omnia, si quae sint, jura — verscherzen und ihrer Sonderexistenz, ihrer Personalunion, ihres Selbstbestimmungsrechts und ihres Anspruchs auf constitutionelle Repräsentation der ratzeburger Nation verlustig gehen. In Erwägung dessen erging der Beschluß: Wir wählen nicht zum Parlament. Und jedermänniglich befolgte ihn. Vergebens reiste der Wahlvorstand von Ort zu Ort. In dem Gasthaus, wo die Wahl vorgenommen werden sollte, fand er keine Wähler, sondern nur den Wirth. Er fragte diesen, ob er etwa gesonnen sei, Jemanden in das Parlament zu wählen, was der Hotelbesitzer kühl bis ans Herz hinan verneinte. Darauf nahm der Wahlvorstand ein Protokoll auf, in welchem er die einstimmige Abwesenheit sämmtlicher Wähler constatirte, die Antwort des Gastwirths registrirte und nicht unterließ beizufügen, daß auch er, der endesunterfertigte Wahlvorsteher, sich nicht bemüßigt finde, zu wählen. An dem nächsten Ort wiederholte sich dasselbe Schauspiel, und so ging die Wahlenthaltung durch die gesammten ratzeburgischen Lande. Auch an den Reichstag wandten sich die Ratzeburger mit einem Protest. Sie versicherten, sie seien gut deutsch, könnten aber nur als Ratze- und nicht als Mecklenburger wählen, und bäten im Uebrigen, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Letzteres konnte der Reichstag im Augenblick leider noch nicht; es wurden ihnen indeß einige Worte gemüthlicher Theilnahme gewidmet.

Digitized by Google

Die Wahl wurde genehmigt in Anbetracht, daß die Ratzeburger, auch wenn sie gewählt hätten, wegen ihrer geringen Zahl keinen Ausschlag gegeben haben würden.

Das war die Procedur Ratze- versus Mecklenburg. Der zweite territoriale Proceß war: Stadt Berlin contra Mecklenburg-Schwerin. Die Verhandlungen sind aus den Zeitungen bekannt. Das Land Mecklenburg verlor. Die Stadt Berlin gewann. Die Gesetzgeber Mecklenburgs hatten aus Gründen, welche für einen beschränkten Unterthanenverstand nicht auffindbar sind, es für dringend nothwendig gehalten, in ihr Wahlgesetz zu schreiben, daß eine verbüßte Zuchthausstrafe wegen politischer Verbrechen von der Wählbarkeit ausschließe, während in dem preußischen Wahlgesetze das Gegentheil steht, ohne daß dadurch bis dato die preußische Monarchie irgendeine Schädigung an Ansehen und Würde erlitten hätte. Es war natürlich nur reiner Zufall, daß die von den Gesetzgebern Mecklenburgs beliebte Ausschließung nur auf eine einzige Person zutraf und daß dieser Mann der mecklenburgischen Regierung eine persona ingratissima war, nämlich Moritz Wiggers, bekannt durch seine politische Laufbahn und durch eine Reihe guter volkswirthschaftlicher, rechts- und finanzwissenschaftlicher Bücher. Moritz Wiggers, der Präsident des constitutionellen Landtags von 1848, hatte, nachdem die constitutionelle Verfassung abgeschafft und die feudalständische wieder eingeführt war, zufällig das Unglück, in Gemeinschaft mit seinen Freunden „wegen Theilnahme an einem entfernten Versuche des Hochverraths" in Untersuchung gezogen, verhaftet, etwa vier Jahre in Untersuchungshaft gehalten und schließlich zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt zu werden. Alle Anderen wurden begnadigt. Wiggers allein

Digitized by Google

wurde ins Zuchthaus gesteckt. Später wurde ihm sogar noch, in Widerspruch mit dem juristischen Grundsatze, daß man nicht eine und dieselbe Handlung doppelt mit Strafe belegen dürfe — ne bis in idem —, auf dem Verwaltungswege die ihm im Straferkenntnisse nicht abgesprochene Anwaltspraxis untersagt, weil Zuchthausstrafe entehre, und zwar „nach einem in Mecklenburg in der Bildung begriffenen Gewohnheitsrecht" (was würde wohl die rechtsgelehrte Welt dazu sagen, wenn man Jemanden verurtheilen wollte „auf den Grund eines noch in Bearbeitung begriffenen Strafgesetzentwurfes?"). Endlich schloß ihn das Wahlgesetz von der Wählbarkeit aus; und wer möchte danach noch zweifeln, daß das Alles natürlich rein zufällig und ohne alles geflissentliche Zuthun der mecklenburgischen Regierung so gekommen? Da nun die preußische Haupt- und Residenzstadt Berlin Wiggers in den Reichstag gewählt hatte, so kam ein juristischer Professor — auf was verfallen nicht Juristen und Professoren? — auf den Einfall, die Berliner Wahl müsse nach dem mecklenburger Gesetze beurtheilt und deshalb Wiggers aus dem Reichstage „entfernigt werden", — wie sich in diesem Falle Fritz Reuter's Entspeckter Bräsig ausgedrückt haben würde. Allein der Reichstag, seine ersten juristischen Capacitäten an der Spitze, war anderer Meinung. Er erklärte die Wahl für giltig. Auch der ritterliche Prinz Friedrich Karl, der Herzog von Ujest und der sonstige hohe Adel Preußens stimmten dafür. Die preußischen Minister, welche Reichstagsabgeordnete sind, fehlten. Wahrscheinlich *wollten* sie nicht *gegen* und *konnten* doch nicht *für* Mecklenburg stimmen. — An und für sich freilich involvirte die von dem Reichstage über die von dem Professor Dr. Glaser angeregte Controverse

Digitized by Google

getroffene Entscheidung noch keine Verurtheilung der mecklenburgischen Regierung. Das Verdienst, sie wider Willen zu einer solchen beinahe gemacht zu haben, gebührt dem Bundescommissarius für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Herrn Dr. Wetzel, welcher mit rapider Geschwindigkeit die Laufbahn von einem Marburger Privatdocenten bis zu einem großherzoglichen geheimen Staatsrathe zurückgelegt hat und als das brauchbarste Mitglied der mecklenburgischen Regierung gilt. Während die Versammlung discutirte, ob das mecklenburger Gesetz auf die Berliner Wahl anwendbar sei, was die Herren von Vincke (Hagen) und Wagener (Neustettin) bejaheten, jedoch nicht ohne für die Person des Herrn Wiggers Gefühle der Achtung und Sympathie kundzugeben, schien Dr. Wetzel den Stand der Frage so aufgefaßt zu haben, als wenn die mecklenburgische Regierung angeklagt werde, aus Haß gegen einen einzelnen Mann ein Gesetz gemacht zu haben, im Widerspruch mit einer bekannten Regel, die schon in den zwölf Tafeln steht („in homines privos leges ferri noluerunt"). Wenigstens vertheidigte er in einer an das Qui s'excuse, s'accuse" erinnernden, mehr als halbstündigen Rede die mecklenburgische Regierung gegen eine solche Beschuldigung. Er soll zu dieser Rede einen speciellen Auftrag seines hohen Gouvernements gehabt, schon vor sechs Wochen die Akten eingezogen und seitdem daran gearbeitet haben. Letzteres versichern wohlunterrichtete Männer, sonst würden wir es nicht glauben; denn an der Rede selbst waren Spuren des Grundsatzes: „Nonum prematur in annum" auch für den schärfsten Beobachter nicht sichtbar. Als decoratives Element dagegen diente der Rede ein persönlicher Ausfall gegen die „Gebrüder Wiggers", welchen der

Digitized by Google

rechtsgelehrte Staatsmann vorwarf, sie hätten anno neunundvierzig bei Erlassung eines Gesetzes mitgewirkt, worin etwas Aehnliches stehe, woraus denn der Herr Staatsrath folgern zu wollen schien, daß nun deshalb „die Gebrüder Wiggers“ überall, wo sie sich befänden, auch in Berlin, von allen defecten Vorschriften betroffen werden müßten, die in älterer und neuerer Zeit in dem Codex der Obotriten und Wenden publicirt worden seien, und daß dieselben gleichsam eine solidarische Haftbarkeit und Gutsprache für alle darin enthaltene Sünden wider den heiligen Geist des Rechts übernommen und dafür mit Gut und Blut aufzukommen hätten. Das war denn doch selbst dem edlen Dulder Julius Wiggers (Professor der Theologie in Rostock, bekannt durch seine theologischen, kirchengeschichtlichen und staatswissenschaftlichen Werke und durch die „vierundvierzig Monate Untersuchungshaft“, die er erlebt und, ein zweiter Silvio Pellico, selber beschrieben, in Rostock selbst in den Reichstag gewählt) zu stark. Er parirte in einer „persönlichen Bemerkung“ diesen, was ihn anlangt, rein vom Zaun gerissenen und obendrein thatsächlich unwahren Angriff mit ein paar wuchtigen Hieben; und so wurde denn die Abstimmung aus einer bloßen Genehmigung der Wahl zu einer Niederlage des in Mecklenburg herrschenden Systems.

Die dritte kleinstaatliche Wahlaffaire war die des hochgebietenden Staats- und Cabinetsministers des Fürstenthums Lippe-Detmold, Herrn v. Oheimb, gewählt in dem Fürstenthum Lippe, oder um seine selbsteigenen Worte zu gebrauchen: „in seinem Lande“. Eine große Anzahl Wähler hatte gegen die Wahl reclamirt und erhebliche Gründe angeführt; die niederen Beamten sollen im Auftrag der höheren ihre amtliche Autorität

Digitized by Google

mißbraucht haben, um Stimmen zu erkaufen, zu erschleichen oder zu erzwingen zu Gunsten ihres Chefs, des Herrn Oheimb, was nicht schwer ist in einem Ländchen, wo fast Alles, ja sogar die Ziegel- und Backsteinbrennerei, von Obrigkeitswegen betrieben wird; in einem Wahlbezirke wurde die Abstimmung, welche nach dem Gesetze eine geheime sein soll, in eine offene verwandelt, in der Art, daß der Wahlvorstand die geschlossenen Zettel sofort nach Empfang auseinanderfaltete und sortirte — die für Oheimb zur Rechten und die für Hausmann, den Gegencandidaten zur Linken, wobei natürlich die Schafe zur Rechten über die Böcke zur Linken siegten, u. dgl. m. Man fand jedoch in alledem keinen Grund zur Beanstandung. „Wenn man auch", so hieß es, „Herrn v. Oheimb diese 826 Stimmen abziehe, behalte er doch noch genug zur absoluten Majorität." Ja, aber wie dann, wenn man sie — und das muß man — nicht allein Herrn Oheimb ab-, sondern auch seinem Gegencandidaten zuzählt, dann behält ersterer keine absolute Majorität. „Selbst wenn", so hieß es weiter, „die Ueberschreitungen der Beamten nachgewiesen werden könnten, so wären das Alles doch nur Versuche; denn es liege in dem Charakter der geheimen Abstimmung, daß der Causalnexus nicht zu ermitteln, und daß nie ein exacter Beweis darüber zu führen sei, ob und welchen Erfolg die angewandten Mittel des Betrugs, der List, der Gewalt und der Bedrohung gehabt hätten." Wir erlauben uns kein Urtheil darüber, ob die Entscheidung des Reichstags, welcher mit sehr großer Majorität die Wahl des Herrn Oheimb genehmigte, richtig ist oder nicht. Dagegen halten wir den von dem Referenten abgegebenen und leider von Niemandem bestrittenen Wahrspruch, daß bei geheimer Abstimmung Wahl-

Digitized by Google

beeinflussung nicht möglich sei, weil man ihre Wirkung nicht beweisen könne, für sehr gefährlich. Er ist geeignet, in Deutschland ein dem französischen Suffrage-universel-System analoges Verfahren herbeizuführen, was auf das äußerste zu beklagen wäre. Denn es demoralisirt das Volk und schwächt die Kraft der Centralgewalt, der gegenüber die kleinen Regierungen, welche in ihren Ländchen, wenn man ihnen die Wahlbeeinflussung ganz frei giebt, geradezu können wählen lassen, wen sie wollen, lauter eingefleischte Partikularisten schicken werden. Der Satz, daß die geheime Abstimmung die Wahlbeeinflussung ausschließe, beruht auf der Voraussetzung, daß das Votum uncontrolirbar sei. Diese Voraussetzung ist grundfalsch. Der Wahlvorstand, der die Zettel empfängt, kann überall da, wo nicht uniforme Brief-Couverts oder Formulare (wie bei der letzten Wahl im Königreich Sachsen) ausgegeben werden, sehr wohl controliren, je nachdem der Zettel der einen oder der andern Partei länger oder kürzer, das Papier mehr oder weniger weiß, oder je nachdem es weicher oder glätter anzufühlen ist. Aber auch ohne dieses Mittel stellen sich die negativen Resultate von selbst fest. Wenn z. B. in dem Dorfe N., wie dies in dem Oheimbschen Falle behauptet wird, der Wegaufseher X. sämmtlichen dortigen Chausseearbeitern gesagt hat: „Wenn Ihr Oheimb wählt, bekommt Ihr Tagelohn für den Wahltag; — wenn nicht — nicht", und wenn in diesem Dorf von allen abgegebenen Stimmen keine einzige auf Oheimb gefallen ist, so erscheint es als festgestellt, daß keiner der Chausseearbeiter für Oheimb gestimmt hat; er bekäme in diesem Fall keinen Tagelohn, und wenn er das weiß, so ist es nicht schwer zu errathen, was ein armer Mann thun wird, der den Taglohn nicht ent-

Digitized by Google

behren kann und sich bei der hohen Obrigkeit nicht mißliebig machen will. Gerade weil die Bestechung und die Vergewaltigung, der Mißbrauch der Amtsgewalt und deren Erfolge beim Ballot schwerer nachzuweisen sind, gerade deshalb muß man es um so strenger damit nehmen, wenn man nicht riskiren will, daß die Stimme des Volks auf das freventlichste gefälscht wird — jenes Volks, von welchem der conservative Abgeordnete Wagener-Neustettin in der Reichstagssitzung vom 9. März 1867 nach Citirung der französischen Phrase: „Alle brennenden Parteiunterschiede erlöschen in dem großen Meere des allgemeinen Stimmrechts", zu behaupten die Kühnheit hatte, es interessire sich nicht mehr für Politik, sondern nur noch für religiöse und für sociale Fragen — oder, wie er es sehr drastisch ausdrückte, „für Fragen des Herzens und des Magens".

Wenn der Reichstag den bereits jetzt gegen ihn erhobenen Vorwurf, er sei bei der Wahlprüfung nicht mit der erforderlichen Gründlichkeit und Strenge vorgegangen, nicht nur durch Berufung auf die in der Sachlage zu findenden Gründe, welche allerdings bei dem ersten verfassunggebenden Reichstage auf möglichste Beschleunigung der Constituirung losdrängten, abschwächen, sondern durch eine That refutiren will, so muß er bei der auch aus anderen Gründen gebotenen Berathung des Wahlgesetzes dafür sorgen, daß dasselbe Vorschriften erhält, welche dem Mißbrauche der Amtsgewalt zur Beeinflussung und Fälschung der Wahlen energisch entgegenwirken, theils durch Strafandrohung für die Contravenienten, theils durch Verhängung der Cassation über jede Wahl, bei welcher zu Gunsten des Gewählten solche illegale Mittel in einer qualitativen oder quantitativen Ausdehnung angewandt worden sind,

Digitized by Google

welche den Erfolg auch nur wahrscheinlich macht. Der Reichstag selbst, als große Jury, mag danach über jeden concreten Fall befinden.

Die liberale Partei aber, soweit sie bei den Reichstagswahlen vom Februar und März 1867 unterlegen ist, möchten wir andererseits bitten, diese Niederlage nur nicht einzig und allein auf Rechnung der Wahlbeeinflussungen zu setzen, sondern erstens Umschau und Selbstschau zu halten, ob sie nicht etwa in ihrer letzten parlamentarischen Periode strategische, taktische oder technische Fehler begangen habe, welche mitunter mehr schaden, als ein materielles Unrecht, zweitens aber, besser als dies bisher geschehen, das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht zu studiren, und durchaus nicht zu glauben, daß man die Massen in ihren zahlreichen localen Centren und ihren zahllosen Unterabtheilungen durch ein Wahlcomité in Berlin und durch Flugschriften leiten könne, welche beide Mittel zwar gut sind, aber ohne persönliches Einwirken, das sich auf jedes Dorf, jeden Hof und jedes Gut zu erstrecken hat, dem allgemeinen und geheimen Stimmrecht gegenüber in der Regel erfolglos bleiben.

Digitized by Google

7.

Das Zollparlament.

Im Zollparlament. Unpolitische Briefe an eine Dame. (April und Mai 1868.)

Aus dem Berliner Tagebuch eines süddeutschen Zollparlaments-Mitgliedes. (April und Mai 1868.)

Bamberger's „Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament". (12. bis 19. Juli 1870.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Zollparlament.

Unpolitische Briefe an eine Dame.

Motto:
„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?"
Schiller.

I.

Berlin, den 26. April 1868.

Ich bin sehr unglücklich, gnädige Frau, daß es mir unmöglich sein wird, mein Versprechen zu erfüllen, oder vielmehr, von der gütigen Erlaubniß, die Sie mir gaben, Gebrauch zu machen. Welches Vergnügen würde es mir gewährt haben, Sie in die Sitzungen des Zollparlaments zu begleiten und von dem erhabenen Standpunkt der Tribüne aus, Sie zu orientiren über die neuen Heerschaaren und Ihnen dort die Führer und sonst hervorragenden Häupter zu zeigen: den Achill und den Hektor, den Ajax und Ulysses, den Diomedes und den Glaukos, den Kalchas und den Thersites, des Agrios häßliches Söhnlein. Leider muß ich auf alles Das verzichten. Ein höchst unerwarteter, obgleich sonst nicht unangenehmer Zwischenfall ruft mich nach Hamburg und wahrscheinlich noch weiter, nach London. Ich werde mich den Abend auf dem Hamburger Bahnhof einschiffen; und so sehr das schöne Wetter und die Bäume, die zu grünen und zu

Digitized by Google

blühen beginnen, in das Freie locken, habe ich doch beschlossen, den heutigen Tag ausschließlich der Briefstellerei zu widmen, um Ihnen schriftlich einige Ariadne-Fäden zur Orientirung in dem Parlaments-Labyrinth in die Hand zu geben, was mündlich zu thun mir versagt ist. Denn ich weiß nicht, wenn ich zurückkehre.

Ich hörte neulich, wie Sie sich etwas geringschätzend über das Zollparlament äußerten. „Welches Interesse", sagten Sie, „kann uns eine Versammlung einflößen, die nur Tarifsätze discutirt? Was liegt mir daran, ob Herr Ameyer für Tabacksteuer schwärmt, damit für seinen geliebten süßen einträglichen Zucker Alles beim Alten bleibt; ob Herr Bemeyer zu Gunsten seiner Rapsfelder dem armen Manne das Petroleum vertheuern will, das dieser nöthig hat zu der Arbeit; ob Herr Cemeyer sich bereit erklärt, dem Rübenzucker mit zu Leibe zu gehen, wenn man nur sein altes Eisen in Ruhe läßt; oder ob gar Alle, der zuckersüße Ameyer, der rübölige Bemeyer, der roheiserne Cemeyer und der nikotinhaltige Demeyer sich miteinander coalisiren, um sich gemeinschaftlich einer jeden Tarifreform zu widersetzen? Mir ist Einer so gleichgültig und langweilig wie der Andere!"

Ganz so schlimm wird's nicht werden, gnädige Frau. Oder glauben Sie, daß ein Freiherr von Roggenbach von Karlsruhe, ein Fürst Hohenlohe von München, ein Dr. Völk von Augsburg und ein Ludwig Bamberger von Paris nach Berlin eilen, blos um ein paar Tabacksblätter und einige Runkelrüben zu tractiren? Wenn die Vertreter von achtunddreißig Millionen Deutschen, hervorgegangen aus dem allgemeinen Stimmrecht, sich in der Kapitale des norddeutschen

Digitized by Google

Bundes versammeln, ergeben sich die höheren Ziele ganz von selbst; und wenn Sie, gnädige Frau, eine geringere Meinung von dem Zollparlamente haben, so fürchte ich, auch Sie sind nicht ganz frei von jenem in der Kritik so starken und in Glauben und Liebe so schwachen Pessimismus, der die Stimmung der guten Stadt Berlin heute noch kennzeichnet. Aber gewiß nicht mehr lange.

Das Zollparlament componirt sich aus den 297 Reichstagsmitgliedern und aus 85 Vertretern der Deutschen in den südlichen Territorien. Die ersteren sind Ihnen bekannt. Sie sind ihren Verhandlungen oft genug gefolgt in den Räumen des Herrenhauses, die sich ebenso sehr durch Eleganz und gute Akustik auszeichnen, als die Räume des Abgeordnetenhauses, worin das Zollparlament tagen wird, durch das Gegentheil und durch den sofort erkennbaren Mangel an guter Hausordnung, um nicht zu sagen: Reinlichkeit.*) Die Reichstagsmitglieder repräsentiren schon das geeinigte Deutschland. Sie stehen, nicht nach Landsmannschaften, sondern nach politischen Grundsätzen gruppirt, in Reih und Glied, mit mehr oder weniger einflußreichen Führern, mehr oder minder strenger Mannszucht, mit bestimmter Stellung gegenüber der Bundesgewalt.

Bis sich die 85 Anderen in diese Gruppirung eingereiht haben, das kann noch lange dauern. Vorerst wird man statt der politischen Differenzen mehr die der Landesfarben sehen. Das Schwarzroth von Würtemberg, das Gelbroth von Baden, das Rothweiß von Darmstadt und das Blauweiß von Bayern.

*) Seitdem Herr Happel an der Spitze des Büreaus steht, ist das anders und besser geworden.

Digitized by Google

Am schnellsten werden sich die Männer aus Baden und Hessen zurecht finden; am langsamsten die aus Würtemberg; denn letztere sehen, durch Moritz Mohl's Mahnruf belehrt, auf uns herab, wie auf slavische Halbbarbaren, auf schwarzweiß tätowirte Rothhäute.

Die würtemberger Abgeordneten werden eingetheilt in Rothe, Schwarze und Varnbüler'sche. Letztere, behauptet man, trügen alle Farben des Regenbogens, — ein Punkt, worüber ich Ihnen eine sehr gründliche Auseinandersetzung machen würde, wenn ich nicht wüßte, daß Sie alles Langweilige detestiren, wozu eine jede Dame das Recht hat, und eine schöne und geistreiche Dame das doppelte. Ich beschränke mich daher darauf, zu sagen, daß auch jenes Rouge, Noir und Mille Couleurs nirgends rein zum Vorschein kommt, sondern überall auf einem stark durchschimmernden Grunde aufgetragen ist, nämlich auf dem der Idiosynkrasie gegen Preußen, gegen den Norddeutschen Bund, gegen die Wehrpflicht und gegen alles Steuerzahlen. Dies ist, kurz gefaßt, das Glaubensbekenntniß, auf welches in Würtemberg ein Jeder gewählt ist. Wer ihm nicht zustimmte, galt als Ketzer. Diese Ketzer, auch „Bettelpreußen" genannt, sind alle durchgefallen. Wir werden sie aber im nächsten Parlament sehen; und ich freue mich, Ihnen dann statt der Herren Varnbüler und Consorten die Herren Landtagspräsident Weber, Professor Römer, Gustav Müller, Prof. Reyscher, Dr. Otto Elben u. s. w. nicht nur brieflich, sondern auch persönlich vorstellen zu können.*)

*) Damals, 1868, wurde ich wegen dieser Prophezeiung von den partikularistischen, den rothen und den schwarzen Blättern weidlich ver-

Digitized by Google

Sie werden fragen, woher ich dessen so gewiß sei? Nun, diese Ketzer hatten unter all dem schweren Druck, den eine Coalition von Roth und Schwarz, von Staat und Kirche, von Verschmitztheit und Unverstand, dieses Mal gegen sie übte, bei dieser Wahl schon über beinahe ein Viertel aller Stimmen zu disponiren. Wenn eine Ketzergemeinde beim ersten Aushieb schon so stark ist, dann kann man sie nicht mehr ausrotten. Sie frißt fort, wie ein heimlich glimmendes Feuer, welchem die Gegner selbst den Brennstoff liefern.

Ich kann Ihnen das deutlich machen, auch ohne von Politik zu reden. Sie sind zu jung, um sich dessen zu erinnern. Aber ein Mann, wie ich, der beinahe fünfzig Jahre auf dem Rücken trägt, hat die Zustände aus der Zeit vor der Entstehung und aus der der Erweiterung des Zollvereins noch treu im Gedächtniß. Eine meiner lebhaftesten Jugenderinnerungen ist folgende: Es war am Anfange der dreißiger Jahre. Unser kleines Fürstenthum war damals dem Zollverein noch nicht beigetreten, obgleich es beinahe von Preußen eingeschlossen wurde. Jenseits der Grenze lag eine große preußische Provinzialstadt, wo mein älterer Bruder das Gymnasium frequentirte. Mein Vater fand es eines Tages nöthig, dem Jungen einmal das Gewehr zu visitiren. Einer seiner Freunde, unser Hausarzt Dr. Korn, schloß sich an; und ich wurde zur Belohnung eines während der letzten Wochen ausnahmsweise an den Tag gelegten Fleißes und Wohlverhaltens mitgenommen, damit ich Gelegenheit hätte, „einmal die Welt zu sehen". Die beiden alten Herren hatten sich, da zwar

spottet, allein dieselbe hat sich schneller, als man dachte, nämlich im deutschen Reichstag von 1871, als richtig erwiesen. (Anmerk. von 1875.)

Digitized by Google

die Entfernung nicht allzu groß, aber doch der Weg wegen seiner übeln Beschaffenheit lang und die Witterung ein wenig frisch war, zwei Flaschen Wein mit in den Wagen genommen. So rumpelte unsere altmodische Kutsche mit den zwei langbehaarten und starknochigen Pferden der preußischen Grenze zu. Am Zollhaus trat ein Douanier mit strammer Haltung hervor und fragte kurz angebunden, ob wir zollpflichtige Gegenstände bei uns führten? Der alte Doctor hatte schon das „Nein" auf den Lippen, als mein Vater, der auch in Kleinigkeiten stets die größte Gewissenhaftigkeit beobachtete, ihm zuvorkam und die zwei Flaschen Wein declarirte. Darauf wurden, wenn ich nicht irre, zwei Groschen und einige Pfennige Zoll verlangt. Mein Vater zog den Geldbeutel. Damals trug man noch gehäkelte Geldbeutel von ansehnlicher Länge und von Sackform. Die beiden Enden des Sacks waren durch Ringe von einander getrennt. In dem einen Ende trug man das Silber, in dem andern das Kupfer. Gold gab's nicht; und das Papier wurde als „des Verdachts verdächtig" nicht gern gesehen. Man muß sich auch an solche Kleinigkeiten erinnern, um sich das Bild der Vergangenheit wieder vollständig zu vergegenwärtigen.

Also mein Vater zog den schwerfälligen, mehr kupfer- als silbergefüllten sackförmigen Beutel, um dem Zöllner das Geld zu bezahlen. Aber der alte Doctor Korn fiel ihm in den Arm. „Aber, Frank", rief er — doch nein, er rief nicht, sondern er flüsterte nur; denn der stramme preußische Douanier imponirte ihm doch ein wenig — „aber, Frank, wie kann ein freier deutscher Mann, ein Mann aus dem Fürstenthum L., aus dem Lande der Freiheit, wo Hermann den Varus schlug,

Digitized by Google

sich solches bieten lassen von einem Zöllner, einem Schergen der Gewalt!" Dieser Ausdruck der tiefsten sittlichen Entrüstung verfehlte nicht seine Wirkung auf meinen guten Vater. Er steckte seinen großen Geldbeutel wieder ein; und nun wurde Kriegsrath gehalten, was zu machen sei. Das Urtheil ging endlich dahin, die beiden Flaschen seien im Interesse der gemeinen deutschen Freiheit, welche durch Zöllnerei nicht beeinträchtigt werden dürfe, sofort auszutrinken. Dies Erkenntniß wurde durch die beiden alten Herren auf der Stelle vollstreckt, wobei auch meine Wenigkeit, soweit es die jugendliche Kraft erlaubte, mitwirkte, und schließlich auch für den Kutscher noch was übrig blieb. Dann ging's weiter.

Bis zur preußischen Provinzialstadt war noch eine Meile. Diese ganze Strecke hindurch ertönte das Innere des Wagens von Klagen über die preußische Fiscalität und von schwarzen Prophezeiungen des namenlosen Unheils, welches über das gesegnete Fürstenthum L. und seine 50,000 Einwohner unfehlbar hereinbrechen werde, wenn es dem preußischen Zollverein beitrete: nicht nur der Wein, der Branntwein und der Taback, sondern auch die unentbehrlichsten Haushaltungsgegenstände, wie Kaffee und Zucker, würden namenlos vertheuert, der Bezug fremder Waaren erschwert, der Unternehmungsgeist gelähmt, Handel und Wandel vernichtet, Alles, der Wohlstand, die Gemüthlichkeit, die Freiheit, Alles werde dem Militärstaate geopfert werden. Mein Vater und der Doctor Korn gehörten zu den angesehensten und verständigsten Leuten in unserm Landstädtchen. Was sie sprachen, war nur der gemäßigte Ausdruck der Anschauungen und Gefühle, welche Alle beseelten. Endlich kam aber doch der gefürchtete Moment,

Digitized by Google

wo das Fürſtenthum dem Zollverein beitrat. Wir alle, mich mitinbegriffen, ſahen ihm entgegen mit jener Bangigkeit, mit welcher die Mannſchaft eines Schiffes das Waſſer ſteigen und das Schiff allmählich ſinken ſieht. Wir erwarteten das Schlimmſte. Namentlich unſere liberalen Politiker — und deren gab es viele; denn in unſerm Fürſtenthum kannegießerte Alles in Politik, und Alles war liberal; wir hatten ſogar einen Landtag, der ſiebenzehn Mitglieder zählte, nämlich fünf vom hohen Adel, zwei Geiſtliche, einen katholiſchen und einen lutheriſchen, und zehn Gemeine, wovon zwei die beiden Landſtädtchen, deren eins zugleich als Haupt- und Reſidenzſtadt fungirte, und acht die Bauerſchaft vertraten — unſere Politiker alſo waren ganz untröſtlich. Der Zoll, ſagten ſie, trage nun dem Fürſten regelmäßig und alljährlich eine immer höher ſteigende Summe ein, die einer landſtändiſchen Verwilligung nicht unterliege; am Ende wachſe er ſo, daß die Regierung gar keine directen Steuern mehr bedürfe, und da die Steuerverwilligung für ſie der Hauptzweck des Landtags ſei, ſo werde die Regierung, wenn ſie keine Steuern mehr nöthig habe, auch den Landtag nicht mehr einberufen; und ſo werde durch den Anſchluß an den Zollverein am Ende gar die glorreiche Verfaſſung, mit welcher der höchſtſelige Landesvater Fürſt Joachim XXVII. ſeine getreuen Unterthanen beglückt und die nun ſchon beinahe zehn Jahre beſtehe, ohne daß man von Conflicten oder von ſonſtigen Verbrechen oder Unglücksfällen jemals irgend etwas gehört habe, hinfällig, und der lichte Strahl der Freiheit, in deſſen Glanz und Wärme ſich bisher das Fürſtenthum geſonnt habe, werde gänzlich erlöſchen. Der Landtag wehrte ſich denn auch eine Zeit lang gegen den

Digitized by Google

Anschluß; als aber Serenissimus Allerhöchstselbst versicherten, es gehe partout nicht anders, was blieb da anders übrig, als nachzugeben? denn Serenissimus regierte eben so patriarchalisch, als constitutionell; und was er einmal wollte, das geschah.

Das Fürstenthum trat also dem Zollverband bei. Und nun? Ei, nun geschah von Allem, was prophezeit worden war, das Gegentheil. Der Fürst hatte vor wie nach directe Steuern nöthig, und die siebenzehn „liebe feste und getreue Stände" genossen vor wie nach das constitutionelle Vergnügen, solche alljährlich zu verwilligen; die glorreiche Landesverfassung von 1823 blieb also ganz unangetastet. Dagegen belebte sich der Unternehmungsgeist; und der Schmuggel (mit allen den Verbrechen und Lastern, die er im Gefolge gehabt hatte) hörte auf. Handel und Wandel hoben sich; der Wein wurde nicht theurer, aber besser; statt des schändlichen und niederträchtigen Sprit, womit sich bisher der gemeine Mann vergiftet hatte, trank er ein gesundes und wohlschmeckendes Bier; Kaffee und Zucker waren wohl etwas theurer geworden, dafür hatten wir aber auch viel mehr Geld, um sie bezahlen zu können. Kaum waren einige Jahre darüber hingegangen, so sahen Land und Leute aus, wie ein aus seiner Knechtsgestalt erlöster verwunschen gewesener Prinz. Man sah, sonst das tägliche Brod, keine Betrunkene mehr, wenigstens nicht mehr am hellen Tag und auf offener Straße. Die Leute fingen an, reine und feine Leibwäsche und anständige Kleider zu tragen. Auch steckten sie nicht mehr die Hosen in die Stiefel und gewöhnten es sich ab, ihre lange, übel riechende Tabackspfeife überall hin, selbst auf das Rathhaus, mitzuschleppen. Ihr Verstand wuchs über die Landesgrenze hinaus. Dampfschiffe und Eisenbahnen

Digitized by Google

kamen in die Nähe. Die Leute fingen an zu reisen. Sie wurden sichtlich mit jedem Tage gebildeter, klüger und wohlhabender.

Vier Jahre nach jener ersten Fahrt fuhr ich wieder, diesmal als angehender Student, mit meinem Vater und dem guten alten Doctor nach der preußischen Provinzialstadt. Wir fuhren diesmal in einem eleganten Fuhrwerk und die Landstraße hatte sich seitdem enorm gebessert. Als wir an das Haus kamen, wo ehemals der preußische Zoll und Schlagbaum war, zeigte mein Vater darauf, fuhr dann mit dem Finger nach seiner Stirne und sagte: „Korn, Korn, was waren wir Esel!"

Der gute alte Doctor aber nickte und lachte lustig mit seinen klugen braunen Aeuglein und dem weingerötheten Antlitz. Alle Welt war zufrieden, mit alleiniger Ausnahme der Schmuggler. Denn deren Geschäft war verdorben.

Und abermals vier Jahre später würde man Jedermann, der etwas gegen die Institution des vorher so arg geschmähten und gefürchteten Zollvereins zu sagen gewagt hätte, ohne Weiteres für einen Tollhaus-Candidaten erklärt haben.

So wird es auch gehen mit dem Zollparlament und den Süddeutschen. Die Letzteren, oder vielmehr ein Theil derselben und vor Allem die Würtemberger (die wenig Verkehr mit der Außenwelt haben, immer unter einander sitzen und so Einer dem Andern den Kopf heiß machen, und Einer dem Andern mit Mißtrauen gegen jeden Dritten erfüllen) stehen in dem gegenwärtigen Augenblick noch auf dem Standpunkte meiner ersten Fahrt nach der preußischen Provinzialstadt.

Digitized by Google

Es wird aber nicht lange dauern, dann rücken sie auf den der zweiten Fahrt vor, womit ich indessen nicht gesagt haben will, daß sie dann ebenso aufrichtig, wie mein seliger Vater und der alte Doctor Korn zu einander sagen werden: „Was waren wir Esel!"

Doch, ich fürchte, Sie werden ungeduldig und sagen mir, ich schweife von der Sache ab. Sie verlangen Portraits, statt der moralischen Betrachtungen, die ich Ihnen biete. Leider nun muß ich Ihnen im Voraus gestehen: Ich kann Ihnen nicht sagen, wie jeder Einzelne dieser Herren mit seinem Vornamen heißt, wenn und wo er das Licht der Welt erblickt, und welche Aemter und Ehrenstellen er schon zu Hause bekleidet hat. Ich will Ihnen aber verrathen, wo Sie das Alles finden. Dr. Hirth, der schon einen Reichstags- und Landtags-Almanach herausgegeben hat, wird in den nächsten Tagen auch einen Zollparlaments-Almanach herausgeben, worin sich biographische Notizen aller M. P's. (members of Parliament) vorfinden, und zwar die der norddeutschen Mitglieder mit deutschen und die der süddeutschen mit lateinischen Lettern gedruckt; letzteres wahrscheinlich um deswillen, weil Süddeutschland etwas näher bei Rom liegt. Diese Notizen haben einen sehr großen Werth.

Sie wissen, daß Rafael auf dem berühmtesten seiner Bilder in den Vatikanischen Stanzen, „der Schule von Athen", in irgend einer Ecke ein Portrait von sich selbst angebracht hat. Ich habe Ihnen ja einen hübschen Stich davon mit der Unterschrift: „Raffaello Sanzio da Urbino depintosi da se stesso" von Rom mitgebracht und Sie hatten die Güte, denselben Ihrer Sammlung einzuverleiben.

Digitized by Google

Nun, die parlamentarischen Portraits bei Hirth sind alle solche „depintosi da se stesso“. Sie rühren von den Portraitirten selber her, an welche sich Dr. Hirth zu diesem Zwecke gewandt hat. Der Eine erzählt, er sei schon vor vierzig Jahren auf dem Schildburger Gymnasium ein sehr aufgeweckter Junge gewesen, der Beruf zur politischen Carriere gezeigt. Der Andere singt eine schwermüthige Elegie auf erlittenes politisches Martyrium. Der Dritte versichert, er habe in das Krähwinkeler Amts- und Wochenblättchen welterschütternde Leitartikel geschrieben. Der Vierte hält es für unerläßlich anzuführen, er habe nach Absolvirung seiner akademischen Studien „große“ Reisen in Würtemberg und den angrenzenden Ländern gemacht. Der Fünfte endlich (und dies ist der Regensburger Militärprediger Joseph Lucas) verkündigt der erstaunten Welt, er habe ein unsterbliches Werk geschrieben, das den Titel führt: „Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung“ und das 1867 in Landshut erschienen sei.

Diese wenigen Andeutungen werden wohl schon genügen, um Ihr ganzes Interesse für den Parlaments-Almanach zu wecken. Sobald er erscheint, werden Sie ihn erhalten. Ich habe schon Vorsorge dafür getroffen.

Doch nun ohne Aufenthalt zu den Würtembergern. Natürlich erscheint an ihrer Spitze Herr von Varnbüler. Seiner Abstammung nach gehört er, obgleich seine Physiognomie eher für orientalische Herkunft spricht, laut urkundlicher Nachweise der schwäbischen Reichsritterschaft an. Er besitzt mehrere reichsritterschaftliche Güter in Würtemberg und sitzt als Vertreter der Ritterschaft in der zweiten

Digitized by Google

Kammer zu Stuttgart. Erst seit 1864 ist er im Staatsdienste, und zwar hat er seine Carriere nicht unten, sondern oben angefangen. Er wurde nämlich gleich erster Minister der Familienangelegenheiten der Krone, zweiter Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dritter Minister der Verkehrsangelegenheiten. Er ist der leitende Kopf der würtembergischen Regierung, und da er Herr über Post und Eisenbahn, Herr über Lohn und Strafe ist, so genießt er einen sehr großen Einfluß, von welchem er natürlich auch Gebrauch macht. In Berlin, wo er keine Eisenbahnen zu vergeben hat, wird sich der Einfluß etwas vermindern.

Bevor er Minister wurde, that er sich hauptsächlich als Vorstand der großdeutschen Reformvereine hervor, welche, in der Form einer sclavischen Copie des Nationalvereins, der Sache nach die entgegengesetzte Tendenz verfolgten, wie dieser. Wie der Nationalverein für die preußische, so war der großdeutsche Verein für die österreichische Hegemonie. Seinen Culminationspunkt erreichte der großdeutsche Verein während der schönen Tage von Frankfurt, August 1863, wo dort unter Führung des Kaisers von Oesterreich der Fürstentag versammelt war, welcher jedoch nicht das Recht hatte, sich den „deutschen" Fürstentag zu nennen; denn der mächtigste deutsche Fürst, der König von Preußen, fehlte. Damals concentrirte der großdeutsche Verein alle seine „besten Männer" in Frankfurt. Sie standen an den Straßenecken, wo sie Hurrah riefen und die Hüte schwenkten, so oft der Kaiser Joseph vorbeifuhr. Nie hatte die österreichische Partei größere Hoffnungen, als damals. Damals war es auch, wo in den Salons des Senators Bernus in Frankfurt a. M. von dem Munde

Digitized by Google

eines süddeutschen Staatsmannes die Parole fiel: Lieber französisch, als preußisch. Im Jahre 1866 brachte auch der würtembergische Staatsanzeiger lange Variationen über dieses Thema vom August 1863.

Im Mai und Juni 1866 betrieb Herr von Varnbüler sehr eifrig den Bundeskrieg gegen Preußen. Im Widerspruch mit der alten Regel, daß man das Fell nicht verkaufen soll, bevor man den Bären geschossen hat, rief er im Voraus sein „Wehe dem Besiegten!" gegen Preußen. Letzteres war großmüthig genug, Herrn von Varnbüler wenige Wochen später, da er der Besiegte war, diese Unvorsichtigkeit nicht entgelten zu lassen, obgleich er bis auf das Aeußerste Widerstand geleistet hatte. Denn er setzte den Krieg, wahrscheinlich in Hoffnung auf die angerufene französische Einmischung, auch dann noch fort, nachdem er schon davon unterrichtet war, daß nach der Schlacht von Königgrätz Benedek die Armee für nicht mehr widerstandsfähig erklärt hatte. In Folge dieser Fortsetzung, welche entweder eine unnütze Grausamkeit war — denn Würtemberg allein konnte doch gegen Preußen nicht aufkommen — oder eine Speculation auf französische Einmischung — denn ausweislich des französischen Blaubuchs hatte Herr von Varnbüler damals Frankreichs Beistand angerufen — kam es noch Ende Juli bei Tauberbischofsheim zu einem Blutvergießen, das man füglich hätte sparen können und sollen.

Erst dann bat Varnbüler um Frieden. Er selbst trug damals dem Grafen Bismarck das später so viel geschmähte Schutz- und Trutzbündniß an. Als aber dieses vor den Landtag von Würtemberg kam, wollten es die Herren Volks-

Digitized by Google

vertreter nicht genehmigen. Herr von Varnbüler mußte seinen ganzen Einfluß, den er namentlich als Minister der Post und der Eisenbahnen hat, aufbieten, um es durchzudrücken. Und auch damit würde er es nicht gezwungen haben, wenn ihm nicht die deutsche Partei beigesprungen wäre. Nur dieser, oder wie man hier zu Lande sagen würde, den Nationalliberalen, an deren Spitze dort der Professor Dr. Robert Römer in Tübingen und der Rechtsconsulent Hölder in Stuttgart stehen, verdankte er seinen Sieg. Herr von Varnbüler versicherte damals den Letzteren, welche für den Eintritt in den Nordbund sind, er sei ganz ihrer Meinung, die Schwierigkeit seiner Stellung verbiete ihm aber, sich förmlich der deutschen Partei anzuschließen, jedenfalls aber sei er derselben zum aufrichtigsten Danke verpflichtet.

Hören sie nun, wie er diesen Rettern in der Noth seinen Dank abstattet! Kaum zwei Monate später zieht Herr von Varnbüler eine Gelegenheit an den Haaren herbei, um eine donnernde Philippika gegen den Norddeutschen Bund zu halten, eine haarsträubende Schilderung von dessen Finanzlasten zu geben und Ziffern mitzutheilen, die an Unrichtigkeit und falscher Gruppirung nur durch das würtembergische Wahlmanifest übertroffen werden, das Herrn von Varnbüler's Gutsverwalter oder Farmer, ein gewisser Ramm, der, Dank seinem Grund- oder Pachtherrn, wirklich ins Zollparlament gewählt ist, im März 1868 erließ. Herr von Varnbüler aber schwor Stein und Bein, von den Nationalen, welche ihn im October gerettet hatten, dürfe jetzt zum Danke Keiner ins Zollparlament; und er hat es gezwungen, freilich um den Preis einer Coalition, die vielleicht ihm und seinem König üble Früchte tragen mag,

Digitized by Google

wie schon die nächsten Lautagswahlen zeigen werden. Doch, was liegt Ihnen und mir daran? Das ist *seine* Sache!

Selbst dem Herrn von Neurath, den er bei Gelegenheit der Luxemburger Affaire aus dem Sattel hob, gab Herr von Varnbüler den Vorzug vor Männern wie Römer und Reyscher.

Dieser Herr *von Neurath*, auch Member of Zoll-Parliament, ist das Haupt der österreichisch-reactionären Partei, und gerade deshalb wurde er dort, im „Lande der Freiheit", gewählt. Er begann seine staatsmännische Laufbahn als Censor. Das Jahr 1848 verscheuchte ihn in die Schweiz. Als sich die Gewässer der harmlosen „deutschen Bewegung" wieder verlaufen hatten, stieg Neurath von den Alpen herunter, um in dem Stutengarten am Nesenbach Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden. Seine drei Herkules-Arbeiten sind: *Erstens* stürzte er die Gesetze über Ablösung der Feudallasten und Befreiung des Grundeigenthums wieder um. *Zweitens* half er den alten Bundestag wieder aufrichten und *drittens* unterzeichnete er das bekannte Londoner Protokoll, was aber mit Sorgfalt verheimlicht wurde und erst 1863 an den Tag kam. Später Geheimeraths-präsident und dann Justizminister, beantwortete er den Beschluß des Landtags, die Todesstrafe abzuschaffen, sofort mit zwei Hinrichtungen. Als im Frühjahr 1867 ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich drohte, wollte er Würtemberg neutral erklären. Darüber stürzte er, nicht ohne Beihülfe des Herrn *von Varnbüler*, welcher Herrn *von Mittnacht* an Neurath's Stelle setzte. Als Mitglied der ersten Kammer bekämpfte Neurath den Zollvereins- und den Allianzvertrag. In seinem Wahlprogramm heißt es, „letzteren müsse man nur

Digitized by Google

so lange halten, bis die völkerrechtliche Lösung möglich sei". Die sogenannte Volkspartei, d. h. die radikalen Partikularisten, schwärmen jetzt für den reactionären Partikularisten Neurath. Der „Beobachter" nennt ihn den „treuen Neurath", wie die hessische Volkszeitung hochachtungsvoll von dem „eisernen Hassenpflug" spricht. Zur Belohnung für seine drei obbemeldeten Herkulesarbeiten haben ihn nun die Schwaben in das Zollparlament gewählt. Uebrigens ist Neurath mehr Kanzlei- als Parlaments-Genie.

Das Zwischenglied zwischen Varnbüler und den Rothen, also zwischen Gouvernemental und Radikal, ist der Abgeordnete Oesterlen, als Zwischenglied zwischen Neurath und den Rothen, also zwischen den Klerikalen und den Radikalen, ist der Abg. Probst zu betrachten. Letzterer ist Demokrat vom reinsten Wasser, aber gleichwohl ein eifriger Anhänger und Vertheidiger des Concordats. Probst ist unter sämmtlichen würtembergischen Zollparlamentsmitgliedern das hervorragendste, ein feiner Kopf von ausgedehnten Kenntnissen, mit einer schwungreichen und doch maßvollen Beredsamkeit. Er war bis 1850 Richter; dann wurde er, weil er sich 1849 politisch compromittirt hatte, Rechtsanwalt; jetzt ist er Director einer Lebensversicherungsbank. In seinem politischen Verhalten zeigt er stets Humanität und Achtung der fremden Meinung. Die nationale Partei behauptet jedoch, das sei nur Maske. Innerlich sei Probst schlimmer als Mohl. Jener sei aber klüger, als dieser, und sage deshalb zu ihm: „Hampelmann, geh' Du voran — Du hast die großen Stiefel an"; Probst sei aber im Grunde des Herzens ultramontan, und nur ultramontan; allein er habe Einsicht genug, um an die Möglichkeit der

Digitized by Google

definitiven Hegemonie Preußens über Deutschland zu glauben, und wolle für diesen Fall nicht sich selbst unmöglich machen. Ich bin aber überzeugt, dies Urtheil ist zu hart. Wir Andern, wir Menschen von einfacher Construction, wissen uns nicht zurecht zu finden in Männer, in welchen so unvermittelte Gegensätze neben einander liegen, wie in Probst. Wir sollten aber gerade deshalb in unserm Urtheil über solche tricolore Naturen schonend und vorsichtig sein. Sei dem nun, wie ihm wolle, Probst ist ein Mann von Geist und wird im Zollparlament dieses geistige Licht gewiß nicht unter den Scheffel stellen.

Ein Gleiches läßt sich in diesem Umfange nicht von dem Rechtsconsulenten Oesterlen sagen, der 1865 in Gemeinschaft mit dem Aesthetiker Ludwig Eckhardt und dem Redacteur Johann Adam Trabert „ein Schutz- und Trutzbündniß der Kleinstaaten gegen preußische Vergewaltigung" vorschlug, aus welchem jedoch weiter nichts geworden zu sein scheint. Mit Probst hat er nur das gemein, daß er ebenfalls bis 1849 Richter war, und dann sich ebenfalls politisch compromittirte, daß er (sehr wider Neigung) den Staatsdienst verließ und Advocat wurde. Wie Probst fein und glatt, so ist Oesterlen molluskenhaft dick und schwabbelich. Er spricht mit hohlem und falschem Pathos, aber mit großer Suffisance. Am 4. Juli 1866 deklamirte er, der Graf Bismarck scheue sich nicht, einen Theil Deutschlands an Frankreich zu opfern, denn „Graf Bismarck wisse nichts von der Idee der nationalen Einheit und Bismarck's Herz erwärme sich nicht für Ideale". Inzwischen hat Graf Bismarck die deutsche Einheit praktisch durchgesetzt; der dicke Oesterlen aber vergießt Ströme von

Digitized by Google

Thränen, Worten und Tinte über die „Dreitheilung Deutschlands", protestirt zugleich feierlich gegen den Anschluß des Südens an den Norden, und noch feierlicher dagegen, daß Würtemberg sich wehrhaft mache für das Vaterland, denn das koste doch gar zu viel Geld. Bei Berathung des Kriegsdienstgesetzes deklamirte dieser dicke Idealist in der zweiten Kammer Würtembergs:

„Sollen wir zu dem Zwecke, daß, wenn Frankreich die preußische Politik nicht ruhig mit ansieht, und wenn es in Folge dessen zum Kriege zwischen beiden käme, daß dann Preußen triumphire, — sollen wir Würtemberger uns zu diesem Zwecke die Pflicht auferlegen, uns möglichst zu rüsten und unser Land mit einem Militär-Aufwande von einigen Millionen zu belasten, — blos damit, wenn es dann zum Krieg mit Frankreich kommt und wir diesen Krieg gewinnen, wir um so gewisser preußisch werden? Dazu sollen wir dies Kriegsdienstgesetz annehmen?!" — —

So sprach der Mann, der für Ideale schwärmt, am 18. Januar 1868. Klingt das nicht beinahe wie eine verschämt vorsichtige Umschreibung des „Lieber französisch, als preußisch" (d. h. deutsch)?

Oesterlen versicherte, er gehe jetzt nur nach Berlin, „um den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen". Wenn es ihm nur nicht geht, wie den sieben Schwaben mit dem Spieß. Er erklärte, die Verträge seien zu halten, aber auch mehr nicht. Als aber der Redacteur des radikalen „Beobachter", in Uebereinstimmung mit dem reaktionären Herrn von Neurath, erklärte, nein, sie seien nicht zu halten, sondern rückgängig zu machen, und als der versammelte Publikus darob donnernden,

Digitized by Google

rauſchenden, brauſenden, nimmer enden wollenden Applaus ſpendete, erklärte ſich Herr Oeſterlen ſofort auch damit einverſtanden. Was thut ein Volksmann nicht fürs Volk!

Wie Probſt und Oeſterlen, ſo bilden Mittnacht, der Chef des Juſtiz-Departements, und Schäffle*), der Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der würtembergiſchen Landes-Univerſität, ebenfalls eine Parallele, würdig eines Plutarchus. Herr Schäffle war 1849 Zögling des Tübinger „Stifts“, eines Seminars, das evangeliſche Geiſtliche producirt. Allein die Politik entfremdete ihn ein wenig der Theologie und zog ihn in ihren ſtrudelnden Schlund. Schäffle verſchwand ſchließlich ganz darin. Man ſagt, er ſei bei den Freiſchaaren in Baden geweſen. Allein in Anbetracht der ihn auszeichnenden Vorſicht glaube ich das durchaus nicht. Später finden wir ihn als Redacteur bei dem „Schwäbiſchen Merkur“; dann wirft er ſich auf die Volkswirthſchaft, und ſchließlich wird er Univerſitäts-Profeſſor. Die anderen gelehrten Herren in Tübingen erkennen ihn aber nicht als zünftig an, ſondern behaupten, der Journaliſt ſtecke noch in ihm; und allerdings iſt er noch vielfach in der Tagespreſſe thätig, namentlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Bei der Rectorwahl wird Schäffle von den Wählern mit Gefliſſenheit übergangen; vielleicht auch deshalb, weil er mit dem ebenfalls journaliſtiſch thätigen Kultusminiſter Golther (der den Profeſſor Pauli, jetzt in Marburg und Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, von Tübingen vertrieben hat) allzu intim iſt. Schäffle beſitzt viel Schrift- und wenig Redegewandtheit, etwas zu viel

*) In der Zwiſchenzeit an die Hochſchule in Wien berufen (1869), jetzt öſterreichiſcher Handelsminiſter a. D. (1875).

Digitized by Google

Hochmuth nach unten und etwas zu wenig nach oben, viel Ehrgeiz und wenig Schiffsballast, der geistige Schwankungen hindert. In der Zeit von 1862 bis 1864 focht er, obgleich Freihändler, in österreichischem Sinne gegen den deutsch-französischen Handelsvertrag. Er war damals in der zweiten Kammer. Plötzlich entdeckte er, der Beruf eines Universitätslehrers und der parlamentarische Lebenswandel seien absolut unvereinbar mit einander. Er proclamirte dieses Dogma öffentlich und legte sein Mandat nieder. Wenige Tage darauf machte er im Stillen Anstrengungen, wiedergewählt zu werden. Heute scheint er das Amt eines Professors in Tübingen und den zollparlamentarischen Wandel in Berlin wieder für sehr wohl vereinbar zu halten. Sein Wahlprogramm wetteifert mit dem des Varnbüler'schen Hintersassen, Herrn Raumm. Es donnert gegen „den Militärcharakter des Nordbundes" und „die überhand nehmenden finanziellen Lasten". In letzterem Kapitel begeht der Professor der Volkswirthschaft einige grobe Schnitzer. Dafür ist aber das Programm, damit es besser in die Augen springt, wenigstens zum sechsten Theil mit gesperrten und sehr fetten Lettern gedruckt. Es ist sechs Folioseiten lang und empfiehlt die Wiedervereinigung mit Oesterreich.

Mittnacht hat mehr Ballast, als der leicht bewegliche Schäffle. Er ist „kühl bis ans Herz hinan" und ein Meister kalter Berechnung; mehr zäh, als geistreich, mehr hartnäckig, als gutmüthig, wenig wählerisch in politischen Mitteln. Ein juristisch und dialektisch gut geschulter Kopf. Große Formgewandtheit, mäßige Kenntnisse, auch in seinem Fache. Steril an großen Gedanken, aber sehr reich an kleinen Mitteln.

Digitized by Google

Mittnacht hat die Zollparlamentswahlen dirigirt, aber ohne sich dabei so zu exponiren, wie der Ministerpräsident von Varnbüler und der Kultusminister Golther. Er hat den Gerichten befohlen, aus der Sportelkasse die würtembergische Landeszeitung anzuschaffen, die sich während der Wahlen durch sinnloses Wüthen gegen Preußen besonders hervorthat. Er spricht sehr gut, aber seine Reden riechen, wie seine Landsleute behaupten, nach der Studirlampe. Er bereitet sie mit großer Sorgfalt vor.

Zu des Proteus Varnbüler Gefolge gehören: ein Kaufmann aus Heilbronn Namens Reibel; ein Anilinfabrikant Namens Knosp (sprich Knoschp) aus Stuttgart; ein Banquier Namens Dörtenbach von da; ein Krämer Namens Erath von Horb und vor Allem Varnbüler's Hintersasse, Farmer Ramm. Für des Letzteren Wahl wurde die ganze Regierungsmaschinerie in Bewegung gesetzt.

Als Schutzzöllner sind gewählt: der Blechwaarenfabrikant Deffner von Eßlingen, der frühere Reallehrer und jetzige Fabrikant Ammermüller und vor Allem der große Moritz Mohl, der Urtypus des alten würtemberger Beamtenthums, in seinen guten, wie in seinen schlimmen Eigenschaften. Ueber diesen Mann könnte man ein Buch schreiben; und es verlohnte wirklich der Mühe. Denn er ist wahrhaft typisch. Aber fürchten Sie sich nicht, gnädige Frau, ich werde mir, so schwer dies ist, Mühe geben, auf einer halben Seite fertig zu werden. Mohl ist eigensinnig und von seiner eigenen Unfehlbarkeit aufs tiefste überzeugt, wie ein Bureaukrat; fiscalisch und monopolistisch, wie ein Steuerbeamter; schutzzöllnerisch, wie ein Fabrikant; von einer kritiklosen Sammelwuth

Digitized by Google

und einem eisernen Fleiße beseelt, wie ein Stubengelehrter; toll, wie ein Junker; rechthaberisch, wie ein Advokat; reizbar wie eine kranke Frau, und partikularistischer wie irgend Jemand. Aber Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Ueberzeugungstreue kann ihm Niemand absprechen. Er hat über jedes Ding eine fertig abgeschlossene Meinung. Will er einen Gegenstand bearbeiten, so sammelt er Berge von Material, aber nur das Material, das zu dieser seiner vorgefaßten Meinung paßt, wobei es ihm auf kritisches Sondern und Sichten nicht allzusehr ankommt. In Allem Fanatiker, ist er es doppelt in seiner Abneigung erstens gegen die Hansa-Städte, von welchen er glaubt, sie hätten sich mit dem „perfiden Albion" zum Ruin unserer Industrie verbündet, und zweitens gegen Preußen, das er für die Pandora-Büchse allen Unheils hält. Die Freihändler erklärt er für Hunnen und Vandalen, und namentlich auf uns unglückliche Berliner sieht er mit einer Verachtung herunter, wie ein klassischer Athenienser auf einen barbarischen Hyperboräer. Sein Herz zu erobern, würde selbst Ihnen schwer sein.

Mohl's Widersacher in Würtemberg behaupten, sein Haß gegen uns habe einen persönlichen Grund, er sei vor langen Jahren Vertreter Würtembergs auf einer Berliner Zollconferenz gewesen; in Folge seiner Rechthaberei und Unverträglichkeit sei es ihm dort schlecht gegangen, ja er sei auf Wunsch und besonderes Verlangen Preußens zu den ferneren Conferenzen nicht mehr geschickt worden. Die Wahrheit dieser Erzählung muß ich dahin gestellt sein lassen. Man hat eine solche Hypothese aber gar nicht nöthig, um Mohl's Preußenhaß zu begreifen. Er ist partikularistischer Stockwürtemberger.

Digitized by Google

Würtemberg ist ihm der Mittelpunkt der Welt, um den sich Alles dreht, der einzige reindeutsche Staat, während wir Andern Kelten, Juranier, Wenden, Letten, Slaven sind, oder was weiß ich sonst. Nun aber erlaubt sich dieses Preußen, sich neben diesem auserwählten Würtemberg breit zu machen und gar zu verlangen, daß letzteres seine nationale Pflicht thue. Ist das nicht schändlich? Deshalb nieder mit ihm! Schon 1833 schrieb — so erzählte Herr von Varnbüler selbst in der würtembergischen Landtagssitzung vom 31. October 1867 — der schreibselige Mohl eine zweiundvierzig Bogen lange Denkschrift, um dem König Wilhelm von Würtemberg vom Beitritte zum Zollverein abzurathen; „trete man bei, dann sei Würtemberg für immer ruinirt". Der Beitritt erfolgte doch. Seine Wirkungen bewiesen, daß Mohl kein Prophet sei. Aber Mohl ließ sich nicht irre machen; seiner Ueberzeugung nach hatte er Recht, die Geschichte Unrecht. Seit 35 Jahren bekämpft er nun den Zollverein, direct oder indirect. Am 31. October 1867 hielt er wieder eine donnernde Rede gegen den neuesten Zollvereinsvertrag. Varnbüler widersprach ihm, Mohl sei immer ein falscher Unglücksprophet gewesen, schon 1833 habe er dergleichen prophezeit, wovon später das Gegentheil eingetroffen.

„Das ist nicht wahr!" rief Mohl. Varnbüler griff lächelnd in sein Portefeuille, holte ein vergilbtes Manuscript hervor, 42 Bogen stark, Alles enge voll gekritzelt, hielt es triumphirend in die Höhe und sprach: „Hier sehen Sie diese schriftliche Arbeit!" Homerisches Göttergelächter. Mohl bückt sich, als wolle ihm Varnbüler das Ding an den Kopf werfen. Es war die verhängnißvolle Denkschrift von 1833.

Digitized by Google

So ging's am 31. October vorigen Jahres. Heute, kaum ein halbes Jahr später, sind Mohl und Varnbüler wieder frère et compagnon, ein Herz und eine Seele. Arm in Arm werden sie auf dem Zollparlamente ihr Jahrhundert in die Schranken fordern.

In derselben Sitzung der würtembergischen zweiten Kammer, worin jenes gespenstige Manuscript von 1833 als Revenant wieder auftauchte, am 31. October 1867, betonte Mohl auf das Nachdrücklichste (wörtlich), „daß die süddeutschen Zollvertreter in diesem Berliner Parlamente, in welchem sie sicher sind, bei Allem überstimmt zu werden, was den Preußen nicht genehm ist, eine verzweifelte Figur machen werden". „Ich glaube", setzte Mohl mit seinem schon so häufig erprobten prophetischen Blicke hinzu, „ich glaube, es werden Männer, welche sich selbst respectiren, sich nicht dazu hergeben, diese traurige Rolle zu spielen."

Ach, welche Tücke des Schicksals! Jetzt sitzt der Prophet selbst, Herr Moritz Mohl, der doch wahrhaftig sich selbst respectirt wie keine Anderer, in diesem Zollparlament, um den Ritter von der traurigen Gestalt zu spielen. Er hat sich selbst auf das eifrigste um die Wahl in dies Berliner Parlament beworben und ist freiwillig gekommen; — er der Consequenteste aller Consequenten!

Er kann dem Parlament gefährlich werden. Erstens weil er in parlamentarischer Taktik, namentlich hinter den Coulissen, eine ungemeine Rührigkeit und Geschicklichkeit besitzt, die nur zuweilen durch Herrschsucht und Unverträglichkeit paralysirt wird. Zweitens ob seiner Redseligkeit, die noch weit größer ist, als seine wirklich colossale Schreibseligkeit. In Stuttgart

Digitized by Google

spricht er in jeder Sitzung 3—4 mal und zwar jedes Mal sehr lange. Der Restaurateur Müller mag sich seiner Sitzungssaal-Entleerungs-Kraft erfreuen.

Ich glaube, jetzt habe ich Ihnen Alle vorgeführt bis auf Drei, nämlich den Rechtsconsulenten Tafel aus Stuttgart, den Obersteuerrath Bayhinger aus Stuttgart und den Advokaten Freiesleben aus Heidenheim.

Der genannte Obersteuerrath Bayhinger wurde gewählt auf die Empfehlung Mohl's. Er soll auf der Zollconferenz dasselbe Schicksal gehabt haben, wie Mohl. Jedenfalls theilt er dessen Preußenhaß. Jedoch ist er nicht so fanatisch. Denn er liebt die Freuden der Tafel.

Der Abg. Tafel dagegen liebt nicht die Freuden der Tafel. Er ist ein alter starrer Republikaner; der Verrina von einem Provinzialtheater. Er hat auch zuweilen seiner politischen Gesinnung wegen auf der Festung Hohenasberg gesessen. Da aber die heilige Demokratie das unfehlbare Dogma aufgestellt hat, Würtemberg sei der „alleinige Hort der Freiheit", so darf man von dergleichen jetzt absolut nicht mehr sprechen, und wer von Stuttgart nach Bruchsal fährt, muß die Augen schließen, damit er den Hohenasberg gar nicht sieht. Sonst ist er ein hartgesottener Ketzer und „Bettelpreuße". Deshalb stille davon!

Und damit keine Couleur fehlt, so ist der letzte Mohikaner, den ich Ihnen vorstelle, der Advokat Freiesleben — Mitglied und Agent der Genfer Friedensliga. So Einer fehlte hier noch.

Da haben Sie alle Siebenzehn. Sie werden fragen: Welcher Fraction werden sie angehören? Ich antworte: gar

Digitized by Google

keiner. Sie werden einen würtembergischen Klub bilden, mit dem Motto: „Hie guet Würtembergk allewege.“ Würtemberg ist eine Welt für sich. Wie kann ein richtiger Würtemberger etwas Anderes sein, als — Würtemberger? Er muß sich stets in seiner alemannischen Reinheit conserviren, und in Berlin erst recht. Er wird unter den Linden einherstolziren mit dem Bewußtsein jenes Frankfurters, der seinen Besuch in der Sophienkirche in Konstantinopel erzählte. Kennen Sie die Geschichte? Nein? Nun, da ist sie:

„Da ich nun einmal in Konstantinopel war, wollt' ich auch in die Moschee gehn. Das ging aber nit so einfach. Ich mußt' mich als Türk' maskiren und mich aufs Mormele (Murmeln) verlegen, wie's die Türke in ihrer Moschee mache: Al Allah il Allah Muhamed Rasull Allah, Al Allah il Allah und immer so weiter. So schlupf' ich also in die Moschee, leg' mich auf den Bauch, wie die annere Türke auch und mormele als mit: Al Allah il Allah Muhamed Rasull — Allah, un so fort. Un ich rutsche immer weiter vorwärts auf'm Bauch, bis ich ganz vorn hin komme, was bei uns der Altar heißt. Richtig, da liegt auch der Sultan, der Großtürk, auf sei'm Allerhöchsten Bauch und mormelt auch: Al Allah il Allah Muhamed Rasull Allah. Un ich nit faul, auch immer richtig drauf los gemormelt: Al Allah il Allah, un so fort, un mir als den Großtürk dabei beguckt. Auf einmal dreht sich Euch der Großtürk um un sagt: Nu, was is denn das, sagt er, da mormelt jo e Frankforter? Ich kenn' ihn an seiner Frankforter Aussprach, was mer bei uns Acsangk (Accent) nennt!“ — — — —

Die Schleswig-Holsteiner, die Sachsen und Andere, die

Digitized by Google

sich auch Anfangs in Landsmannschaften zusammenhielten, sind in die politischen Parteien Deutschlands aufgegangen. Sie bilden im Reichstage keine Landsmannschaften mehr. Die Würtemberger werden es anders halten, d. h. diese im März 1868 gewählten Würtemberger. Fast kann man eher von den Polen erwarten, daß sie in Deutschland aufgehen, als von diesen „deutschen Brüdern", die sich auf ihr Deutschthum, ihr reines und unvermischtes Deutschthum, so viel zu gut thun. Es giebt indeß, beiläufig bemerkt, Gelehrte, welche behaupten wollen, es fließe viel keltisches Blut in ihren Adern, und die Lust zum Streit und Spektakuliren spricht wenigstens nicht dagegen.

Doch genug von den „furchtlos und treuen" Würtembergern. (Ihr Wahlspruch im Wappen heißt nämlich in alterthümlicher Schreibart: „furchtlos und trew.") Nun zu den Bayern:

Unter den 48 Abgeordneten, welche Bayern stellt, befindet sich nur ein einziger, welcher seiner Richtung nach zu den demokratischen Partikularisten aus Würtemberg paßt, — dies ist der in Kaiserslautern in Rheinbayern gewählte Pfälzer Georg Friedrich Kolb. Bis zum Jahre 1849 war er als Buchhändler, wenn ich nicht irre, in Speyer etablirt. Er vertrat auch diese Stadt in der Paulskirche. In Folge des pfälzer Aufstandes mußte er 1849 seine Heimath verlassen. „Er ging der Reaktion aus dem Wege", wie er selbst dem jungen König von Bayern, auf dessen Frage, warum er (Kolb) sich so lange in der Schweiz aufgehalten, gesagt hat. Die Reaktion verkörperte sich damals in Kolb's Augen in Preußen, gegen das er seitdem eine aufrichtige Abneigung empfindet.

Digitized by Google

In der Schweiz machte sich Kolb an gründliche statistische Studien, aus welchen sein schon in fünf Auflagen erschienenes klassisches Buch „Handbuch der vergleichenden Statistik, der Völkerzustands- und Staatskunde" hervorging. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Redacteur der „Neuen Frankfurter Zeitung". Das Jahr 1866 stellte ihn und den sächsischen Maigefangenen Röckel (jetzt bei Beust in Wien) an die Spitze des von der Frankfurter Pfingstversammlung gewählten Volksvereinsausschusses, der aber bei dem raschen Gange der Ereignisse kaum zu Worte kam. Seitdem widmet Kolb seine Thätigkeit der zweiten Kammer in München, wo er als Arbeitskraft sehr hoch geschätzt ist.

Die übrigen bayerischen Abgeordneten zerfallen in drei Gruppen: nationale, klerikale und Mittelpartei. — — — —

Ein Blick auf die Uhr zeigt mir, daß ich nur noch zwei Stunden Zeit übrig habe. Um 6 Uhr muß ich auf dem Hamburger Bahnhof sein. Ich habe mein bestes Pulver an den Würtembergern verschossen und muß mich daher bezüglich der Anderen kurz fassen. — — — — —

An der Spitze der bayerischen Mittel- oder Regierungspartei steht der in dem Regierungsbezirke Oberfranken gewählte Staatsminister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Klodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst. Er ist ein jüngerer Bruder des als Mitglied des Reichstags und des preußischen Herrenhauses bekannten Herzogs Victor von Ratibor auf Schloß Rauden in Oberschlesien (zugleich auch Fürsten von Corvey in Westphalen, Besitzers der Herrschaften Kieferstädtl, Zembowitz u. s. w.). Durch einen Vertrag von 1845 trat der Herzog von Ratibor

Digitized by Google

die Succession in die Familienstammgüter, die in der bayerischen Provinz Mittelfranken liegen, an jenen seinen Bruder Klodwig ab. Von zwei jüngeren Brüdern ist einer Kardinal in Rom und der vierte ist Flügeladjutant des Kaisers von Oesterreich und k. k. Oberkämmerer in Wien. So stehen diese Brüder an drei hohen Posten in dem „dreigetheilten" Deutschland und an einem nicht minder hohen in Rom, das nicht ohne Schuld daran ist, daß wir einstweilen noch vor der Dreitheilung stehen.

Der Fürst Klodwig war lange, bevor er Minister wurde, schon als erbliches Mitglied der bayerischen Reichsrathskammer bekannt als unabhängiger, liberaler Mann von wahrhaft deutscher Gesinnung. Er nahm stets jene Stellung ein, welche ich vom deutschen Grundadel mehr vertreten zu sehen wünschte, nicht nur im Interesse des Adels, sondern auch in dem der Bürger, des Staats und der Gesellschaft. Denn eine vernünftige und patriotische Aristokratie, welche ihrerseits auch die Berechtigung der Demokratie anerkennt, ist eine politische Wohlthat. Hier verstehe ich natürlich unter „Demokratie" nicht die heilige Demokratie von Würtemberg, sondern die wahrhaft nationale Demokratie von Deutschland.

Fürst Hohenlohe hat eine schwierige Stellung in München. Er wird, wenn er sich einer hier bereits constituirten Partei anschließt, wohl zu den Freiconservativen gehören, bei welcher sich auch sein Bruder, der Herzog von Ratibor, und sein Vetter, der Herzog Ujest befinden. Fürst Hohenlohe spricht schön und klar.

Die nationalen Abgeordneten aus Bayern kommen nicht aus altbayerischem, sondern aus fränkischem und

Digitized by Google

schwäbischem Lande, so der treffliche Jordan aus Deidesheim, gleichsehr zu beneiden um seine vorzüglichen Weine wie um seine stattliche Figur (er ragt um eines Hauptes Länge über alles Volk), dann der Fabrikant Crämer von Doos bei Nürnberg, der durch ehrenwerthen Charakter und Intelligenz sich vom einfachen Arbeiter zu einer angesehenen Stellung emporgearbeitet hat, der patriotische Professor Marquardsen in Erlangen, der Freiherr von Stauffenberg in Augsburg, früher Staatsanwalt, jetzt aus dem Staatsdienste ausgetreten und der Bewirthschaftung seiner Güter und der Politik lebend, Mitglied der bayerischen Kammer, ein noch junger Mann von großer Zukunft, Dr. Erhardt in Nürnberg, ein tüchtiger Volkswirth, Dr. Marquard Barth in Kaufbeuern (die norddeutschen Zeitungen, welchen der Vorname „Marquard" fremd ist, zerlegen diesen sehr einheitlichen und untheilbaren Mann gewöhnlich in zwei Personen, von welchen die eine Marquard und die andere Barth heißen soll), ein unermüdlicher, altbewährter Vorkämpfer der Einheits-Idee, nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter, dem Advokaten Dr. Karl Barth in Augsburg, einem großdeutschen Piepmeier, der ebenfalls Mitglied des Zollparlaments und der bayerischen Kammer ist; endlich — last not least — Dr. Völk von Augsburg, gewählt in Immenstadt im Allgäu, von jenen vortrefflichen Bauern, welche uns den Käse bereiten, den wir in unserm Unverstand „Schweizerkäse" benennen.

Auf diesen Dr. Völk, den Vertreter der Allgäuer Bauern, mache ich Sie besonders aufmerksam. Es ist keine Mohl'sche Prophezeiung, wenn ich Ihnen sage: er wird sich auszeichnen. Er ist ein Prachtexemplar von einem Süd-

Digitized by Google

deutschen. Kurz, gedrungen, Stiernacken, freie hoch entwickelte Stirn- und Schädelbildung, krauses hochblondes Haar, neckisches lustiges Auge. Ein besseres Herz und eine bösere Zunge habe ich nie vereinigt gefunden. Er ist reich an Gedanken und Kenntnissen, allzeit aufgelegt und schlagfertig, gleich groß in ernster Rhetorik und leichtem Humor, bald ein weiser Staatsmann, bald ein neckischer Kobold, aber immer ein braver Mann und ein ehrlicher treuer Deutscher. Ein Volks-Mann und kein Volks-Schmeichler.

Zu bedauern ist, daß Dr. Karl Brater, ein Politiker von mehr idealem Zuschnitte und akademischem Faltenwurf, dabei ein fleißiger und einsichtsvoller Gelehrter, durch seinen Gesundheitszustand verhindert war, ein Mandat anzunehmen.

Wie Völk an der Spitze der Nationalen, so steht Jörg an der Spitze der Klerikalen. Er ist bayerischer Archivar in Landshut und Mitglied des Abgeordnetenhauses in München, ein klarer Kopf von umfassenden Kenntnissen, für seine Partei ganz unentbehrlich. Jörg und Probst, das muß man ihnen auch als Gegner ihrer Richtung zugestehen, werden jedem Parlament zur Zierde gereichen. Jörg hat etwa die Hälfte der bayerischen Abgeordneten hinter sich. Unter seinem Anhange sehen wir die katholischen Hoch-Tory's: Graf Arco-Stepperg, Graf Arco-Valley, und den quiescirten Prof. Joseph Sepp von München, welchen man, wenn er etwas harmloser wäre, den modernen Abraham a Santa Clara nennen könnte.

Eine selbstständige Stellung nimmt der Prof. Dr. Edel in Würzburg ein; er ist ein Mann von gemäßigt großdeutscher Gesinnung, von großer Beredsamkeit und noch größerer Bescheidenheit.

Digitized by Google

Gehen wir über zu dem dualistischen Hessen-Darmstadt. Ein gutes Stück dieses Großherzogthums haben wir schon im Norddeutschen Bunde. Es ist dort durch Männer von nationaler Gesinnung vertreten, nämlich durch den altliberalen Freiherrn Nordeck von Rabenau, den freiconservativen Grafen zu Solms-Laubach und den nationalliberalen Wendel von Butzbach. Jetzt kommen noch fünf Vertreter des Restes des Großherzogthums hinzu. Hier hat die nationale Partei glänzend gesiegt über die Coalition der Hintersassen des Ministers von Dalwigk, des Bischofs von Ketteler und des Mainzer Advocaten Dumont, von welchen der erste die rothweißen, der zweite die schwarzen und der dritte die dunkelrothen Heerschaaren führte.

Am heftigsten war der Kampf in Mainz, das zwar nicht die Residenz des Großherzogs, aber die erste Stadt des Großherzogthums und außerdem der Sitz des Freiherrn von Ketteler ist, des Bischofs und päpstlichen Thronassistenten. Nur wer den Hergang einer englischen oder einer amerikanischen Wahl kennt und zugleich das Jahr Achtundvierzig in Deutschland miterlebt hat, kann sich einen Begriff von der Hartnäckigkeit und der Leidenschaft dieser Bataille machen. Von Seiner bischöflichen Gnaden bis herunter zum ärmsten Tagelöhner hatte Jedermann Partei ergriffen. Keiner fehlte bei der Stimmurne. Dazu die Lebhaftigkeit der Bevölkerung und die Vermehrung derselben durch reichlichen Weingenuß. Auch hatte man nicht versäumt, den Pöbel zu fanatisiren, der hier zu allem Extremen geneigt ist. Ich erinnere mich an die vortrefflichen Schilderungen von Mainz vor und nach dem Einmarsche der Franzosen am 21. October 1792, welche uns

Digitized by Google

Clemens Theodor Perthes in seinem Werke: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft“ giebt. Bei dem Einmarsch, erzählt uns Perthes, herrschte bei der niederen Bevölkerung der Glaubensfanatismus, nach demselben der Revolutionsfanatismus. Vorher ereignete es sich, daß, als einst bei einer öffentlichen Prüfung in der Arithmetik das Additionszeichen + öfters an die Tafel geschrieben wurde, ein ehrsamer Zunftmeister aus der Zuhörerreihe rief: „Macht Ihr nur Kreuze, es hilft Euch doch nichts und wenn Ihr sie auch schockweise macht, der Teufel holt Euch doch alle mit einander!“ Nachher tanzte derselbe Zunftmeister, die rothe Mütze auf dem Haupte und so gut es ging das „Ça ira“ singend, um den französischen Freiheitsbaum. Diesmal, bei der Zollparlamentswahl, schienen beide Geister zugleich in ihn gefahren zu sein. Es kam vor, daß der nationale Candidat Dr. Ludwig Bamberger einige Mal vom schreienden Pöbelhaufen bis an seine Wohnung verfolgt und dort eine Zeit lang belagert wurde. Dennoch siegte er mit 50 Stimmen über Majorität. Ebenso eroberte Dr. Metz den Wahlbezirk Bingen, obgleich sich dort leider ein derselben Partei angehöriger Eingeborener zum Gegencandidaten hergegeben hatte. Derselben Richtung gehört der Fabrikant August Kugler in Offenbach an. Auch die beiden Anderen sind, wenngleich ihrer Richtung nach mehr altliberal, doch für den Eintritt in den Nordbund. Das ganze Land Hessen-Darmstadt, vertreten durch acht Deputirte, hat sich sonach gegen die Politik des Herrn von Dalwigk ausgesprochen, was diesen aber in der so oft bewährten großen Anhänglichkeit an sein Portefeuille natürlich gar nicht irre macht.

Digitized by Google

Den Dr. Metz, den „Nationalvereins-Apostel" von Ehedem, auf dessen Vereinsdiäten damals so viel schlechte Witze gemacht wurden gerade von Solchen, die jetzt die „Diäten-Frage" für das oberste und erste Problem der hohen Politik erklären, kennen Sie. Er erfreut sich der Ehre, der best verleumdete Hessen-Darmstädter zu sein.

Ludwig Bamberger, Anfang der vierziger Jahre stehend, schlank, blond, von aristokratischer Tournüre, ist ein Mann von hoher Begabung. Im Jahre 1848 schrieb er, obgleich großherzoglicher Gerichtsacceſſist, die „Mainzer Zeitung" mit einer revolutionären Energie und Grazie, wie man sie nur in dem Vieux Cordelier des Benoit Camille Desmoulins vereinigt findet. Seiner Betheiligung an der Erhebung für die Reichsverfassung von 1849 verdankte er ein langjähriges Exil. Er wußte sich indeß das Brod der Verbannung zu versüßen. Denn er nahm in Paris eine ebenso geachtete als einträgliche Stellung als Theilhaber eines Bankgeschäftes ein, vernachläſſigte aber dabei keineswegs Politik und Wissenschaft, wie eine Reihe glänzender politischer Pamphlete und wissenschaftlicher Abhandlungen (namentlich auch aus dem Gebiete der Volkswirthschaft) in deutschen und französischen Zeitschriften und in den „Demokratischen Studien" beweisen. Bamberger ist nicht minder Meister des Worts, wie der Feder. Seine Candidaten-Reden, wovon eine gedruckt erschienen, sind klaſſisch, fein in der Form, obgleich der Inhalt von göttlicher Grobheit beseelt ist. Sie haben Wunder gewirkt. Herr von Ketteler wird sie nicht zu seinem Brevier machen. Dalwigk wird ihm einen politischen Proceß an den Hals hängen.

Digitized by Google

Kommen wir zuletzt zu Baden. Die dort etwas zu officiell vornehm gewordene nationale Partei hat in ihrem Gefühl der Sicherheit und ich darf wohl hinzusetzen: in Folge von Unkenntniß der bei dem suffrage universel einzuhaltenden Wahltaktik, mehrere Mandate an Klerikale verloren, welche Mandate man auch bekommen hätte, wenn dort gearbeitet worden wäre, wie es in Mainz durch Bamberger und den vortrefflichen Dr. Görz geschehen. So erscheinen denn als Gegner der Entwickelung, die Deutschland seit 1866 genommen, unter Führung des Ober-Hofgerichtsraths Roßhirt, concordatlichen Andenkens, der Freiherr von Stotzingen, der Kaufmann Lindau u. s. w., als Freunde derselben unter Führung des Universitätsprofessors Geheimrath Bluntschli die bewährten liberalen Kammermitglieder Dennig von Pforzheim und Kirsner von Donaueschingen, der Oberbürgermeister von Mannheim Herr Diffené und der von Freiburg im Breisgau Herr Fauler. Bluntschli, ein Schweizer von Geburt und als solcher Verfasser des bürgerlichen Gesetzbuchs von Zürich und sehr werthvoller Werke über die Schweizer Rechtsgeschichte, scheint dort einen gründlichen Abscheu vor der Kantönli-Wirthschaft eingesogen zu haben. Er ist ein entschiedener Unitarier und hat als Mitglied der ersten Kammer in Karlsruhe den Beweis geliefert, daß, woran wir Alle nach dem Verlaufe der Bewegung von 1848 ja wohl ein wenig zweifelten, ein Professor doch auch ein sehr geschickter praktischer Politiker sein kann. Bluntschli ist eine große Arbeitskraft, eine zähe, unter scheinbaren Wandlungen stets dasselbe Ziel verfolgende Schweizer Natur, und dabei ein gewandter Redner, der jedoch ein wenig an den Katheder erinnert.

Digitized by Google

Wenn ich unter den nationalen Badensern nicht auch den Freiherrn Franz von Roggenbach aufgeführt habe, so geschieht dies nicht aus Verkennung seiner großen Verdienste, unter welchen seine Haltung während des Frankfurter Fürstencongresses vom August 1863 und unmittelbar danach die erste Stellung einnimmt, sondern weil er sich, wie es scheint geflissentlich, ein wenig von den Anderen separirt hat. Ich glaube, er meint, die Stunde sei noch nicht gekommen. Roggenbach ist, obwohl ein sehr tüchtiger Minister, niemals durch die büreaukratische Schule gelaufen. Er hat seine politischen Studien in England und nicht in einer deutschen Schreibstube gemacht. Das mag der Grund sein, daß er an Alles einen großen Maßstab legt und daß er sich die volle Frische, Freiheit und Unabhängigkeit seiner Person gewahrt und nie auf eine Schablone geschworen hat. Seine nationale Gesinnung steht außer Zweifel. Es schlägt halb sechs. Meine Zeit ist abgelaufen.

Genehmigen Sie u. s. w.

Dr. Paul Frank.

II.

Hamburg, den 1. Mai 1868.

Ihr von gestern datirtes Briefchen habe ich heute erhalten. Ich danke für die ertheilte Indemnität und freue mich, daß Sie meine lange Epistel wenigstens nicht langweilig finden.

Aber ich muß gestehen, daß mich einiger Schrecken ergriff, als ich las, Sie hätten meine Schreiberei Herrn Dr. N. zu

Digitized by Google

leſen gegeben und in Gemeinſchaft mit dieſem beſchloſſen, ſie ſolle gedruckt werden. Wollen Sie mich denn unglücklich machen, dadurch daß Sie meine harmloſen confidentiellen Plaudereien der Oeffentlichkeit übergeben? Bedenken Sie doch das Kampfgeſchrei, das irgend ein ſich verwundet glaubender Ajax aus Würtemberg ausſtoßen, die Fluth von Entgegnungen, Berichtigungen und Eingeſandt's, die es regnen wird. Sind ja doch unſere M. P.'s (membres of parliament) nur gewohnt, ſolche Biographien zu leſen, welche ſie allerhöchſtſelbſt eigenhändigſt Herrn Dr. Hirth für den Parlaments-Almanach geliefert haben. Und wie können meine elenden ſtümperhaften Verſuche einen Vergleich aushalten gegenüber ſolchen klaſſiſchen Muſtern der Memoiren-Hiſtorik? Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Ich verzichte auf alle Autorrechte, welche ich jemals etwa an dem unglücklichen Briefe gehabt haben könnte, oder noch habe. Behalten Sie das Danaer-Geſchenk. Machen Sie damit, was Sie wollen.

Nur ſo viel kann ich Ihnen verſichern, ich ſchrieb Alles ohne Haß und Gunſt, getreu und gewiſſenhaft und ſonder Gefährde. Wenn ich geirrt, ſo geſchah es nicht wiſſentlich. Und wenn eine Prophezeiung ſich nicht erfüllt, nun ſo tröſte ich mich mit Herrn Moritz Mohl und ſeinen Prophezeiungen über das Unheil, welches die Zollvereinsverträge zur Folge haben ſollten. Er iſt Steuerrath und hätte das wiſſen müſſen. Ich bin nichts, als Ihr gehorſamſter Diener.

Morgen gehe ich nach London. Rückkehr unbeſtimmt.

Genehmigen Sie u. ſ. w.

Paul Frank.

Digitized by Google

Aus dem Berliner Tagebuche eines süddeutschen Zollparlaments-Mitgliedes.

Motto:
„Eigenheiten, die werden schon haften;
Kultivirt Eure Eigenschaften!"
Goethe.

I.

Das hätt' ich vor fünf Jahren, als ich in Frankfurt am Main dem Kaiser von Oesterreich Hurrah rief und für das Reformproject nebst Delegirtentag schwärmte, auch nicht gedacht, daß ich heute, am 27. April 1868, als süddeutsches Zollparlaments-Mitglied in Berlin sitzen würde, um in wenigen Stunden der Eröffnung dieser imposanten Versammlung, die ganz Deutschland mit alleiniger Ausnahme unserer Brüder in Oesterreich umfaßt, halb mit Widerstreben, halb mit Neugierde und Ungeduld entgegenzusehen.

Der Weg hierher ist mir saurer geworden, als ich gedacht hätt'. So ein Nest'l-Schwab bin ich doch nicht, daß ich Heimweh bekäm', wenn ich ein paar Stunden von meiner Heimath entfernt bin. Ich habe mich in Süddeutschland, in den Alpen und in einem Stück Italien gehörig herumgetummelt; auch war ich in Wien. Aber als wir gestern auf die große norddeutsche Ebene herauskamen; nichts als eine endlose Fläche sahen, höchstens hin und wieder ein kleines Holz, sonst aber

Digitized by Google

Alles tellerglatt, vielfach mit Waſſer bedeckt, hin und wieder eine Windmühle, die längs unſeres Weges herkollert, eine häßliche Spinne mit dickem Körper und dürren Beinen; — oh, da ward mir's doch weh um mein ſchwäbiſches Herz. Nirgends ein Berg, der dem Auge und dem Sinne einen Haltepunkt und eine Anlehnung bot; Himmel und Erdfläche, wie auf dem Meere, aber ſtatt ſchöner Schiffe niederträchtige Windmühlen; weder Waſſer noch Feſtland, ſondern eine tolle Miſchung beider, mehr für Fiſche, Fröſche und Amphibien geeignet, als für zweibeinige aufrechtgehende Menſchen: ich muß geſtehen, ich fühlte mich ſehr unbehaglich und verlaſſen. Hätt' ich's machen können, wie ich wollte, ich wär' auf der nächſten Eiſenbahnſtation heraus und hätte mir ein Billet gekauft zur Rückfahrt nach dem ſchönen gemüthlichen Süden. So aber ſagte ich mir: „Alter, ſei ſtandhaft; bedenke, daß in heißer Wahlſchlacht viele Tauſende tapferer Schwabenherzen für Dich geſchlagen, daß ſie Dir die hohe Miſſion aufgetragen haben, zu proteſtiren gegen Unrecht und Gewalt und den Hungerleidern zu zeigen, daß die würtembergiſche Kuh von ihnen in Berlin nicht gemolken werden will." Ich hatte das Gefühl eines Regulus, der unter die Karthager ging. Ich ſchwor, meinen heimiſchen Penaten und Laren auch in der fernen kalten Fremde der Kuh treu zu bleiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, in ein Faß geſteckt zu werden, das inwendig mit Nägeln tapezirt iſt.

Aber ich muß ein herzlich ſaures Geſicht bei dieſem Akte der patriotiſchen Begeiſterung geſchnitten haben, denn mein Freund Paul Frank aus Baden, — ſo ein rechter badiſcher Windbeutel, der die ganze Welt kennt und ſich mit aller Welt verträgt, ſogar mit den Preußen, — fing an hell auf zu lachen.

Digitized by Google

„Daß Dich das Mäusle beiß'!" ſagte er, indem er vergeblich verſuchte, unſeren ſchönen ſchwäbiſchen Dialekt nachzuahmen, „was iſch, alter Neſchtl-Schwoab? macheſcht joa a Geſicht, als wollſchte dem Bock zwiſche die Hörner küſſe!"

Ich hatte kein Hehl von dem traurigen, ja unheimlichen Eindruck, den das endloſe Flachland bei mir hervorgerufen. Da lachte der badiſche Windbeutel von neuem und meinte: „Dem Norddeutſchen, der nichts als die Ebene kennt, geht's gerade ſo, wenn er in unſere Berge kommt. Wir fühlen uns in der Ebene ohne Halt, Anlehnung und Rückendeckung. Der Mann aus dem nordiſchen Flachland aber meint, er ſei zwiſchen den Bergen, in den engen Thälern, die ihm vorkommen, wie Spalten, gleichſam eingeſperrt. Er klagt über die ſteilen Höhen, wir über den grundloſen Sand. Das Richtige wird ſein, wenn wir Einer von dem Andern lernen. Haben erſt einmal die vom Norden das Bergſteigen und die vom Süden das Im-Sand-Waten gelernt, dann iſt die Einheit Deutſchlands fertig. Die Norddeutſchen geben ſich ſchon lange alle Mühe im Bergſteigen. Jeden Sommer kommen ſie zu uns; und der Berliner „Jemſen-Jäger" iſt in unſeren illuſtrirten Blättern eine ſtehende Figur geworden. Wir Süddeutſche dagegen ſind bisher überall hin, — nach Wien, Turin, Florenz, Paris und London — gegangen, nur nicht nach Berlin und unſerm deutſchen Nordoſten, z. B. nach Danzig mit ſeinem blauen Meere und ſeinen grünen Bergen und ſeinen monumentalen Gebäuden. Dazu iſt nun das Zollparlament erfunden, damit das anders wird, damit die Süddeutſchen, wenn ſie nicht *wollen*, nach Berlin gehen *müſſen*. Auf daß die Anderen auch Appetit dazu kriegen, müßt Ihr, die Parlaments-Mitglieder, die Blüthe

Digitized by Google

der Nation, zuerst heran; und es wird Euch in Berlin so wohl gefallen, Ihr werdet Euch dergestalt dort akklimatisiren, daß Ihr, wenn Ihr nach sechs Wochen wieder zu den Ufern des Neckar zurückkehrt, das Mir und das Mich nicht mehr zu unterscheiden versteht. Und in diesem erhabenen Moment werden die Raben aufhören, um den Kyffhäuser zu fliegen, der Zwerg wird es dem Kaiser melden, und der Kaiser Rothbart — —"

„Das wird er gefälligscht bleibe lasse", schrie ich dazwischen; aber der badische Windbeutel hatte ganz laut gesprochen, die anderen sechs Herren im Coupé hatten die Ohren gespitzt und zugehört und dann Beifall gemurmelt, und schließlich wurde mein Protest unter ihrem Bravoruf erstickt. Sie schüttelten mir und dem Badenser die Hand und nun schwatzten sie durch einander mit ihren „geläufigen" norddeutschen Zungen; und der badische Windbeutel schwatzte mit und sprach fast eben so geläufig, indem er, wie Petrus den Herrn, so er seine süddeutsche Mundart verleugnete. Auch ich wurde mit in das Gespräch gezogen. Ich diente den Kerlen einige Mal gehörig. Aber, ich weiß nicht, wie es kam, ob sie meinen schwäbischen Dialekt nicht verstanden, oder ob ihre aalglatte übertünchte Höflichkeit dran schuld ist, sie thaten, als wären meine Grobheiten Artigkeiten und ließen sich gar nicht aus der Ruhe bringen. Hätten sie sich über meine Anzüglichkeiten geärgert, ich hätte mich vielleicht mit ihnen aussöhnen können. Aber dieses ewig sich gleichbleibende, glatte, höfliche und kalte Wesen machte mich wüthend. Ich kochte innerlich vor Bosheit. Auf der nächsten Station verließ ich unter einem Vorwande das Coupé, gab dem Conducteur, den sie hier zu

Digitized by Google

Lande Schaffner nennen, ein Trinkgeld und ließ mich in einen andern Wagen setzen.

Dort schwur ich aufs Neue, wie Hannibal den Römern, dem schlangenglatten Geschlecht mit den „geläufigen" Zungen Rache und ewige Feindschaft und entschlief endlich, auf meiner Zunge die Worte: „Wir wollen Euch das Maul sauber halten."

Als ich in Berlin ankam, war's schon dunkel. Ich hatte auf dem anhalt'schen Bahnhof noch allerlei Schererei, bis ich eine Droschke bekam. Denn da darf man sich nicht diejenige Droschke nehmen, die Einem gefällt oder am nächsten zur Hand steht, sondern man bekommt eine Nummer zugeloost und kann dann erst herumlaufen, wie ein Hans Narr, bis man sie findet.

Im Gasthofe angekommen, vermißte ich in meinem Zimmer den Kleiderschrank. Ich verlangte einen solchen. Kellner und Hausknecht schauten mich an, wie eine Kuh das Scheunenthor. Wußten ja diese Barbaren nicht einmal, was ein „Schrank" ist. Ich mußte ihnen die Sache expliciren; und das war schwer, denn ich verstand sie nicht und sie mich nicht, auch war ich wieder über ihre geläufige glatte Manier in einen süddeutschen Biedermanns-Zorn gerathen und schäumte vor Wuth, daß ich stotterte. Da riefen plötzlich Beide unisono: „Ein Spind, ah so, ein Spind wünschen der Herr." Spind bedeutet nämlich in dem slavischen Idiom, das hier der gemeine Mann spricht, soviel wie Schrank. Ich fürchte, bis ich wieder nach Hause komme, habe ich mein Deutsch verlernt und mauschele auf Halbrussisch.

Digitized by Google

II.

Unser berühmter Volksredner Mayer in Stuttgart — hier würde er Müller oder Schulze heißen — hat unter donnerndem, nimmer enden wollendem Applaus seiner Zuhörer verkündigt, die Parole in Preußen heiße: „Maul halten, Soldat sein, Steuer zahlen."

Diese Parole, sowie der von ihm erfundene Ausdruck „Bettelpreußen" und die Parabel von Freund Oesterlen von der würtembergischen Kuh, die in Berlin gemolken werden solle, haben uns bei den Wahlen viel genützt und man muß daher dieselben weder antasten, noch in Zweifel ziehen. Denn man weiß nicht, wie man sie wieder einmal nöthig hat. Auch darf man den kleinen Mayer und den dicken Oesterlen öffentlich nicht blamiren, namentlich nicht vor diesen Berliner Russen, die ohnehin über Alles ein böses Maul haben, oder wie sie selber es nennen „eine Schandschnauze".

Was ich aber in meinem Tagebuche notire, das erfährt die Welt nicht; und ich selbst will für mich wissen, woran ich halte. Da hat mir nun ein thüringer Zollparlaments-College den Beweis geliefert, daß Würtemberg im Verbrauch von zollpflichtigen Gegenständen weit unter dem Durchschnitte bleibt, während es doch den Ertrag gleichheitlich nach der Kopfzahl mit dem weit stärker consumirenden norddeutschen Gebiete theilt, daß es also, um's kurz zu sagen: mehr herauszieht, als es einbrockt, mehr nimmt, als giebt. Freund Oesterlen und Freund Mohl haben mir die Ziffern nicht widerlegen können; und mit dem Gleichniß vom Kuhstall stellt es sich also anders: Wir Schwaben werden nicht gemolken, sondern wir melken selbst. Nun, desto besser. Aber

Digitized by Google

wir wollen's heimlich halten, sonst dauert's am End' nicht mehr lang.

Auch mit dem „Maulhalten", wovon Mayer sprach, ist's ganz anders. Es ist wahr, bei uns in Würtemberg wird fürchterlich geschimpft und geschrieen, aber doch über alles Andere eher, als über die eigene Obrigkeit. Bei uns zu Hause dürfen wir schimpfen über alle Potentaten von Europa, nur nicht über unsere eigenen. Und wenn wir auch zur Noth noch über unsern König, der wirklich ein guter Mann ist, uns ein Wort erlauben dürfen, über unsere Minister, unsere Kreisregierung, unsern Oberamtmann, unsern lebenslänglichen Bürgermeister und Ortsvorsteher und deren untersten Schreiber, die auch lebenslänglich oder gar erblich sind, dürfen wir kein Wort des Tadels wagen. Unser Ortsvorsteher kann uns sofort ins Loch stecken, und erst, wenn wir wieder herauskommen, dürfen wir uns beschweren. Bekommen wir dann Recht, dann dürfen wir die Strafe wieder zurücksitzen. Aber rathen will ich's Keinem, es mit dem regierenden Bürgermeister und seinen Schreibern zu verderben. Sein Amt dauert auf Lebenszeit, manchmal ist es sogar erblich; und wer bei ihm oder einem seiner Schreiber einmal im schwarzen Buche steht, der thut am besten, er schnürt das Bündel und geht nach Amerika. Im Schwabenlande ist für ihn nichts mehr zu wollen.

Wir also dürfen schimpfen über Alles, was uns nichts angeht. Wir dürfen lästern über Alles, was uns nicht drückt. Und da wir dies Metier schon lange treiben, so haben wir eine hübsche Uebung darin erlangt, und Keiner thut es uns gleich. Auch sind wir stolz darauf. Denn wir

Digitized by Google

denken: Dem König von Preußen, dem haben wir's denn wieder einmal gehörig gesteckt.

Aber wenn der Oberamtmann oder gar der Bürgermeister, der zwar im Range unter jenem steht, aber im Gift und in der Schneidigkeit weit über ihm, wenn Einer von Denen in die Weinstube tritt, dann möcht' ich's keinem freien Schwaben gerathen haben, daß er sitzen bleibt oder die Mütze auf dem Kopfe behält, oder gar raisonnirt. Wenn der Gestrenge wieder draußen ist, dann ist's zur Noth erlaubt, eine Faust in der Tasche zu machen. Ueber Das, was drückt, dürfen wir zu Hause nicht raisonniren. Ueberhaupt loben gerade die Allerradikalsten am meisten unsere schwäbische Verwaltung. Sie erklären solche für unübertrefflich gut und behaupten, wir sonnten uns im Glanze der Freiheit und die würtembergische sei die beste aller denkbaren und menschenmöglichen Regierungen. Wenn man ihnen dann heimlich anvertraut, — denn öffentlich darf man so was dort gar nicht sagen —, dieses Lob sei doch unverdient, unserer Regierung schade es doch gewiß nichts, wenn sie etwas besser werde, dann heißt es: „Scht! scht! daß es nur der Preuß' nicht hört; Du weischt ja doch, wie's schlecht, schlecht ischt die Regierung, aber lobe müesse mer'sche doch, und wär'sch nur, daß sich der Preuß' ärgert. Denn weischt (weißt Du), unser Ziel ischt die Vetter-Adif-Republik und da ischt uns Niemand im Weg, als der Preuß'. Sind wir erscht einmal mit dem fertigk, werde wir mit den Andern kein Federlesens mache." Nun gut. Bei uns also muß der Radikale Alles loben, was von oben kommt, von Herrn von Varnbüler bis zum Ortsvorsteher herunter.

Digitized by Google

Hier in Berlin ist das Gegentheil der Fall. Da sollte man bei einem Berliner Radikalen oder Demokraten schön ankommen, wenn man ihm sagen wollte, er habe eine gute Regierung, oder eine gute städtische Verwaltung. Noch nicht einmal seine eigenen Stadtverordneten oder Abgeordneten zum Reichs- oder zum Landtage darf man ihm loben, ohne zu riskiren, Das zu empfangen, was man bei uns Ohrfeige oder Maulschelle, hier aber „Knallschote" nennt. Selbst ihr Jakobi mit seinem socialistischen Menschen-Antlitz-Programm ist ihnen noch nicht radikal genug.

Das sollten unsere Reutlinger daheim einmal hören, wie hier in so einer großen Volksversammlung von 5—6000 Menschen der Redacteur Held oder der Socialdemokrat von Schweitzer von dem regierenden Oberbürgermeister der 700,000 Einwohner zählenden Haupt- und Residenzstadt sprechen. Gerad' als wär' er ihres Gleichen. Donnerwetter, das ließ sich zu Hause unser Tyrann von Mottenburg nicht gefallen. Noch am selbigen Abend säßen die Herren Redner bei Wasser und Brod im Loch.

Und die Stuttgarter, die sollten einmal in so ein Berliner Volkstheater gehen. Nein, diese Witze und Anzüglichkeiten auf den Bundeskanzler, die Minister, den Oberbürgermeister, den Magistrat und sogar auf die hohe Polizei. Ich bin doch gewiß ein freisinniger Mann, aber das ließ' ich als Stadtrath mir nicht gefallen; ich hing' so einem elenden Komödianten einen Proceß an seinen Schwanenhals, daß er dran ersticken sollte. Der College Knoschp aus Stuttgart sagte auch, wenn da so was passirt wäre, dann hätte der Schauspieler keine 24 Stunden mehr in der Stadt bleiben können; allen Respect

Digitized by Google

vor der Freiheit, aber Zügellosigkeit dürfe nicht geduldet werden; und wenn sich so ein hergelaufener Komödiant an einem seßhaften achtbaren Bürger vergreife, das sei doch der höchste Grad der Zügellosigkeit.

Aber hier in dem Berlin hat man vor Nichts Respect, aber vor gar Nichts. Ein Herr Von ist hier nicht mehr, als ein Anderer. Grafen giebt es so viel, daß man sie weiter gar nicht mehr ästimirt; und selbst Fürsten und Herzoge, ja selbst ein königlicher Prinz sitzen mit uns im Zollparlament, als wenn sie unseres Gleichen wären. Selbst im Kneip- und Rauchzimmer (was man „Fraction Müller" nennt, weil der Wirth so heißt) sitzen sie mitten unter uns und kneipen und rauchen mit. Und Müller, der Fractionschef, d. h. der Wirth, ist sogar ein richtiges süddeutsches Kind, von Aschaffenburg, und spricht bis zum heutigen Tag noch seine süddeutsch-fränkische Sprache so gut, wie Einer. Da möcht' ich doch einmal sehen, wenn ein Berliner nach Stuttgart käme und wollte die Restauration im Halbmond-Saal (Landtags-Local) übernehmen, — der sollte schön ankommen!

Wenn in Stuttgart, in diesem Horte der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, ein einfacher Abgeordneter einem königlichen Prinzen unter die Nase rauchte, dann würde man glauben, das Ende aller Dinge sei gekommen.

Wenn man daheim in Würtemberg zwei Beamte mit einander sprechen sieht, kann man auf den ersten Blick erkennen, welcher höher und welcher niedriger im Range ist. Denn jener hebt die Nase hoch in die Luft und schreit. Dieser senkt sie tief zur Erde und lispelt. Hier verkehren die Beamten

Digitized by Google

im Dienst mit einander, wie Soldaten, und außer Dienst, wie gleichberechtigte Menschen.

Und damit man nicht merkt, wer höher oder tiefer im Range steht, nennt man einen Jeden Geheimerath; von dem Geh. Ober-Regierungsrath, der schon ein großes Thier ist, bis zum Geheimen Kanzleirath und dem Geheimen Registraturrath, der wie ein Laubfrosch die großen Actenleitern auf- und niedersteigt, nennt man sie alle ohne Unterschied: Geheimerath. So ist hier selbst die heilige Rangordnung des Beamtenthums mittelst des Zauberworts „Geheimerath" demokratisch nivellirt.

Das sollte bei uns einmal Einer riskiren, einem Beamten nicht seinen vollständigen siebenunddreißig Sylben langen Titel zukommen zu lassen. Oder gar der Frau des Beamten! Die kratzte Einem die Augen aus. Wirklich, ein merkwürdiges Nest das, — dieses Berlin!

Wenn aber Freund Mayer in Stuttgart, als er sein berühmtes Hoch auf Berlin ausbrachte, glaubte, der Berliner sei auch ein Anhänger der süddeutschen Volkspartei, deren Ziel die föderative Republik und deren Mittel die Begünstigung der Depossedirten und die Schwächung Preußens ist, so irrt er sich sehr. Das ist doch ganz anders. Ich will versuchen, ob ich mir's klar machen kann.

Der Berliner ist ein streng rationalistischer Mensch, der, was er einmal als richtig erkannt hat, sofort realisiren will, und dabei auf gegebene Zustände und historische Voraussetzungen keine Rücksicht nimmt. So ziemt es sich auch für den energischen und zukunftsreichen Bürger einer Weltstadt von gestern, deren von überallher zusammengeströmte Bevölkerung keinen historischen Sinn mitbringt. Es ist für einen Süddeutschen schwer, sich

Digitized by Google

von dem öffentlichen Geist in Berlin einen Begriff zu machen. Ich denke mir, es war ähnlich so in dem alten Rom, wo die verfehlten Existenzen aus allen Ecken und Enden der Welt zusammenliefen, um ihr Glück zu machen; nur mit dem Unterschiede, daß man hier die Sabinerinnen nicht zu rauben braucht.

Wenn nun aber auch Berlin von den politischen Mittelparteien aus dem angegebenen Grunde nichts wissen will, so mag es doch von den Depossedirten erst rechts nichts hören. Es ist vielmehr monarchisch, preußisch und soldatisch gesinnt, obgleich, wie gesagt, durch und durch demokratisch; so enorm demokratisch, daß wir süddeutsche Radikale manchmal einen geheimen Schauer davor bekommen und hier eher in New-York zu sein glauben, als in unserm alten Deutschland.

Was für den richtigen Berliner Deutschland bedeutet, davon habe ich neulich in einem hiesigen Vorstadttheater einen kleinen Vorgeschmack bekommen.

Das Stück spielt auf einem pommerschen Gute. Das Factotum der Gutsherrschaft ist ein geborner Berliner, natürlich früher Soldat und ausgestattet mit allen Zaubern des Berliner und sogar auch des Kalauer Witzes. Er ist höchst productiv in pfiffigen Anschlägen; und wenn die Bauern darob erstaunen, sagt er mit Selbstgefühl: „Ja, dafür bin ich auch mit Spreewasser getauft", oder richtiger „jetoft". Er kommt von Berlin, wo er eine diplomatische Mission hatte, auf das Gut zurück; man fragt ihn: „Waren Sie in der Hauptstadt auch im Theater?" Ja. „Was haben sie denn gegeben?" Fünf Groschen. „Nein, so mein' ich nicht, ich frage: Was für ein Stück?" Nanu, ein Fünfgroschen-Stück. — Allgemeines

Digitized by Google

Staunen der Bauern über diesen brillanten Witz. „Ja, dafür bin ich ja mit Spreewasser getauft", sagt der Bewunderte.

Solche Witze nennt man hier Kalauer. Ich meine, ich hätte bei uns schon welche gehört, die sich neben diesen auch noch sehen lassen konnten. Das Factotum, das so stolz ist auf das Spreewasser, womit er getauft wurde, singt auch einige Couplets zu Ehr' und Preise von Berlin. Eins davon — die Reime sind meinem Gedächtniß entfallen — läuft darauf hinaus, alle anderen Deutschen sängen: Mein Vaterland muß größer sein; der Berliner aber nicht, denn sein Berlin, worin er sein Genüge finde, sei allein und an und für sich schon groß genug.

Hinter mir, ich meine bei der Aufführung dieses Stückes hinter mir im Parkett, saßen so ein Paar national-liberale Hannoveraner à la Miquèl, die, weil sie selbst annectirt worden sind, nun auch gern alles Andere annectiren möchten. Die ärgerten sich schwarz und blau über dies Couplet. Wir Schwaben aber freuten uns, weil wir dachten, die Berliner wollten danach nichts von uns wissen, und dann wären wir ja einig mit ihnen. Aber es dauerte nicht lange, da kamen einige zündnadelmäßig-chauvinistische Witze gegen die Depossedirten, gegen die Kleinen und gegen Ihn. Da lachten die zwei Hannoveraner, und wir zwei Würtemberger ärgerten uns. Wissen wir doch nicht, ob wir Ihn nicht nöthig haben!

Sonst läßt sich's hier leben, obgleich das Meiste anders ist, als bei uns. So z. B. hat jedes Haus einen unterirdischen Raum, worin auch Menschen wohnen. Ja, die Vergnügungslocale der Unbemittelten, welche man „Bums-Keller" nennt, befinden sich alle unter der Erde. Wenn man nach

Digitized by Google

Mitternacht nach Hause geht, hört man dort tief in der Erde Schacht noch musiciren und tanzen. Mein schwäbischer Parlamentscollege Kammermüller, der ehedem Schulmeister war und für eine gelehrte Autorität gilt, behauptet, die Berliner seien wendisch-slavischer Abkunft, hätten früher alle als Troglodyten unter der Erde gewohnt in Höhlen, die sie sich gleich den Kaninchen in den Sand wühlten, auch das Wort „Bums" sei slavisch und bezeichne den wendischen Bacchus, der aber bei diesem Volke nicht der Gott des Weins, sondern der des Schnapses gewesen. Ob das Alles wahr ist? Ich zweifle daran. Ein bloßes Kaninchen-Volk hätte uns rein germanische Stämme doch nicht so überflügeln können. Das wäre doch für unsere schwäbische Hochnasigkeit das allerschlechteste Compliment. Ich glaube, die Herren Kammermüller und Consorten flunkern. In den puren wackeligen, beweglichen Sand kann man doch auch keine Höhlen machen. Sie würden ja zusammenbrechen. Ich glaube daher, es ist umgekehrt; man hat die Häuser gebaut, wie auch bei uns; aber wenn der Wind stadteinwärts wehte, hat er soviel Sand mit sich geführt, daß er den untersten Stock halb zugeweht hat; und so sieht es denn jetzt aus, wie ein Keller; aber es ist keiner; denn es wohnen doch Menschen darin.

Auch Das, was mir der Professor Schäffle aufbinden wollte, daß man sich hier seiner Tugend nicht erwehren könne und jeder Keller eine Höhle des Lasters sei, — das ist auch nicht wahr. Ich habe mir die Keller darauf angesehen. In den meisten werden ehrbare bürgerliche Geschäfte getrieben, als da sind Milch- und Sahne-Handlung, Trödelkram, Schuhmacherhandwerk, Victualiengeschäft und „Vorkosthandlung".

Digitized by Google

Was letzteres ist, war mir unbekannt. Ich habe es aber ausgemittelt. Es ist ungefähr Das, was man bei uns Mehlhandlung und in Bayern „Melberei" nennt.

Was aber die Tugend anlangt, so hab' ich da wieder gemerkt, daß man einem Professor auch nicht Alles glauben kann. Ich erzählte dem Frank aus Karlsruhe, dem badischen Windbeutel, mit dem ich hierher gefahren bin und der immer noch in Geschäften hier ist und sich köstlich zu amüsiren scheint, die Aeußerung des Professors, der namentlich auch gesagt hatte, es sei damit hier in Berlin schlimmer, als in Rom, Neapel, Paris, Amsterdam, Rotterdam, London, St. Petersburg und Moskau und allen europäischen Hauptstädten, die er alle in dem Stücke so gründlich auskenne, wie seine eigene Hosentasche.*) Frank that so, als wenn er nichts gehört oder nichts verstanden hätte; aber er sah mich mit seinen verdammten runden, hellbraunen, listigen badischen Windbeutel-Augen ganz verflixt an und fragte mich: „Ja, wo wohnen Sie denn eigentlich jetzt, mein verehrter süddeutscher Bruder?"

Ursprünglich, sagte ich ihm, habe ich im „Hotel des Princes" gewohnt, wo es recht gut und auch nicht allzutheuer war. Nachher aber wurden wir Schwaben mißtrauisch. In dem Hotel des Princes wohnten auch norddeutsche, namentlich aber altpreußische Abgeordnete, adelige Gutsbesitzer und dergleichen, womit ich zu Mittag aß. Die Herren waren sehr zuvorkommend und höflich gegen mich. Von aristokratischem Uebermuth keine Spur. Auch hatten sie recht gründliche und

*) Aehnliches hat Herr Prof. Schäffle auch drucken lassen in einer Abhandlung über das Zollparlament, welche zuerst in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift stand und später auch in Separatabdruck erschienen ist.

Digitized by Google

praktische Kenntnisse; besonders in der Landwirthschaft konnten sie selbst Unsereinem Etwas zu rathen aufgeben; denn sie bewirthschaften ihre Güter alle selbst. Ich dachte oft im Stillen in meinem Sinne: Das sind also die vielverschrieenen preußischen Junker; nun, wenn sie alle so wären, so möchte ich wünschen, mancher süddeutsche Adelige, der nichts kann, als grobschnauzig sein und anderer Leute Geld verzehren, nähme sich ein Muster an ihnen. Da sagte mir auf einmal einer meiner würtembergischen Collegen, es sei beschlossen worden, alle würtembergischen Abgeordneten sollten von wegen des bessern landsmannschaftlichen Zusammenhangs halber zusammen in ein Haus ziehen. Aber ich bin hier in meinem Hotel ganz zufrieden, sagte ich, und habe eine ganz angenehme Tischgesellschaft. Da lachte mein alter College ganz höhnisch und schrie: „Aha, da kommt's heraus; Sie fraternisire schon mit dene preußische Junker." Nu, dacht' ich, Du alter Sauhund*), könntest von Junkern doch das Maul halten; denn einen schlimmern Junker, als Du bist, giebt es ja doch gar nicht; Du hast ja doch unsere freisinnigen Ablösungsgesetze über den Haufen geworfen, und Deine Schuld ist's nicht, wenn wir nicht immer noch unter dem Joch aller Feudallasten seufzen, die das finsterste Mittelalter ausgesonnen hat. Ich wollte ihm eben eine grobe Antwort geben, er habe mir nichts zu befehlen, ich bleibe in meinem Hotel und jede andere Hauskameradschaft sei mir lieber, als die seinige. Aber ich über-

*) Solche Kraftausdrücke, die dem würtembergischen Idiom eigenthümlich und gar nicht böse gemeint sind, kommen in dem Tagebuch häufig vor. Ich habe die meisten getilgt und nur einige als Wahrzeichen stehen lassen, damit man ex ungue leonem erkenne.

Digitized by Google

legte mir's doch zweimal. Erstens ist der Mann doch Präsident des Geheimenraths und Justizminister gewesen und kann es jeden Tag wieder werden; denn am guten Willen fehlt's nicht, und der Varnbüler hält sich ja doch nur durch Schaukeln. Zweitens haben uns unsere Wähler, als wir das schöne Schwabenland verließen, aufs Allerheftigste auf die Seele gebunden, wir Abgeordnete müßten in Berlin einig sein und einig bleiben, wenn wir auch zu Hause noch so uneinig wären; in Berlin sei es einerlei, ob Einer von uns ultramontan oder demokratisch, aristokratisch, büreaukratisch, varnbulerisch, beobachterlich oder wie sonst sei; Preußen haßten wir ja doch alle gleichmäßig, und darauf allein komme es an. Sehen Sie, Herr Frank, ich bin ein freier Mann; ich habe schon zu der Zeit, als der alte Römer und der alte Schott noch jung waren, zur Opposition gehört; und ich bin jetzt noch zu jeder Zeit bereit, für meine Ueberzeugung meinen Block auf den Henkerskopf, — wollt' ich sagen: meinen Kopf auf den Block zu legen; — im Vertrauen gesagt, ich habe auch schon einmal einen Monat auf der Festung Hohenasberg gesessen, weil ich für die flüchtigen Polen etwas Geld gesammelt hatte; doch das nur beiläufig; auch wünschte ich nicht, daß Sie es hier in Berlin weiter erzählten, denn sonst spotten sie wieder über unsere vielgepriesene Freiheit; so einem Berliner ist ja nichts heilig. Also ich war stets oppositionell und kümmerte mich den Teufel um so einen alten Geheimeraths-präsidenten. Aber diesmal dacht' ich doch: Was sollst Du Dich ohne Noth mißliebig machen? Der Alte ist ein einflußreicher und vornehmer Herr; Deine Wähler wünschen, daß Du mit ihm gehst; wenn Du es nicht thust, kann er

Digitized by Google

Dir zu Haus im Schwabenlande nicht ein Bein, sondern gleich ein ganzes Dutzend stellen. Herr Gott, was gäb' das zu Haus, wenn eines schönen Morgens im Stuttgarter Beobachter stünde, ich wär' zu den preußischen Junkern übergelaufen; was das ein Geschrei in Zopfingen gäb'! und besonders der böse Wühlhuber, der mir ohnehin so gern im Vertrauen meiner Mitbürger die Schleppen abtreten und immer noch viel linkser und entschiedener sein will, als ich, was doch gar nicht menschenmöglich ist; wenn Karl Mayer es erlaubte, wär' ich noch linkser, als der Beobachter selbst; denn die allerentschiedenste Entschiedenheit der Gesinnung ist ja das Einzige, wodurch sich Unsereiner auszeichnen kann; aber trotz alledem, und obgleich ich dafür überall bekannt bin, — wenn so was im Beobachter stünde, — meine Frau und Kinder wären ihres Lebens nicht sicher, und ich selbst könnte mich mein Lebtag nicht mehr sehen lassen in der vormals freien Reichsstadt Zopfingen, wo ich wohne.

„Natürlich", sagte Frank und blinzelte mich wieder ganz merkwürdig mit seinen listigen badischen Augen an, „ein wahrer Volksmann opfert dem Volke Alles, auch seine Unabhängigkeit und seine Ueberzeugung."

Das ist es eben, sagt' ich, und dann war der Alte, der Anfangs so höhnisch gelacht und mich dadurch fuchsteufelswild gemacht hatte, am Ende doch wieder sehr freundlich und herablassend. Er nannte mich: bester College, klopfte mir zweimal auf die Schulter und nahm mich zuletzt am drittuntersten Knopf meiner Weste. „Glauben Sie mir", sagte er, „ich bin weit entfernt von Mißtrauen; ich kenne Ihre gut würtembergische Gesinnung und weiß, daß Sie niemals Ihre

Digitized by Google

Unabhängigkeit und Ihre Ueberzeugung opfern. Ja, da müßte so ein preußischer Junker früh aufstehen, wenn er unsere braven Collegen aus Zopfingen fangen wollte; Sie sind Schmeicheleien eben so unzugänglich als Drohungen; Sie gehören ja zur alten Garde und waren immer der Allerentschiedenste; das muß selbst ich, obgleich ich in würtembergischen Dingen in einigen Punkten vielleicht anderer Meinung bin, wie Sie, Ihnen auf das Bereitwilligste zugestehen. Aber sehen Sie, wenn ich auch frei bin von allem Mißtrauen. Es sind das nicht Alle. Der schwäbische Charakter, so vortrefflich er ist — wir sind ja der einzige reindeutsche Volksstamm — er neigt etwas zum Mißtrauen. Deshalb muß man den bösen Schein meiden. Sie wissen ja, wie man Ihnen zu Hause auf die Finger sieht; — der böse Wühlhuber, Ihr Feind, schläft nicht; — der geringste Fehltritt, oder auch nur der falsche Schein eines solchen, kann die verhängnißvollsten Folgen für Sie haben. Für Sie und Ihren Wahlkreis. Zopfingen war bisher vernachlässigt, aber jetzt steht ihm der Gerichtssitz, eine Chaussee und eine Zweig-Eisenbahn gleichzeitig in Aussicht. Nun, wozu viele Worte machen? Sie verstehen mich! Ich werde also auch für Sie miethen. Sie können morgen früh, vor der Zollparlamentssitzung, schon einziehen. Hier ist die Adresse Ihrer zukünftigen Wohnung. Sie erhalten das Zimmer Nummer Dreizehn. Also auf Wiedersehen bis morgen früh." So verschwand der alte Mephisto. Ich that, was er haben wollte und wohne seitdem mit meinen übrigen würtembergischen Landsleuten zusammen in der „Schwaben-Herberg zur Freiheit und Gerechtigkeit". So haben wir sie nämlich

Digitized by Google

getauft. Sagen Sie selbst, was hätte ich auch anders machen sollen?

„Natürlich, natürlich, ça va sans dire, mon cher, sagte der badische Windhund und fragte dann ganz spitz: „Aber wo wohnen Sie denn nun eigentlich?“

Wir Schwaben, sagte ich, wohnen alle mit einander im sogenannten Quadrangel; der liegt nämlich —

„Weiß schon, weiß schon“, sagte der Frank, „ja dann begreif' ich den Professor Schäffle. Aber warum sucht sich der Mann denn auch gerade die Gegend aus? Da hat er Recht, aber sonst im Allgemeinen hat er Unrecht. Wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen guten Rath zu geben, verehrter süddeutscher Bruder, so suchen Sie sich in Zukunft Ihre Wohnung selbst aus, statt sie sich von Vormündern aussuchen zu lassen. Namentlich Professoren oder Geheimerathspräsidenten verstehen davon gar nichts. Da könnten Sie sich noch eher auf einen einfachen Geschäftsreisenden verlassen, wie ich Einer bin. Wünsche, wohl gespeist zu haben, süddeutscher Herr Bruder. I hob' die Ehr'!“

Damit machte er mir eine sehr tiefe Verbeugung, aber keine ernsthafte, sondern so eine leichtfertig-listige nach badischer Windbeutels-Manier, und verließ den Leipziger Garten, wo wir zusammen zu Mittag gegessen hatten.

Ich sah ihm nach und hätte vor Wuth platzen mögen. Da ich ihm aber hier nicht gleich an den Hals konnte, hätte ich mich selber ohrfeigen mögen. Ich glaube gar, der elende Kerl hat mich zum Narren gehalten. Schon daß er mich immer seinen „süddeutschen Bruder“ nannte, war empörend. Wie kann so ein hungerleiderischer Schmachtlappen, so ein

Digitized by Google

leichtfertiger Windbeutel, so ein Badenser, so ein Bettelpreuße, einem vollwichtigen Schwaben aus der freien Reichsstadt Zopfingen, der in seinen eigenen Schuhen steht, jeder Zoll ein Mann, einem würdigen Repräsentanten des einzigen reindeutschen Kernstammes, der den leichten Badenser und den plumpen Bayer gleichweit hinter sich läßt, gegenüber, sich herausnehmen, ihn „deutschen Bruder" zu nennen? Ei, da wollt' ich mir's doch noch lieber von so einem halbrussischen Ostpreußen gefallen lassen, wie von so einem verdammten badischen Windhund! Aber warte nur, Kerl, Du sollst mir wieder kommen! Und zu Haus will ich Dir einen Ruf machen, daß kein Hund ein Stück Brod von Dir nimmt.

Halt, da fällt mir eben, während ich diese Geschichte, um meinen Aerger darüber los zu werden, zu Papier bringe, ganz heiß auf die Seele, was mir heute Morgen während der Zollparlaments-Sitzung mein Freund Kammermüller erzählt hat. In dem Zollparlament, sagte er, circulire ein Brief über das Parlament, und namentlich über die süddeutschen Abgeordneten, mit einem Portrait von jedem Einzelnen; die Bayern und die Badenser kämen dabei besser weg, als wir Würtemberger aus dem Quadrangel; der Verfasser müsse ein Badenser sein, er solle Brandt, oder Schwanck, oder Frank, oder so was, heißen; auch sei in dem Pamphlet mein Wahlsitz, die vormalige freie Reichsstadt Zopfingen, in einem unehrerbietigen Tone erwähnt.

Warte, Kujon! jetzt haben wir Dich, Das hat kein Anderer gethan, als der verwünschte badische Windhund; er heißt ja Frank; er hat mich unterwegs auf der Eisenbahn ausgehorcht und heute wieder im Leipziger Garten. Jetzt geht mir

Digitized by Google

ein schreckliches Licht auf. Ich habe würtembergische und Zopfinger Staatsgeheimnisse ausgeplaudert. Er ist ein preußischer Spion. Er verräth mich dem Bismarck. Gott sei mein Beistand! Oder er schreibt's, was noch viel schrecklicher wäre, meinem Widerpart, dem schlechten Wühlhuber zu Haus in Zopfingen! Der Kopf schwindelt mir. Ich will noch ein Schoppenglas von dem Maulbronner Eilfinger trinken, den ich mir mitgebracht habe. Der Wein ist in dem Garten des Klosters Maulbronn gewachsen und heißt Eilfinger, weil die Mönche, die sich auf so was verstanden, elf Finger danach leckten, — also einen mehr, als sie an beiden Händen hatten. Ohne so einen heimathlichen Beistand kann man hier in dem barbarischen Neste nicht existiren. Also Prosit, Alter! Zopfingen soll leben! Soll allen Neidern zum Trotz leben! hoch — abermals hoch — und zum dritten Mal hoch! Wer mit meiner Vaterstadt anbindet, der hat es mit mir zu thun. Schiller's Urgroßmutter war ja auch gebürtig aus Zopfingen. Und wie sagt unser Schiller?

„Trink ihn aus, den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerriss'ne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe."

Pereat der Frank und alle badischen Windhunde! Jetzt will ich mich aber ins Bette legen. Der Aerger und der Schreck sind mir gar zu arg in die Glieder gefahren, obgleich ich von Natur nicht fürchtigk bin. Es ist nur ein Glück, daß Keiner von meinen Landsleuten im Quadrangel etwas von der Geschichte weiß. Es sind böse Kerle darunter, die Alles gleich in den Beobachter einrücken lassen.

Digitized by Google

Morgen ist mir's hoffentlich wieder besser. Ob ich nicht vielleicht klüger gethan hätte, mich gar nicht wählen zu lassen? Freilich der Zweifel kommt jetzt einen Posttag zu spät, — und — — — —

III.

Es ist mir ein Stein vom Herzen, seitdem ich weiß, daß es mit dem badischen Windhund gar nichts auf sich hat. Er ist nämlich, wie ich genau ermittelt habe, gestern nach Hamburg abgereist, geht von da nach England und kehrt sobald nicht wieder zurück. Den Brief über das Zollparlament soll er wirklich gemacht haben; aber den Bismarck kennt er gar nicht. Zeit zum Verrath hat er nicht gehabt, da er gleich abgereist ist; an den Wühlhuber hat er auch nicht geschrieben, und wenn er was in die Zeitungen schreibt, so kümmert's mich gar nichts. Denn in Zopfingen lesen sie nichts, als den Stuttgarter Beobachter; und in den Beobachter kommt nichts Schlimmes über mich, so lange ich so stimme, wie die Herren Mohl, Oesterlen, Probst, Tafel und Neurath. Auch soll der badische Windhund gar nicht bösartig sein, sondern nur so eine Art Eulenspiegel, der sich mit den Leuten allerlei Kurzweil und „Basseldang", wie sie in Baden sagen (für Basseldang = pour passer le temps) erlaubt, es aber dabei gut mit Einem meint und keinem Wurm was zu Leid thut.

Also, weg mit den Grillen und Sorgen! Hie guet Würtembergk alle Wege! „Furchtlos und treu", so steht in unserm Wappen geschrieben.

Was mir aber der Frank von der Gegend am Quadrangel

Digitized by Google

gesagt hat, und daß der Professor schief gewickelt sei und uns in Betreff der Höhlen des Lasters u. s. w. falsch berichtet hat, nämlich blos nach dem, was er in der einen Gegend wahrgenommen, — das hat mir mein thüringer Zollparlaments-College Alles bestätigt, und deshalb glaube ich dem Professor doch nicht mehr Alles. Stimmen muß ich freilich mit ihm und den Andern, auch wenn mir's nicht so ums Herz ist. Denn sonst krieg' ich den „Beobachter" und ganz Zopfingen auf den Hals und dafür dank' ich.

Meinem thüringer Collegen glaub' ich. Er sagt: „So ein Professor muß immer generalisiren; wir haben in Jena auch einen Professor, der kennt aus ganz Ostpreußen nur zwei Menschen, nämlich einen berühmten Schriftsteller, der klein, und einen Oberbürgermeister, der groß von Statur ist; und da sagt der Professor ganz ernsthaft auf seinem Katheder: Einen Mittelschlag giebt's in Ostpreußen gar nicht, die Leute sind entweder sehr groß, oder sehr klein; sehen Sie: so machen's bei uns die Professoren." Ich mußte lachen; denn unsere machen's grad so. Der Thüringer ist so höflich, gemüthlich und bescheiden und erkennt die Superiorität der Schwaben unbedingt an. Er schwärmt für Schiller, Hegel und Berthold Auerbach, und meint, so wären wir Schwaben alle. Nun, hoffentlich wird er wegen der Kürze der Zeit den Kammermüller, den Ramm und den Knoschb nicht kennen lernen; sonst kommt er dahinter, daß er auf dem Holzweg ist.

Heute hat unser Minister Mittnacht eine glänzende Rede gehalten, so daß wir Alle geklatscht haben, d. h. alle Schwaben, nicht nur die in der Versammlung, sondern auch die auf der Zuhörer-Gallerie. Da ist ein preußischer Fürst mit einem

Digitized by Google

polnischen Namen aufgefahren und hat sich die schnöde Bemerkung erlaubt, ein solches Betragen sei hier zu Lande nicht Sitte, das Klatschen gehöre ins Theater und nicht ins Parlament. Und der Präsident hat dem Fürsten Recht gegeben und uns Unrecht. Natürlich, das war ja ein Fürst und ein Preuß', und wir sind Demokraten und Würtemberger. Wie kann man da auf Gerechtigkeit rechnen? Präsident Simson also — wir Würtemberger haben ihn nicht gewählt; wir wählen nie einen Preußen, und wenn er mit Engelszungen reden könnt'; wir haben Alle weiße Zettel in die Urne geworfen — Simson rief uns zur Ordnung und Denen auf der Gallerie sagte er, sie hätten überhaupt das Maul zu halten. Natürlich in etwas höflicheren Worten, wie das bei den kalten, glatten, ungemüthlichen Norddeutschen Sitte ist.

Kaum aber hat Simson Das gesagt, da fahr' ich noch einmal in die Höhe und klatsche noch zweimal; und er muckste sich nicht. Ich wollte den hochnasigen Norddeutschen doch einmal zeigen, daß ein Zopfinger sich nicht fürchtigk machen läßt, und wenn's auch ein Fürst wär'. Kammermüller hat mir versprochen, er will meine heutige Heldenthat in den Beobachter einrücken. Gott, was wird sich meine Frau freuen, wenn sie das liest! Und was wird sich der zuwidere Neidhammel, der Wühlhuber, ärgern!! Heut' bin ich wirklich zufrieden mit mir.

IV.

Ich merke an meinem Tagebuche, daß ich anfange, zu verberlinern. Ich flanire immer häufiger und schreibe immer

Digitized by Google

seltener. Ja, was noch schlimmer ist, ich gewinne Geschmack an dem hiesigen Leben und Respect vor den hiesigen Leuten. Ich darf das freilich vorerst nur meinem Tagebuche heimlich anvertrauen, das ich sorgfältig vor meinen Quadrangelgenossen verstecke. Denn wenn letztere meine wahren Gedanken erführen, würden sie mich in dem Beobachter-Circus den wilden Thieren vorwerfen. Aber vor mir selber brauche ich doch kein Geheimniß zu haben. Deshalb heraus damit.

Ich hatte mir das Berlin als eine bloße Residenz- und Garnisonstadt gedacht. Eine Wachtparade, um die ein paar Eckensteher und Gamins herumlungern, oder wie man letztere hier nennt: ein paar „richtige Berliner Jungens". Eckensteher giebt es nun einmal vorab gar keine hier; nur einige alte Leute wissen sich zu erinnern, daß es ehedem welche gab. „Berliner Jungens" giebt es aber, und das gehörig. Eine wahre Pracht-Rasse! Zwei Geschichten muß ich mir zu Papier bringen, daß ich sie nicht vergesse.

Ein solcher Bursche von dreizehn Jahren war in eine Pension in der französischen Schweiz gebracht worden, um dort sein Berliner-Französisch zu verbessern. Das letztere hat nämlich, besonders in der Aussprache, allerlei berechtigte und unberechtigte Eigenthümlichkeiten, die uns Südwestdeutschen außerordentlich auffallen. So sagt man u. A. statt à quatre mains = aah Kater mengk, statt belle-alliance = Bellalliangx, statt accent = Akzangk, statt Amendement = Amangkdemangk und statt ensemble = angkzambel. Wenigstens habe ich selbst im hohen Parlament so sprechen hören. Ich will aber nicht in den Fehler des Professor Schäffle verfallen, nämlich in den des Generalisirens,

Digitized by Google

und verwahre mich hiermit vor mir selbst feierlichst dagegen, zu behaupten, sie sprächen Alle so. Mag dem nun sein, wie ihm wolle. Der junge Berliner also sitzt am Genfer See und imponirt der dortigen Jugend, die auch gerade nicht aufs Maul gefallen ist, durch seine „schnodderigen Redensarten" (das ist auch so ein Berliner Ausdruck). Darauf versucht denn so ein junger Schweizer auch seiner Seits wieder dem Berliner Kind zu imponiren, er zeigt auf den Montblanc und sagt: „Schau, solche Berge habt Ihr doch in Berlin nicht!" Nee, antwortet der Berliner, die haben wir nicht, aber horch einmal (so sagt man hier statt: hör einmal), wenn wir welche hätten, wären sie noch viel höher. Der Schweizer schwieg; er war ganz verblüfft.

Dieser Tage ging ich mit dem thüringer Abgeordneten, mit dem ich Freundschaft geschlossen habe (meine quadrangularischen Landsleute sind auch darüber wieder ganz mißtrauisch und giftig; denn der Thüringer gehört zu den verdammten National-Liberalen, ist aber trotzdem wirklich ein braver und liebenswürdiger Mann), also ich ging mit dem Thüringer über die Straße. Vor uns her bummelte ein junger Berliner, höchstens 10 Jahre alt, und pfiff, beide Hände in den Hosentaschen, die Melodie des Berliner Nationalliedes, welches anfängt mit den Worten: „Röschen hatte einen Piepmatz." Der Thüringer, der ein so trockener Spaßvogel ist, sagte: „Was meinen Sie wohl, wärthester Herr Kolläge, was würde wohl bei Ihnen zu Hause so ein Junge thun, wenn wir ihm von hinten her unversehens die Mütze vom Kopfe rissen?" „Nun", sagt' ich, „er würde in ein Geheul ausbrechen und irgendwo Schutz suchen oder uns selber anwinseln." „Ganz richtig,

Digitized by Google

accurat das Nämliche, würde er auch bei uns in Däringen (Thüringen) thun; aber wissen Sie, was er hier thut?" Nein! „Nun, das sollen Sie gleich sehen."

Schwabs, riß der Thüringer dem Buben von hinten die Kappe ab und versteckte sie. Was thut der kleine Knirps, der Satansbraten? Er dreht sich ganz kaltblütig um, ohne nur die Hände aus den Taschen zu thun; pflanzt sich breitbeinig vor uns auf, guckt uns frech ins Gesicht und sagt: „Nanu?! Wat ick mir dafor koofe?" und als der Thüringer ihm die Mütze nicht gleich wieder gab, sah er ihn geringschätzig an und sagte: „Na so dumm!" Da war der Thüringer besiegt. Er streckte das Gewehr und setzte dem hoffnungsvollen jungen Mann die Mütze wieder auf. Und Der? drehte uns beiden Vertretern der deutschen Nation mit souveräner Verachtung den Rücken und wandelte fürbaß, indem er seine Piepmatz-Melodie gerade an der Stelle wieder aufnahm, wo er sie fallen lassen mußte, um das Wort: „Nanu" zu sprechen.

„Sehen Sie, das giebt die Helden von Düppel und Königgrätz", sagte der Thüringer, „gutmüthig und verwegen, oder wie der märkische Bauer sagt: „„jottesfürchtig und dreiste"". Berlin stellt zwar verhältnißmäßig weniger waffenfähige Mannschaft. Das ist aber mit jeder großen Stadt so. In dem Kampfe ums Dasein, der in dem Centrum heißer entbrennt, als auf der Peripherie, verkümmert manche junge Pflanze; aber was übrig bleibt und in die Höhe schießt, das ist um so dauerhafter und besser. Diese Berliner Jungens zeichnen sich im Felde nicht nur durch ihre eigene Courage aus, sondern auch durch ihre kaltblütige und witzige Geistesgegenwart, durch die sie den Muth der Andern wieder auffrischen

Digitized by Google

und neu beleben. Mitten in dem heftigsten Granatfeuer läßt der Berliner einen schnodderigen Witz los; die ganze Compagnie muß lachen und jede Beklemmung ist vorbei;

„Lachend trägt er seine Wunden,
Scherzend geht er in den Tod."

Die Berliner Witze, die man sich aus den Feldzügen von 1864 und 1866 erzählt, sind zahllos, wie Sand am Meere. Glauben Sie ja nicht, liebster College, fuhr der Thüringer fort, daß es dem Berliner ernst damit ist, wenn er in irgend einem Bezirksverein die föderativ-republikanisch-legitimistisch-partikularistischen Redensarten eines Oesterlen oder dergleichen beklatscht. Der Berliner ist vor Allem neugierig. Das ist klassisch ausgedrückt in einem kleinen Wegweiser durch Berlin, der sich „der Berliner Compaß" nennt und kurz, klar, wahr und witzig dem Fremden Alles sagt, was er auf seinen Entdeckungsreisen durch die Labyrinthe der großen Spreestadt zu wissen nöthig hat. In diesem Compaß also heißt es:

„Da es in vieler Hinsicht wünschenswerth und praktisch ist, nicht für einen Fremden, sondern für einen „„richtigen Berliner"" gehalten zu werden, so beobachte man zu diesem Zwecke folgende Regeln:

„Ist ein Droschkengaul gefallen, oder ein Kanarienvogel weggeflogen, so vergesse man alles Uebrige über diesen außerordentlichen Vorfall. Man säume nicht, sich dem Kreise unermüdlicher Gaffer anzuschließen, die im Stande sind, sich Stunden lang dabei aufs Prachtvollste zu amüsiren."

Digitized by Google

Dieſes geiſtreiche Aperçu iſt ganz richtig. So gut wie um den gefallenen Droſchkengaul, ſchaart man ſich um den redenden Oeſterlen; und da der Mann ſich nicht für Geld ſehen und hören läßt, ſondern gratis und aus purer Gefälligkeit, ſo erfreut ihn der Berliner, der zwar eine böſe Zunge, aber ein gutes Herz hat, auch das Bewußtſein in ſich trägt, als Gentleman dem Fremdling gegenüber die Honneurs der Hauptſtadt machen zu müſſen, natürlich mit rauſchendem Beifall. Wenn aber Herr Oeſterlen glaubt, das gelte ſeiner Republik oder ſeinem Partikularismus, dann irrt er ſich. Der Berliner iſt nicht Republikaner, ſondern Royaliſt, nur will er, daß der König auf alle Wünſche Berlins hört. Er iſt nicht Partikulariſt, ſondern Großpreuße in des Wortes verwegenſter Bedeutung und, wenn er gereizt wird, militäriſcher Chauviniſt. Der erwähnte Wegweiſer-Compaß ſtellt als zweite Verhaltungsmaßregel, mittelſt deren ſich der Fremde als „„richtiger Berliner““ legitimiren kann, folgende Regel auf:

„Zieht ein Regiment mit Muſik (der Berliner ſagt: Muſike) über die Straße, ſo ſetze man ſich ſchleunigſt in Tritt, ſchultere den Stock oder den Regenſchirm und marſchire unverdroſſen im Takte mit.“

Das iſt die Natur des alten Cavallerie-Gauls. Das thun hier nicht nur die Jungen, ſondern auch die Alten. Glaubt Ihr wohl, daß das Schwärmer ſind für Eure Schweizermiliz, für Euer Selbſtbeſtimmungsrecht und den anderen Krims-Krams, den Ihr Euch zu Hauſe unter einander vormacht?“

Ich glaube, er hat nicht Unrecht, der Thüringer; und

Digitized by Google

deshalb wollte ich mir seine Worte möglichst genau aufschreiben, um zu Hause in Zopfingen reiflicher darüber nachzudenken.

Jedenfalls sind es schneidige Kerle, diese Berliner. Mit einer Handvoll Redensarten, wie: Nanu!? — Wat is los? — Na, so'n Potsdamer — Na, so'n Nassauer — Ick denke, et jeht — Na, ick bin scheene raus — Sie sind wohl nich von hier? — Sie können wohl nich dafor? — Na, denn nich, lieber Mann, ꝛc. — schlagen sie sich überall durch. Und im Ernste gesprochen, steckt eine merkwürdige Arbeitskraft und Arbeitslust, Selbstbeherrschung und Mannszucht in ihnen. So ein Berliner Holzspalter verrichtet an einem Tage mehr Arbeit, als unsere in einer ganzen Woche. (Letztere verthun die Hauptzeit mit Schwatzen, Pfeifenstopfen und Feuerschlagen.) Wie wäre es auch sonst möglich, daß eine so colossale Stadt entstehen konnte auf einem so sterilen Boden, eine Stadt, die eine so riesige Industrie besitzt und deren Handel längst dem von Hamburg, Amsterdam und Rotterdam den Rang abgelaufen hat?

Von Residenz und Garnison merkt man wenig hier. Das Militär verschwindet in der Masse. Von anmaßlichem Betragen der Officiere habe ich noch Nichts gehört und gesehen. Für den Fremden sind sie recht nützliche Wegweiser. Denn wo ein Officier in Uniform öffentlich eintritt, da kann man ihm nachgehen. Da ist's anständig.

Was in Berlin uns frappirt, uns imponirt, — das ist das Bürgerthum und seine freie, selbstständige Initiative. Fangen wir z. B. an mit den Juden, die hier wirklich die Stellung einer socialen Großmacht einnehmen. Unsere israelitischen Mitbürger in Stuttgart haben sich zwar auch einen

Digitized by Google

recht hübschen Tempel gebaut. Aber er ist im Verhältniß zu der hiesigen Synagoge so klein, daß man ihn zehnmal in dieselbe hineinstellen kann. Hier ragen die Kuppeln mit ihrer Vergoldung weit über die ganze riesige Stadt, das Innere zeigt eine seltene Vereinigung von Pracht und Geschmack, und unter den Hunderten von Sehenswürdigkeiten rangirt die Synagoge dicht hinter den königlichen Museen und Schlössern.

In Stuttgart mußte man sich das Geld zur Erbauung der Synagoge aus dem Interkalarfonds der katholischen Kirche borgen, der in Folge des oberrheinischen Kirchenconflicts und der Temporaliensperre überschüssige Mittel hatte. In Berlin hatte man das nicht nöthig. Das Geld wurde mit Leichtigkeit durch die Gemeinde aufgebracht.

In Stuttgart rühren alle ansehnlichen Gebäude von der Dynastie her. Auch die der neueren Zeit rühren alle vom König her. Die Stadt hatte nicht die Mittel, sich eine Markthalle zu bauen. König Wilhelm baute eine und schenkte sie der Stadt.

Die Bürgerschaft Berlins, die man bei uns doch auch mit unter die „preußischen Hungerleider" rechnet, läßt sich nichts schenken. Sie baut selbst. Die Stadt kann es ja an Einwohnerzahl und Finanzkraft mit einem halben Dutzend deutscher Fürstenthümer aufnehmen. In wenigen Jahren sind hier eine ganze Reihe schöner Schulgebäude, eine prachtvolle Turnhalle, die stattliche Börse und das colossale Rathhaus entstanden, — Alles aus den Mitteln der Stadt und der Bürger, — Alles Prachtbauten, die sich in jeder europäischen Großstadt, selbst Rom und Paris mitinbegriffen, könnten sehen lassen.

Digitized by Google

Ein städtischer Beamter, der zugleich Mitglied des Reichstags ist, zeigte mir das Innere des Rathhauses und führte mich auf den Thurm. Ich muß sagen, daß das Panorama der Stadt, welches sich von da aus meinen Blicken bot, wahrhaft überwältigend wirkte.

Seltsamer Weise aber habe ich noch keinen Berliner gehört, dem das neue Rathhaus gefällt. Dem einen ist es zu kahl, dem Andern zu klobig. Der Eine tadelt die Thurmspitze, der Andere findet die colossalen Bären, welche den Thurm flankiren, zu niedlich. Jeder hat eine Ausstellung zu machen und jeder eine andere. Und wenn ihnen dann ein Fremder, wie ich, sagt, das sei aber ein Bau von wahrhaft monumentalem Charakter, neu in der Idee und stilgerecht in der Ausführung, dann zucken sie die Achseln.

Donnerwetter, wenn wir so ein Rathhaus in Zopfingen hätten! Wir wollten einen Spektakel daraus machen, daß es innerhalb eines Vierteljahres schon unter die sieben Weltwunder aufgenommen würde.

Noch mehr als das Rathhaus imponirte mir die selbstständige städtische Verwaltung, die gegen das königliche Polizeipräsidium eine Unabhängigkeit zeigt, welche sich die Pariser in ihrem Kampfe gegen Hausmann zum Muster nehmen könnten, und die Bürgerschaft controlirt die Verwaltung mit der größten Aufmerksamkeit. Das Geschrei von der schlechten Finanzlage der Stadt ist völlig grundlos, wenn man ihr enorm rasches Wachsthum und die finanzielle Gebahrung anderer europäischen Großstädte in Vergleichung zieht.

Vielleicht würde es mir übel genommen werden, wenn es an die Oeffentlichkeit käme, aber vor mir selber kann ich's

Digitized by Google

ja schon gestehen, daß für mich das Studium der Berliner Communalverwaltung, so weit es mir in der kurzen Zeit möglich war, vielleicht mehr Interesse hat, als das ganze Zollparlament. Denn was letzteres anlangt, so hat uns ja die sogenannte national-liberale Partei bei der Adreßdebatte selbst gesagt, daß auch sie von einer Competenz-Erweiterung über den Rahmen der Verträge hinaus eigentlich ebenfalls nichts wissen will. Darin wären wir also einig. Was aber die Tarifreform anlangt, so sagen uns die bayerischen Ultramontanen, sie hätten von den preußischen Ultramontanen ganz sichere Nachricht, daß daraus — Gott sei Dank! — auch nichts werde; denn die Norddeutschen hätten sich unter einander über den Petroleumzoll so verheddert, daß unsere süddeutsche Partei allemal den Ausschlag gebe; derselbe falle also gegen den Petroleumzoll aus, und dafür sei dann auch schon gesorgt, daß der Graf Bismarck ärgerlich werde und den National-Liberalen den ganzen Bettel vor die Füße schmeiße; denn er lebe ohnehin auf etwas gespanntem Fuß mit diesen seinen Mameluckn, weil sie ihm Schwierigkeiten machen, oder gemacht hätten, wegen eines Paragraphen siebzehn, oder wer weiß wie viel, in einem Gesetzentwurfe über die Bundes-Schulden-Macherei, wovon ich nichts verstehe und auch nichts zu lernen gedenke, weil's Gott Lob uns Süddeutsche weiter nichts angeht. Danach geht also das Zollparlament hoffentlich aus, wie das Hornberger Schießen. Mehr können wir nicht verlangen, und Unsereiner, der blos beim Abstimmen da sein muß und höchstens jeden Tag fünf- bis sechsmal Bravo zu rufen, aber keine Reden zu halten hat — das besorgt ja der Mohl hier noch reichlicher, als in Stuttgart —, Unsereiner,

Digitized by Google

sag' ich, hat also mit der ganzen Geschichte sich weiter kein Kopfbrechens zu machen.

Ich habe mir daher den Berliner Gemeinde-Kalender für 1867 und die Berliner Volkszählungs-Statistik von 1864 gekauft — nächstes Jahr kommt auch die von 1867 und die soll noch weit vollständiger und interessanter sein —, und muß gestehen, daß diese beiden Bücher, deren Verfasser der Chef des statistischen Büreau's der Stadt, Herr Dr. H. Schwabe ist, allein der Mühe werth sind, daß ich den weiten Weg von Zopfingen nach Berlin gemacht habe, wo ich mir denn auch auf dem Rathhause, Dank der Gefälligkeit meines Berliner Zollparlaments-Collegen, die Sache ansehen kann, wie sie sich in der Praxis macht.

Ich muß mich wirklich schämen, wenn ich dagegen an unsere würtembergische Schreiber-Wirthschaft, an unsere schlechte Gemeinde-Verfassung und an unsere lebenslänglichen Dorf-tyrannen denke, die nicht nur täglich älter, sondern auch täglich schlechter werden, ohne daß die Gemeinde sie jemals wieder loswerden kann. In einer großen Nachbar-Gemeinde von Zopfingen z. B. existirt so ein Dorftyrann, der schon seit langen Jahren auf der rechten Seite gelähmt ist und nicht mehr schreiben kann, nicht einmal seinen eigenen Namen. Statt seiner Unterschrift führt er einen Stempel mit seinem allerhöchsten Namenszug. Wo der drunter gedruckt ist, das gilt, und drunter drücken kann den natürlich jeder Andere, — Weib, Kind, Knecht, Magd, Ochs, Esel und Alles was sein ist — noch besser, als er, dieweil er selber ja lahm ist. Nun muß aber doch in unserm Schreiber-Lande Alles schriftlich gemacht werden und alle diese schriftlichen Verhandlungen hat

Digitized by Google

der Dorftyrann aufzunehmen und mit seines Namens Unterschrift zu beglaubigen. Nun bitt' ich aber Einen zu grüßen, wenn nun der Dorftyrann gar nicht schreiben kann, — nicht einmal seinen Namen!? Was thut er nun, der Lebenslängliche? Er hält sich einen halbwüchsigen Schreiber, einen grünen dummen Jungen, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist; — und der regiert die Gemeinde! Ist das nicht, um aus der Haut zu fahren? Dieser kaum der Schule entlaufene Bub' von 15 Jahren regiert eine große Gemeinde. Alle Geschäfte laufen in unterster Instanz bei dem Dorftyrannen aus, und dieser Bub' hat also die Hände in Allem. Verwarnungen und Bestrafungen wegen Unsittlichkeiten, die geheimsten Familienangelegenheiten, welche man nicht anders als unter vier Augen verhandelt, Alles fällt dem Bürschlein anheim und kann ohne ihn nicht zum Abschluß kommen; denn er muß schreiben, weil der Lebenslängliche nicht kann.

Selbst der Beobachter, der so viel mit seiner Schreiberei wider die Bettelpreußen und den Norddeutschen Bund zu thun hat, daß ihm zur Beleuchtung innerer Landesbeschwerden, in der er früher wirklich Großes leistete, keine Zeit mehr übrig bleibt, hat nicht umhin gekonnt, obigen Fall an die Oeffentlichkeit zu ziehen, freilich nur ganz hinten und unten, im Speikasten, an einem ganz bescheidenen Plätzchen. Er fügt der Darstellung des Sachverhalts den Schmerzensschrei bei:

„Dieser kleine Mann (der Schreiber des Nichtschreibenden) ist eine angenehme Zugabe für unsern großen Ort, eine Art Beilage zum Gemüs der Lebenslänglichkeit, welche dieses hier noch schmackhafter macht, als anderwärts!"

Aber was hilft der Schmerzensschrei? Der Regierung

Digitized by Google

passen die Lebenslänglichen in den Kram, sie schüttelt daher den Kopf und damit ist die Sache abgethan. Trotzdem leben wir im „Horte der Freiheit". Denn der Beobachter sagt's, und der Beobachter ist ein ehrenwerther Mann. Wenigstens hat Unsereiner allen Grund, ihm öffentlich nicht zu widersprechen.

In Nassau waren auch die Bürgermeister lebenslänglich. Die Gemeinden beschwerten sich. Die Stände beantragten unermüdlich Jahr ein Jahr aus Einführung der periodischen Wahl. Aber die nassauische Regierung machte es, wie die würtembergische. Sie hielt an der Lebenslänglichkeit fest, weil sie ihr in den Kram paßte, weil namentlich die Lebenslänglichen sich bei den gouvernementalen Wahlmißbräuchen ganz vortrefflich bewährt hatten; sie schüttelte einfach den Kopf und ließ sich auf Gründe nicht ein. Und dabei behielt's sein Bewenden. Als nun Nassau preußisch ward, hoffte man, die so lange begehrte Reform werde nun sofort eintreten. Im ersten Jahr hätte man das sehr leicht gehabt; die preußische Verfassung war noch nicht eingeführt; die Dictatur hätte mit einem Federstriche helfen können. Allein dem neuen preußischen Civilcommissär und Regierungspräsidenten von Diest gefielen die Lebenslänglichen gerade so gut, wie dem alten nassauischen Cavallerie-General und Ministerpräsidenten Prinz Wittgenstein.

Wie aber das Jahr der Dictatur herum war und Abgeordnete aus Nassau im preußischen Landtag saßen, da griffen dieselben die Lebenslänglichkeit so hartnäckig an und wurden darin von ihren altpreußischen Collegen, sogar von den Freiconservativen und einem Theile der Altconservativen so kräftig unterstützt, daß alsbald ein Gesetz zu Stande kam, welches periodische Wahl an die Stelle der Lebenslänglichkeit setzte.

Digitized by Google

Wir in Würtemberg warten immer noch vergeblich. Trotzdem lacht in Würtemberg die Sonne der Freiheit und in Preußen graſſirt der eiſige Schatten der Knechtſchaft. Denn ſo will's der Beobachter.

V.

Ich ſchlage mich immer noch mit Zweifeln, ob die Behauptung Kammermüller's wahr iſt, daß die Bevölkerung Deutſchlands vom rechten Elbufer ab und weiter gen Oſten nicht mehr deutſch, ſondern ſlaviſch ſei. Mohl behauptet daſſelbe in ſeinem „Mahnruf", und wenn er auch unpraktiſch iſt und hier keinen Eindruck macht, ſo kann ihm doch Niemand Kenntniſſe und Gelehrſamkeit abſprechen. Da hat mir nun ein heſſiſcher Abgeordneter eine politiſche Epiſtel gezeigt, die ein annectirter Rheinländer an einen Freund und Reiſegefährten in der heſſiſchen Rheinpfalz geſchrieben hat über dieſen Gegenſtand. Ich will mir eine Abſchrift davon hierher nehmen. Die betreffende Stelle dieſes langen Briefes lautet nämlich ſo:

„Ich hoffe, Du ſchenkſt mir Glauben, wenn ich, ein Mann des Weſtens, ein rheiniſcher Franke, wie Du, und nicht weniger ſtolz auf unſern alten Stamm, der das Römer-Reich über den Haufen geworfen und Gallien ſeinen Stempel aufgeprägt hat, Dir ſage, daß Land und Leute im Oſten eben ſo gut eine Reiſe verdienen, als die im Südweſten und daß wirklich rechts von der Elbe ebenſo gut Menſchen wohnen, wie links. Das ſchleſiſche Gebirge iſt nach den Alpen das ſchönſte in Deutſchland. Städte des Mittelalters ſo gut conſervirt, wie

Digitized by Google

Lübeck und Danzig, giebt es im Süden nicht. Denn Nürnberg ist nicht conservirt, sondern restaurirt. Danzig ist eine monumentale Stadt edelsten Stils. Die Ostsee kann es kühn mit der Nordsee aufnehmen. Die letztere entbehrt die Nähe eines Gebirgszuges, wie der kimbrisch-uralsche, sie hat nicht jene schönen, steil abfallenden Ufer und nicht jene duftigen Buchenwälder, die sich in der See spiegeln. Ich könnte mit diesem Register noch Seiten lang fortfahren. Statt dessen sage ich: Komm' und sieh!

Und damit erfüllst Du zugleich eine politische Pflicht. Ich will nicht davon reden, daß doch eigentlich jeder Deutsche die Bundeshauptstadt gesehen haben muß und daß es nicht recht ist, daß so viel Süd- und Westdeutsche wohl London, Amsterdam, Paris, Turin, Florenz, Wien gesehen haben, aber weder Breslau noch Hamburg, ja nicht einmal Berlin, dessen Bewohner freilich, wenigstens zum Theil, gegenüber dem Norddeutschen Bund und der Bundeshauptstadt als solcher noch jene kritisch-verneinende Stellung einnehmen, mit der es indeß doch so bös nicht gemeint ist. Denn wenn es gilt, dann sind diese wackeren Jungen doch immer tüchtig mit dabei, wie Vierundsechzig in Schleswig-Holstein und Sechsundsechzig in Böhmen und Mähren.

Ich sage nun: Wenn die Deutschen im Süden und Westen so viel den Norden und Osten besuchten und bereisten, wie umgekehrt, dann hätten sich längst die Spitzen und Ecken an einander abgeschliffen, wir wären geheilt von manchen Vorurtheilen und allein dadurch schon wären wir viel weiter mit der deutschen Einheit. Man kennt dort den Norden und den Osten zu wenig, und dieser Mangel läßt sich auch nicht heben

Digitized by Google

durch jene urkomischen Schilderungen, welche der bekannte Bruder Straubinger und andere süddeutsche Volksvertreter in südlichen Blättern gemacht haben. Nur Autopsie kann helfen und sie ist hier wahrlich nicht gefährlich, weil es nicht heißt: Vedere Napoli e poi mori (Sieh' Neapel und dann stirb), sondern: Vedere Berlin e poi Potsdam (Sieh Berlin und dann Potsdam).

Aergern aber muß ich mich allemal, wenn ich in neuerer Zeit so oft den Gegensatz zwischen Ost und West in dem Sinne betonen höre, daß man sagt: Alles östlich von der Elbe ist mehr oder weniger slavisch. Slavische Elemente finden sich wohl hin und wieder auch im Westen. Wenn es aber auf die äußerste Westgrenze ankäme, welche die slavischen Eroberungen im Zeitraume vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert auf deutschem Boden gehabt haben, so reicht die Elb-Linie nicht aus, vielmehr rückt jene Grenze weit darüber westlich hinaus in das Bayern-, Franken- und Sachsen-Land (Hannover), bis nach Baireuth, Koburg, Gotha, Erfurt, Braunschweig und Lüneburg vor.

Wo kämen wir denn hin, wenn wir uns auf diesen teutonisch-feudalen Pur-sang-Standpunkt stellen wollten? Sollen wir liberale Männer uns denn gebahren wie hirnverbrannte alt-spanische Gachupines?

Zuerst gab's in Europa einen Ruck von Osten nach Westen, der die Deutschen auf gallischem Gebiete weit über die Seine, die Saône und die Rhône hinaus, und die Slaven auf germanischem Boden bis über die Elbe führte. Dann gab es einen Contre-Choc in umgekehrter Richtung, von Westen nach Osten, wobei wir Gelderland, Burgund, Elsaß und Lothringen

Digitized by Google

wieder verloren, die Slaven dagegen das Land zwischen Elbe und Njemen. In Folge dieses Hin- und Herschüttelns, bei welchem die Vorsehung ohne Zweifel sehr weise Absichten hatte und das wenigstens wir nicht zu verantworten haben, ist westlich der Elbe das germanische Blut gemischt mit dem der Kelten und Romanen, östlich der Elbe mit dem der Slaven; aber dort wie hier dominirt das blaue Blut der Germanen.

Wollen wir uns nun auf jenen Standpunkt stellen, welchen Moritz Mohl in seinem „Mahnruf" betitelten Fehdebriefe an Norddeutschland mit eben so viel Leidenschaft als Unverstand einnimmt, so würde sich Deutschland einfach in blauen Dunst und sanfte Wehmuth auflösen. Die rechts der Elbe würden Euch links derselben Euer Deutschthum bestreiten, weil Ihr Kelten, und Ihr links der Elbe würdet uns rechts derselben unser Deutschthum bestreiten, weil wir Slaven seien. Wir würden Euch den Franzosen, Ihr uns den Russen überlassen und Deutschland wäre dann einfach, wie Kladderadatsch sagt, „alle geworden". Das wäre die nothwendige Consequenz solcher alberner schulmeisterlicher Etikette-Streitigkeiten zwischen Söhnen eines und des nämlichen Hauses. Solcher Wahnsinn kann sich nur erzeugen in den engen und dunkeln Klein-Kinder-Stuben der Zwerg-Staaten. Oder hat man je gehört, daß in Frankreich die Nation beabsichtigt, sich zu spalten in Kelten und in Franken, um erstere an Irland und letztere an Deutschland abzutreten, oder daß in England eine itio in partes zwischen Normannen und Angelsachsen beantragt wurde, zu dem Zwecke, erstere Frankreich und letztere Deutschland zu überlassen? Merkwürdig aber ist es jedenfalls, dergleichen hypernationale Distinctionen zu vernehmen von einer

Digitized by Google

Seite, auf deren allerlinkstem Flügel man wieder jede nationale Auffassung soweit wegwirft, daß man nicht einmal mehr ein Deutscher, sondern nur noch ein destillirter „Mensch in Abstracto“, ein „europäischer Mensch“ oder — da doch Europa auch nur ein räumlich begrenzter geographischer Begriff ist — ein Universalmensch oder ein Aller-Welts-Kerl sein will.

Ehe Slaven hierher kamen — ich spreche hier von Berlin und nächster Umgebung — wohnten hier Semnonen, unzweifelhaft echtes germanisches Vollblut, das, als es den oben erwähnten Ruck von Osten nach Westen gab, theilweise nach dem jetzigen Schwabenland zog. Der Rest blieb hier. Herr Moritz Mohl, der den Berlinern jeden Tag zehn Mal den „Slaven“ an den Kopf wirft, ist wahrscheinlich ein Abkomme jener Semnonen, die ehemals an der Spree hausten, und es ist sehr wohl möglich, daß Einer seiner Vorfahren vor tausend Jahren am Müggelsee oder an der Spree, auf der Müggelbude oder dem Eierhäuschen saß und Weißbier trank; denn letzteres ist ein uraltes Getränk germanischen Ursprungs und war wahrscheinlich auch schon den Semnonen bekannt.

Diese Annahme ist noch bei weitem die schmeichelhafteste für Herrn Moritz Mohl. Denn es spricht doch keinerlei äußeres Kriterium dagegen, daß er keltischer Abkunft sei, und das Territorium des augenblicklichen Königreichs Würtemberg hat offenbar einen sehr starken keltischen Niederschlag, wie schon eine Anzahl von Ortsnamen beweist. Auch ohne an der modernen Keltomanie zu leiden, kann man das nicht leugnen. Aber trotzdem wäre es eben so lächerlich, wenn wir im Südwesten Jedermann darauf ansehen wollten, wie viel keltisches

Digitized by Google

Blut in seinen Adern rollt, wie es komisch ist, wenn unsere dortigen lieben Landsleute hier im Nordosten überall Slaven wittern.

Der Stamm der Bevölkerung Berlins ist bekanntlich fränkischer und thüringischer Abkunft, also noch nicht einmal norddeutsch, sondern mitteldeutsch. Im Laufe der Jahrhunderte ist später Zufluß aus aller Herren Ländern gekommen, holländischer, flandrischer, französischer, jüdischer, slavischer und deutscher aus allen Gauen des Vaterlandes. Daraus hat sich denn ein Drittes gebildet, — jene eigenthümliche Mischung, welche man als „das Berlinerthum" bezeichnet und die im übrigen Deutschland vielfach falsch beurtheilt wird. Denn wie man England nicht nach den auf dem Continente reisenden Engländern beurtheilen darf, namentlich nicht nach der Sorte, welche wir auf der „großen Tour" — Paris, Rhein und Alpen — oder in den deutschen Bädern zu sehen gewohnt sind, so darf man Berlin nicht nach dem reisenden Berliner Schwätzer beurtheilen, sondern nach dem seßhaften, den man bei seiner Arbeit und in seiner Familie sehen und den man längere Zeit beobachten muß, um den Respect vor ihm zu bekommen, den er wirklich verdient.

Man darf aber dieses Studium an Ort und Stelle nicht so betreiben, wie ein preußenfresserisches Zollparlaments-Mitglied, von dem man mir Folgendes erzählt:

Das verehrliche Mitglied wandelt eines Tages mit dem stolzesten Vollblut-Bewußtsein durch die Straßen Berlins. Der erste Mensch, der ihm begegnet, hat zufällig eine Stumpfnase, — eine Nase, die allerdings so kühn aufgestülpt ist, daß es zur Noth hineinregnen könnte, wenn der Sturm den Regen

Digitized by Google

in horizontaler Richtung peitscht. Der zweite trägt, weil er am Kanal arbeitet, Wasserstiefel, in welche er seine Beinkleider gesteckt hat, und der dritte hat gar unglücklicher Weise einen Schafpelz an.

„Da haben wir's", ruft das verehrliche Mitglied, indem es sich sofort der uns systematisch erzogenen Menschen eigenthümlichen Untugend ergiebt, aus einer unzureichenden und zufälligen Beobachtung generalisirende Schlußfolgerungen zu ziehen, „da haben wir's; die Berliner haben Stumpfnasen, sie tragen Schafpelze und stecken die Hosen in die Stiefel; ich habe gelesen, daß die Russen das Nämliche haben und thun; folglich sind die Berliner slavischer Abkunft, woraus sich denn weiter ergiebt, daß sie zum Frühstück, statt Kaffee und Semmel, Talglichter verzehren; quod erat demonstrandum." Spricht's, geht nach Hause und schreibt einen Brief in die Heimath. Acht Tage später steht es in dem Straubinger Tageblatte. Vierzehn Tage später ist diese ethnographische Hypothese bei dem zahlreichen Leserkreis dieses geachteten Organs der öffentlichen Meinung zu einem unantastbaren Dogma geworden, welches seine Fruchtbarkeit dadurch an den Tag legt, daß es jeder Zeit neue Zweige treibt und neue Ableger ansetzt. Und doch bestreitet der Feldprediger Lucas die Richtigkeit der von David Friedrich Strauß aufgestellten Theorie der Mythenbildung, obgleich dieselbe selbst noch heutigen Tages unter seinen eigenen Augen im vollsten Lichte der Oeffentlichkeit vor sich geht.

In London erzählte man mir, daß eine halb civilisirte amerikanische Rothhaut sich durch ihre Neugierde auch auf die Gallerie des Hauses der Gemeinen führen ließ und sich die

Digitized by Google

hohe Versammlung von oben herunter betrachtete. Wenn die Herren ihre Hüte abnahmen — in der Regel behält man sie dort ja auf dem Kopfe — bemerkte der Indianer, daß viele entweder eine Glatze oder eine Perrücke trugen. „Das müssen tapfere Krieger sein", sagte die Rothhaut, „denn Einige haben ihren Skalp eingebüßt und Andere tragen den Skalp ihrer Feinde." Was würde Moritz Mohl dazu sagen, wenn man mit Zugrundelegung einer solchen Deduction argumentiren wollte, auch er sei eine Rothhaut? Und doch sind die Beweisführungen des Herrn Mohl und des Feldpredigers Lucas über das Slaventhum des nordöstlichen Deutschland nicht viel besser.

Einem Irokesen kann man wohl etwas der Art zu Gute halten; aber es ziemt sich schwerlich für einen Gelehrten, welcher der hochgebildeten deutschen Nation, und namentlich dem ganz besonders begabten und bevorzugten Stamme der Schwaben, angehört.

Hiernach komme ich wieder auf meinen Satz zurück: Nicht nur der deutsche Norden und Osten soll — wie er dies ja schon zu seinem eigenen großen Nutzen thut — nach Süden und Westen reisen, sondern auch umgekehrt. Dann werden jene Vorurtheile nicht nur nach der einen, sondern auch nach der andern Richtung weichen, und das Einander-gegenseitig-Verketzern und -Lästern wird aufhören. Hierdurch und durch ein allgemeineres Studium unserer Geschichte, nicht der Territorial- und der Dynasten-Geschichte, sondern der dem ganzen Vaterlande gemeinsamen Kulturgeschichte, wird sich immer mehr die Ueberzeugung befestigen, daß, wie Gustav Freytag in der neuesten (5.) Auflage seiner „Bilder

Digitized by Google

aus der deutschen Vergangenheit" so schön sagt, daß trotz der Verschiedenheit der Zeiten, Orte und Stämme, Anlage und Charakter, Tugenden und Schwächen der Deutschen im Wesentlichen zu allen Zeiten und aller Orten ganz dieselben geblieben und gewesen sind, so daß der Deutsche an der Grenze der Wallonen und Rätoromanen fühlt, wie der unter den Polen, Wenden, Czechen und Masuren, und wir in unserer Urgeschichte ganz denselben Herzschlag erkennen, der heute noch uns die wechselnden Gedanken der Stunde regelt. Auch dieses Buch von Freytag trägt wesentlich zur Ausgleichung wirklicher oder vermeintlicher Differenzen, zur Niederreißung der glücklicher Weise schon sehr morschen und wackligen chinesischen Mauern bei, welche früher nicht die Stammesverschiedenheit, sondern die Kleinstaaterei und der Partikularismus, die Büreaukratie und die Fiscalität zwischen uns errichtet haben, und die man jetzt unter der täuschenden Flagge des Föderalismus zu conserviren oder mit dem schönfärberischen Ausdrucke des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" zu übertünchen sucht, indem man die wahre Nationalsouveränetät des Ganzen mit taschenspielerischer Geschwindigkeit hinter der falschen Partialsouveränetät der einzelnen dynastischen Partikelchen verschwinden machen will. Ohne irgendwie in tendenziöser Weise darauf auszugehen, widerlegen Freytag's „Bilder aus der Vergangenheit" diese Irrlehren; und zugleich machen sie durch den Reiz ihrer Darstellung und die Kunst der Auswahl die reichen Schätze unserer National- und Kulturgeschichte auch Denjenigen zugänglich, welche sich nicht ex professo mit solchen Forschungen beschäftigt haben. Dieses Buch sollte in keiner deutschen Familien-Bibliothek fehlen und

Digitized by Google

vor Allem von den Frauen und der heranwachsenden Jugend gelesen werden. Ich komme wieder auf das Slaventhum und frage:

Wer gab denn im Jahre 1813 den ersten und den kräftigsten Impuls zur Abschüttelung des Joches der französischen Fremdherrschaft? Es waren Königsberg und Breslau, Städte, die uns die demokratischen Gachupino-Junker des Südens als slavisch verschreien wollen. Und wer machte 1866 zuerst dem Friedensgewinsel der Städte ein Ende und erhob sich zur Abwerfung der habsburgischen Fremdherrschaft? Es war die gute deutsche Stadt Breslau, obwohl sie bei dem Ausbruche des Krieges die bedrohteste war. Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Dir sub rosa, oder meinetwegen auch sine rosa, eine Thatsache mitzutheilen, welche bis jetzt noch wenig bekannt ist, welche aber klar beweist, wie sehr ein Theil der preußischen Büreaukratie, vereinsamt und isolirt in der Schreibstube, in der man nichts hört, als das eigene Ich und dessen Echo's, hinter der Entwickelung der Dinge und der Aufgabe des Großstaats in kleinlicher Auffassung zurückgeblieben ist und für die gegenwärtige Sachlage das natürliche reale Maß der Dinge verloren hat, — ein Umstand, der eine der Hauptursachen bildet, warum in Preußen fast jeden Tag wieder ein neuer Conflict zu drohen scheint, und der Assimilirungsproceß in den neuen Provinzen auf solche Hindernisse stößt und augenblicklich eher Rück- als Fortschritte zu machen scheint.

Kurz vor Ausbruch des Krieges votirte die Bürgerschaft Breslau's, der zweiten Stadt des Reichs, dem König eine Adresse, worin sie in ehrerbietiger aber rückhaltloser Weise

Digitized by Google

um Beseitigung des Conflicts durch Anerkennung der verfassungsmäßigen Rechte des Landtags bat, zugleich aber dem Könige Gut und Blut zur Verfügung stellte zur Führung eines Krieges, den sie für unvermeidlich, für nothwendig im deutschen und im preußischen Interesse erachtete. Die Adresse war unterzeichnet von allen angesehenen Männern der Stadt, auch die national gesinnte Demokratie mit inbegriffen. Eine Deputation, der Oberbürgermeister Hobrecht an der Spitze, reiste nach Berlin, um sie zu überreichen. Sie fand bei dem Könige den huldreichsten Empfang. Auch Graf Bismarck wußte dem Oberbürgermeister, welcher die erste Anregung zu der Adresse gegeben und sie Hand in Hand mit der demokratischen Partei zu Stande gebracht hatte, nicht genug zu danken dafür, daß durch diesen Akt der so schwierige erste Schritt gethan sei, um die dringend erforderliche Klärung in eine verworrene Situation zu bringen. Als aber der Herr Oberbürgermeister mit dem Dank des Königs und des Ministerpräsidenten nach der zweiten Stadt der Monarchie zurückgekehrt war, fand er dort ein Rescriptum des Ministerii des Innern vor, welches, aufgebaut nach der bekannten Conflicts-Schablone, etwa mit „Wir haben höchst mißfällig wahrgenommen" anfing und mit einer kunstgerecht gedrechselten Nase endigte, und wohl im Wesentlichen dahin ging, daß der Herr Oberbürgermeister sich um Politik überhaupt nicht zu kümmern, über Beilegung des Conflicts keine Meinung zu äußern und jedenfalls darin dienstlich incorrect gehandelt, daß er sich mit den Demokraten, den Feinden der Regierung, zu einer Adresse vereinigt habe, möge nun in dieser Adresse stehen, was da wolle. Die Ereignisse gaben dem Verfasser der Adresse recht

Digitized by Google

und dem Verfasser des Rescripts unrecht; und wären beide Autoren nur als einfache Schriftsteller zu beurtheilen, so wäre schwerlich über das Verhältniß ihrer beiderseitigen Gaben und Gnaden ein Zweifel. Solche Gedanken kann jedoch nur Jemand anstellen, der von dem administrativen Instanzenzug und der Disciplinargewalt der Hierarchie im Beamtenthum keine correcten Begriffe hat."

So lautet der Brief. Ich gestehe, die nationalliberale Tonart, die darin herrscht, gefällt mir gar nicht. Mit Kapuzinaden und Dragonaden kann man keinen Hund aus dem Ofenloch locken, viel weniger die Menschen von ihren Vorurtheilen abbringen und in Betreff ihrer Irrthümer bekehren. Damit soll man uns Würtembergern nicht kommen; wir sind ja der älteste Sohn der Mutter Germania, wir Schwaben (die Franken sind ganz schief gewickelt, wenn sie uns das bestreiten), und wollen als solcher respectirt sein; und wenn man Das nicht thut, werden wir immer nur noch obstinater, so daß wir Alles riskiren, mit alleiniger Ausnahme der Zugehörigkeit zum Zollverein. Also die Tonart gefällt mir schon gar nicht. Anders ist es mit dem Inhalt. Der Briefsteller ist doch nicht gar so arg preußisch, daß er nicht auch die großen Mängel, nämlich hinsichtlich der Büreaukratie, zugäbe, die zu Haus bei uns hinsichtlich unserer Schreiberkaste seit neuerer Zeit vertuscht und geleugnet werden von der Volkspartei, was mir gar nimmer gefällt.

Daß Berlin kerndeutsch ist, das sehe ich mit jedem Tag mehr ein, während ich in Wien, wo ich vor ein paar Jahren war, mir doch schon halb vorkam, als wär' ich im Ausland. Daß in Berlin nicht auch lauter Schwaben wohnen, das ist

Digitized by Google

ſchon wahr. Aber es können doch nicht alle Deutſche Würtemberger werden. Vielleicht machte ſich das Ding mit der Einheit doch vielleicht ſchneller, beſſer und bequemer, wenn die Würtemberger alle Deutſche würden.

Ja, wenn nur die harten Köpf' nicht wären! Und der Beobachter. Aber bei Dem darf man gar nichts ſagen.

VI.

O weh! Wir Würtemberger mögen mit unſerm „Nein" oben bleiben bei dem Tarif, wo ſich die Norddeutſchen mit dem Grafen Bismarck von wegen dem Petroleum verheddert haben; aber den politiſchen Feldzug haben wir verloren, ſo gründlich verloren, daß er für diesmal gar nicht wieder zu gewinnen iſt. Da beißt kein Mäusle ein Fädle von ab. An dieſen 18. Mai werde ich noch lange denken.

Auf der Tagesordnung ſtand ein Antrag von Bamberger aus Mainz, von dem ich immer noch nicht begreife, warum er von unſeren Leuten für ſo gefährlich verſchrieen wird. Früher bezahlte ausländiſcher Wein im Zollverein einen ſehr hohen Eingangszoll, dafür ſteht aber im Vereinsvertrag, daß er dann auch weiter keiner inländiſchen Abgabe unterworfen werden darf, keinem Accis, keinem Octroy, keiner Trankſteuer, keiner Zapfgebühr, keinem Ohm- oder Umgeld, und wie dieſe ſchönen Abgaben alle heißen, womit wir auch in Würtemberg geſegnet ſind. Nun iſt der Wein-Eingangszoll ſchon 1864 ermäßigt worden, und dieſes Jahr wird er wieder heruntergeſetzt. Für den inländiſchen Wein aber ſind alle jene ver-

Digitized by Google

trackten inneren Abgaben bestehen geblieben, und sie sind, Staats- und Gemeinde-Abgaben zusammengerechnet, hin und wieder so hoch, daß sie den Eingangszoll übersteigen, d. h. den jetzigen Eingangszoll, der weit niedriger ist als der frühere. In Folge der Zollherabsetzung also besteht ein Schutzzoll zum Nachtheil der inländischen und zum Vortheil der fremden Weine. Das darf aber doch gewiß nicht sein. Das sagte ich auch dem Obersteuerrath Mohl; allein er schnauzte mich grob an, das sei bloße Wirthshauspolitik (ich merkte gleich, wo er hinaus wollte; mein Schwager in Zopfingen ist nämlich Wirth und betreibt mit großem Erfolg das selbige Hotel, worin sich mein Feind, der verdammte Wühlhuber, nicht halten konnte; er trieb's aber auch danach, denn das Haus ist ein wahres Nahrungshaus). „Wie wollen Sie denn das schwere Geld, die 900,000 Gulden, aufbringen", schrie mich Mohl an, „was uns das Wein-Umgeld einbringt? Wie wollen Sie denn den Ausfall decken? Wollen Sie neue Steuern einführen? Da werden Sie sich einen schönen Dank bei den Zopfingern einbringen! Ist es nicht genug, daß unsere Ausgaben durch das Militärwesen und all den norddeutschen Schwindel so erhöht sind, sollen wir uns auch noch von Berlin aus unsere Einnahmen abschneiden lassen?"

Ich sagte ihm (das ging nämlich Alles in unserm süddeutschen Club im Quadrangel vor sich), ei nun, dann solle man auch die ausländischen Weine den selbigen inneren Abgaben unterwerfen, wie die inländischen; denn Gleichheit müsse doch sein; beim Taback und beim Zucker habe man doch das Verhältniß zwischen Grenzzoll und innerer Besteuerung so sorgfältig zu Gunsten der inländischen Erzeugnisse von Zoll-

Digitized by Google

parlaments, oder früher von Zollvereins wegen abgewogen, warum denn nicht auch beim Wein?

Da wurde ich dann freilich belehrt, das ginge nicht, das gehe gegen den Geist und Sinn der Verträge u. s. w.

Meinetwegen; das mag aber sein, wie's will. Ich blieb trotz alledem der Meinung, es sei doch der Mühe werth, einmal die Sache zu untersuchen und zu überlegen, wie man denn unserer vaterländischen Weinproduction helfen könne, so oder so. Und von der hessischen Trankſteuer und dem Unfug, den die officiellen Weinratten in den Kellern treiben, von all dieser Schererei und Plackerei, hatte mir noch kürzlich ein Mainzer Demokrat, der im Uebrigen Preußen haßt, wie Gift, so schreckliche Geschichten erzählt, daß ich doch dafür, obgleich mir es Mohl zumuthete, nicht schwärmen konnte, namentlich, wenn es wahr ist, was mir der Mainzer sagte, daß eigentlich die ganze Schweinerei von den Russen herrührt, die vor 54 Jahren dort das Land occupirt hatten und diese Steuer einführten, um sich in aller Geschwindigkeit die Taschen zu füllen; daß seitdem in Folge einer gewissen Lahmheit die Sache auf russischem Fuße geblieben ist, wie ein aus Vergessenheit stehen gebliebener Regenschirm; und daß die hessische Regierung schon vor zwanzig Jahren ihren Ständen gegenüber selbst anerkannt hat, daß diese Steuer ungerecht und entsittlichend sei und dem Verkehr zum größten Hemmniß gereiche. Und das soll man nicht öffentlich rügen dürfen? Ich verstehe unsere süddeutschen Freiheitshelden nicht mehr, die früher so darauf aus waren, die Sünden ihrer Regierungen *an den Pranger zu stellen*, jetzt aber auf das Gegentheil auszugehen scheinen, nämlich *Alles zu verwischen und zu vertuschen*.

Digitized by Google

Mögen sie in ihrem „Beobachter“ über mich schimpfen wie sie wollen; ich konnte das nicht auf dem Herzen behalten und sagt' es ihnen gerad' heraus. Da wurde Mohl wieder grob und sagte: Was versteht man in Zopfingen von Politik! Da sagt' ich: Nu, neben Aalen (da ist Mohl gewählt) braucht sich Zopfingen nimmer zu verkriechen. Da warf er mir einen giftigen Blick zu und brachte einen ganzen Knäuel verwickelter Redensarten vor, die darauf hinausliefen, daß ich in Berlin meine gutwürtembergische reindeutsche Gesinnung eingebüßt habe, und zwar in Folge von verdächtigem Umgang, womit der Nationalliberale aus Thüringen und die preußischen Edelleute im Hôtel des Princes gemeint waren. Da mußte ich schweigen, sonst hätten sie mir die Augen ausgekratzt. Ich dachte also: „Was du nicht halten kannst, das mußt du laufen lassen, du schwimmst mit dem Strome.“

Nur erbat ich mir noch Auskunft darüber aus, wie so denn jenes russische Ueberbleibsel mit der Politik zusammenhänge. Da erfuhr ich denn, die hannoversche Excellenz von Windthorst, die unsere Leute für den weitaus klügsten Mann im ganzen Zollparlament halten, sei dagegen und habe zu verstehen gegeben, der Bamberger'sche Antrag sei in einem ganz absonderlichen geheimen Comité berathen, geprüft und beschlossen worden*), in einem Comité, das aus unseren Feinden aus allen Parteien zusammengesetzt gewesen, er habe die weittragendsten geheimen Tendenzen (die man mir aber nicht mittheilte), jedenfalls wolle man damit die Competenz erweitern, Hessen-Darmstadt in Verlegenheit bringen und die

*) Stenograph. Protocoll, S. 274, Spalte 1 unten und Spalte 2 oben.

Digitized by Google

Adreßdebatte durch die Hinterthür wieder einschmuggeln, nachdem sie zur Hausthür hinausgeschmissen worden.

„Grad' deshalb!" sagt' ich, „macht doch so kein Geschrei! Wenn Ihr keine Reden haltet, giebt's keine Debatte. Wenn Ihr aber anfangt, dann seid Ihr es ja, die Ihr eine Adreßdebatte selbst macht, während Ihr sie doch um jeden Preis hindern wollt."

Half Alles nichts. Unsere süddeutsche Fraction Quadrangel beschloß, Redner aufzustellen. Es hieß nun, unser Mohl gelte trotz seiner tiefen Gelehrsamkeit bei den Norddeutschen nicht viel; auch habe er schon gar zu oft gesprochen, das Toujours-perdrix-Mohl schade uns; es würden schon allerlei schlechte Witze und Reime gemacht von Mohl und Kohl u. dgl.; es circulirten Carricaturen mit der Unterschrift:

„Wer hat denn die Milch genascht?
Pudel, hab' ich Dich erhascht!"

Auch habe ein alter Herr, der schon 1848 mit Mohl zu Frankfurt a. M. in der Paulskirche gesessen, ein Sprüchlein von damals wieder aufgewärmt, welches laute:

„Wenn Wedekind-Siemens Phrasen recken,
Ist's Niemand außer ihnen wohl,
Allein der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mohl mit seinem Kohl!"

Deshalb müsse diesmal Namens der Partei ein anderer Redner auftreten und zwar unser bester. Das ist aber offenbar der Rechtsconsulent Probst, ein feiner Kopf und eine geläufige Zunge; so geläufig, daß man manchmal meinen könnte, er sei ein Berliner; und dabei so aalglatt, daß man ihn nirgends zu fassen kriegen kann. Er steht bei uns zugleich sowohl an der Spitze der Ultramontanen, als auch an

Digitized by Google

der Spitze der Demokraten, und wird von Beiden gleich hoch geschätzt. Ohne Zweifel wird er noch einmal Kammerpräsident oder Minister, wenn die Dinge bei uns auf derselben Bahn bleiben, wie gegenwärtig.

Die Wahl des Probst zum Redner beruhigte mich wieder. Ungeschickt fängt Der es auf keinen Fall an, dacht' ich. Freilich sollte es anders kommen. Auch Mohl gab sich nicht. Er hielt doch eine Rede und zwar zu allererst, noch vor Probst; auch sprach er darin wieder von „Wirthshaus-Agitationen", wobei er mir wieder so einen verflixt boshaften Seitenblick unter seiner olivengrünen Perrücke hervor zuwarf (natürlich von wegen meines Schwagers, des Lammwirths, in Zopfingen). Die Debatte ging also los. Alles lief günstig, obgleich der Graf Bismarck selbst da war und so einem hessen-darmstädtischen Bundesrath, der sich mausig machen wollte, ein wenig am Ohr zupfte. Der ging aber uns nichts an.

Unsere Partei hatte sich um die Rednerbühne geschaart. Wenn Einer von den Unsrigen sprach, schrieen wir alle Siebenzehn auf ein Zeichen von Zeit zu Zeit: „Hört, hört! — Bravo! — Sehr gut — sehr richtig!"; wir hätten auch gern geklatscht, wenn nicht der böse preußische Fürst und der Simson gewesen wären. Wenn Einer von den Anderen sprach, dann führten wir unter uns laute Unterhaltungen, riefen dazwischen: „Oho! — zur Sache! — Nein! — falsch — grundfalsch!" u. s. w., grunzten, heulten und machten Das, was im Protocoll mit „große Unruhe" und „Widerspruch" bezeichnet wird; wenn er aufhörte zu sprechen, dann zischten wir. In Mannszucht sind wir Siebenzehn nämlich allen anderen Parteien überlegen.

Digitized by Google

Da kam nun endlich unser Probst. Aha, dachten wir, jetzt geht's los. Er sprach fein, gewählt und gewandt, wie immer. Aber seine juristische Beweisführung kam mir (ich bin freilich kein Jurist) doch etwas zu advocatenmäßig und rabulistisch vor. Aber dann gerieth er auf einen bösen Weg. Er drohte mit der Einmischung des Auslandes. „Meine Herren", sagte er, „es schien mir so und es scheint mir auch in der neuesten Zeit noch so, daß irgendwo (in Frankreich?) eine Lawine am Berge hängt, die eine geringe Erschütterung in den Abgrund stürzen kann"; — und darauf ermahnte er uns, wir möchten doch ja das Maul halten, damit wir nicht unter ihrer Masse begraben würden. Und dann fing er wieder an: „Es ist auch, glaube ich, irgend Jemand in der Welt vorhanden (und damit meinte er offenbar den Kaiser Napoleon III.), der darauf paßt, daß die Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland möchten hier auf einander platzen"; — und darauf ermahnte er uns, wir möchten uns hier unter einander nicht zu mausig machen, auf daß wir nicht von der Katz' gefressen würden. Und so ging's weiter.

Die Rede hätte ohne Zweifel im Halbmondsaal in Stuttgart ihren Effect nicht verfehlt. Aber hier wurde sie übel aufgenommen. Wir mochten „Hört! hört!" — „Sehr wahr!" und „Bravo! Bravissimo!" schreien so viel wie wir wollten. Es ging ein allgemeines dumpfes Murren durch den großen Saal; und dann gab es eine bange Stille, wie unmittelbar vor dem Gewitter. Mohl winkte uns, wir sollten „Bravo!" und „Hört!" rufen. Aber wir konnten nicht. Wir waren wie gelähmt. Ich weiß nicht, schämten wir uns,

Digitized by Google

oder fürchteten wir uns, oder war es die Gewitterschwüle? Ich weiß es nicht; aber ich werde diesen 18. Mai nicht wieder vergessen! Und der Blitz kam!

Er stand auf, der Mann, der das Jahr Sechsundsechzig gemacht hat, der Mann, den wir hassen, und hauptsächlich deshalb hassen, weil wir gezwungen sind, ihn zu bewundern.

Seine Stirn und seine Augen schauten ernst drein, aber sein Mund lächelte verbindlich; und mit diesem verbindlich lächelnden Munde sagte er uns die ärgsten Dinge, die deshalb so weh thaten, weil ihr Inhalt wahr und ihre Form höflich war. Er sei weit entfernt, sagte er, gegen uns irgend eine Pression, oder auch nur die leiseste Ueberredung anzuwenden. Kämen wir mit einem Gesuche um Aufnahme, so werde man es sorgfältig und kaltblütig prüfen; „Sie halten uns für empressirter, als wir es sind!"

Dann aber verschwand das Lächeln von den Lippen. Die hohe Gestalt richtete sich noch höher auf. Die breite Brust dehnte sich gewaltig. Die großen buschigen Brauen vereinigten sich an der Nasenwurzel; die hellen stahlgrauen Augen schleuderten Blitze; und es rollten dem Donner gleich die Worte durch den Saal dahin:

„Dem Herrn Vorredner (Probst) aber und Allen, die mit ihm dasselbe Thema behandeln, gebe ich zu bedenken, daß **ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet**!"

Der Schlag traf und betäubte uns. Zwar versuchte Roßhirt, ein badischer Ultramontaner, zu reden, aber Niemand hörte ihn. Ein socialistischer Drechslermeister schlug einige Entrechat's, — vergeblich. Unser treuer Bundesgenosse,

Digitized by Google

Excellenz v. Windthorst, versicherte: „An den Frieden appelliren — das ist ja noch keine Furcht!“ — man lachte. Und nun kamen Alle und schlugen mit Knüppeln auf uns los, wie auf einen Hund. Der Metz und der Bamberger aus Hessen; der Löwe und der Waldeck vom preußischen Fortschritt; der Lasker von den Nationalliberalen; der Camphausen von den Altliberalen; der Wagener von der Kreuzzeitungspartei. Immer Einer gröber als der Andere, aber immer in spitzen, kalten, höflichen Redewendungen, was uns immer am meisten ärgert. Und zuletzt mußte auch noch ein Schwabe kommen. Ein wirklicher Schwabe von Fleisch und Blut; ein Schwabe aus dem Allgäu, jeder Zoll ein Schwabe; ein Schwabe mit einem frischen Herzen, einem hellen Kopf und einer Zunge, wie ein Schlachtschwert. Das war der Doctor Völk.

Der jodelte uns ein garstiges Schnaderhupferl vor: wir Würtemberger seien gar nimmer die richtigen Schwaben mehr; wir hätten uns unter einander Einer den Andern dumm gemacht, weil wir immer in einem ganz engen Stall zusammen gesessen wären und keine freie Weide gehabt hätten; wir führten uns auf, wie die dummen Jungen, die immer noch mit Schneeballen werfen wollten, und die nicht merkten, daß es schon längst Frühling geworden sei, Frühling in Deutschland, heller, lichter, warmer Frühling u. s. w. — — — —

Ach, das that weh, das zu hören in unserer eigenen schwäbischen Mundart. Wir waren blamirt. Probst versuchte noch eine kleine Katzbalgerei mit Lasker; aber Der gab ihm gar keine Antwort. Er dachte offenbar: „Was schlägst Du an einem todten — Probst?“ Gegen Bismarck wagte Probst nicht den Mund aufzuthun. Es war aus mit ihm.

Digitized by Google

Unsere Leute ließen die Köpfe hangen. „Was werden sich nu zu Hause die verdammten Bettelpreußen freuen, der Professor Römer, und der Rechtsconsulent Römer, und der Eduard Pfeiffer und der Guschtav Müller u. s. w.!“ sagten sie.

Ich aber dachte: Was liegt denn daran? Das Schlimme ist, daß wir in Schwaben nicht wissen, was die Uhr geschlagen hat, und was wir wollen. Ich werde keinem Deutschen mehr ewige Feindschaft schwören. Das Holz, woraus unser Herrgott Minister schnitzt, wie Bismarck, wächst nicht in Schwaben. Es wächst überhaupt nirgends in Deutschland, als in Preußen. Möge Gott ein Einsehens haben und uns bei nächster Gelegenheit am Schlafittch kriegen und bon gré mal gré hineinschmeißen in die Einheit.*) Sonst geht's uns schlecht. Wir haben uns zu sehr verritten.

---

*) Dieser fromme Wunsch des braven Schwaben hat sich 1870 verwirklicht, und da wußten auch die Schwaben recht gut, was die Uhr geschlagen hatte, und was sie wollten. (Anmerk. von 1875.)

Digitized by Google

Ludwig Bamberger's „Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament".

(Geschrieben 12. bis 19. Juli 1870.)

Motto:
„Societas jus quodammodo fraternitatis in se habet."
l. 63, Dig., XVII, 2.

Ludwig Bamberger, Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament. (1868. 1869. 1870.) Breslau, Ernst Günther's Verlag, 1870.

I.

Berlin, den 12. Juli 1870.

Der Zollverein in seiner jetzigen Gestalt ist eine provisorische oder richtiger gesagt eine transitorische Einrichtung. Wir betrachten ihn heute mit gemischten Gefühlen, während wir früher nur Freude und Wohlgefallen an ihm hatten. Ganz gewiß, der gute Zollverein kann gar nichts dazu, daß er nicht mehr so beliebt ist, wie ehedem. Im Gegentheil, er ist größer und besser geworden. Sein Gebiet hat sich ansehnlich erweitert, und seine Verfassung ist reformirt. Das polnische Liberum Veto der Einzel-Regierungen ist weggekommen; die Volksvertretung der Gesammtheit ist dazugekommen; sie spricht sogar das entscheidende Wort. Und doch, es ist nicht zu leugnen, hat dieser Zollverein, für welchen ehedem die Herzen überall, diesseits wie jenseits des Main, gleich warm schlugen, bedeutend an Ansehen gelitten.

Digitized by Google

Warum?

Nun, ich denke einfach aus dem Grunde, weil an seiner Seite ein Größerer und Wichtigerer sich erhoben hat, nämlich der Norddeutsche Bund; und weil man die Stunde kommen sieht, wo über ihm der Größte und Wichtigste sich erheben wird, nämlich das Deutsche Reich und das Deutsche Kaiserthum, welches das ganze Deutschland umfaßt und für Alle den Zollverein überflüssig macht.

Vor 1866 war der Zollverein das einzige nationale Band, das wir hatten. Denn der Frankfurter Bundestag hatte nur die Form eines solchen, materiell hat er nichts geleistet. So oft es den Anschein gewann, als solle der Zollverein gesprengt werden, erhob sich die ganze Bevölkerung für dessen Erhaltung. Als sich 1866 der Frankfurter Bund auflöste, krähte kein Hahn danach. Wir waren in der That vom Juli 1866 bis Juli 1867 ganz ohne allen Bund in Deutschland, aber kein Mensch merkte etwas davon, daß da etwas fehle oder fortgekommen sei. Oder lassen Sie mich es richtiger so ausdrücken: „Kein Mensch, außer den Frankfurtern", welche allerdings die Gesandtschaften vermißten, aber doch auch schon sehr schiefe Gesichter dazu geschnitten hatten, als im Sommer 1866 Prinz Alexander von Hessen, der General der Reichsarmee, in der Umgebung ihrer im Grunde des Herzens so friedfertigen Stadt Erdschanzen aufwerfen ließ, um den Bundestag militärisch zu vertheidigen.

Nach 1866 ist durch Gründung des Norddeutschen Bundes, jedoch nur für das Gebiet des letzteren, der Zollverein überflüssig geworden. Hier fällt die wirthschaftliche und die politische Einheit zusammen.

Digitized by Google

Aber auch nur hier.

Mit den viertehalb Südstaaten, welche der bayerische Zollvereinsbevollmächtigte Meixner beharrlich die „sittlichen" (statt südlichen) Staaten nennt, stehen wir noch auf einem eigenthümlichen Fuße.

Der neue Zollvereins-Vertrag vom 8. Juli 1867 wurde zwischen Norddeutschland, auf der einen, und den südlichen Territorien auf der andern Seite, der Art geschlossen, daß ersteres als selbstständiger und einheitlicher Staatskörper gegenüber den Anderen auftrat, und daß die Organe des Bundes, vermehrt durch Mitglieder der Südstaaten, auch die Organe des Vereins wurden.

Aber der Vertrag wurde nicht auf drei, und nicht auf sechs, sondern auf zehn Jahre, auf die Zeit vom 1. Januar 1868 bis zum letzten December 1877 geschlossen. Die Sanguiniker meinten, bis dahin werde sich längst das „Zollparlament" in ein „Vollparlament" verwandelt haben, — ein Wortspiel, erfunden von dem bayerischen Abgeordneten Völk, das recht gut lautet, aber wenig Aussicht auf Realisirung hätte, wenn nicht welthistorische Ereignisse dazwischen treten, welche einen ernsthafteren Charakter tragen, als Wortspiele und Reime. Die Vorsichtigen aber dachten: „Es schadet nichts; wir haben ja die Schutz- und Trutzbündnisse, welche uns Sicherheit gegen Mißbrauch gewähren." Diese Verträge, datirt vom 13. (Würtemberg), vom 17. (Baden) und vom 22. August 1866 (Bayern), geziert mit den Unterschriften der Herren Varnbüler und v. d. Pfordten, waren schon im Frühjahre 1867 zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Preußen und die genannten drei südlichen Zollvereinsstaaten vereinigen sich dadurch zu

Digitized by Google

Schutz und Trutz und zu wechselseitiger Garantie ihrer Territorien, die letztgenannten Länder übertragen für den Fall des Krieges dem König von Preußen das Commando ihrer Truppen. Dies setzt natürlich voraus, daß Truppen da sind, — Truppen, die man brauchen kann!

Zu derselben Zeit, als der neue Zollvereinsvertrag dem Reichstage des Norddeutschen Bundes zur Genehmigung vorgelegt wurde (denn im Nordbunde haben die Einzelkammern nichts mehr damit zu schaffen), schickten sich in Bayern die klerikal-conservative Erste Kammer und in Würtemberg die radikal-demokratische Zweite Kammer, welche nur ein Gemeinsames haben, nämlich particularistische Abneigung gegen Norddeutschland, dazu an, den Allianzverträgen vom August 1867 ihre Zustimmung zu verweigern. Dies Verhalten fand sofort sein Echo im Reichstag. Der Abgeordnete Braun (Wiesbaden) erklärte schon bei der ersten Lesung der Vereinsverträge: „Keine Genehmigung des Allianzvertrags — keine Zulassung zum Zollverein; wer zu jener Thür hinausgeht, wird zu dieser Thür hinausgeworfen." Partikularistisches Hohngelächter aus dem Süden war die Antwort darauf. Der Reichstag that den weiteren Schritt. Bei der zweiten Lesung beschloß er: „Ich ertheile den Zollvereinsverträgen vom 8. Juli 1870 meine Zustimmung, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Verbindlichkeit der Allianzverträge von der Jenseite nicht in Frage gestellt wird; geschieht letzteres, so ist der betreffende Staat nicht zum Zollverein zuzulassen; für diesen Fall ertheile ich der Bundesgewalt die Ermächtigung, den Vertrag nur mit den Uebrigen zur Ausführung zu bringen und demgemäß, vorbehältlich der demnächstigen Zustimmung

Digitized by Google

unsererseits den Text des Vertrages in Art. VIII, § 1 zu ändern." Graf Bismarck erklärte, die verbündeten Regierungen des Norddeutschen Bundes seien „entschlossen, die wirthschaftliche Gemeinschaft nur mit Denen fortzusetzen, die auch die Gemeinschaft der Wehrkraft auf nationaler Basis mit uns fortzusetzen entschlossen sind" und erblickten daher in der beantragten Resolution des Reichstags „nicht einen Zwang, wohl aber eine wesentliche Kräftigung und Bestätigung" ihrer Bestrebungen. Der Reichstag nahm den Beschluß mit großer Majorität an. Nur die preußische Fortschrittspartei unter Führung von Loewe-Calbe und die Klerikalen und Partikularisten unter Führung von Windthorst und von Mallinckrodt stimmten dagegen. Und die Herren Reichsräthe an der Isar? Die Herren Deputirten am Nesenbache? Sie besannen sich in der elften Stunde und stimmten für die Schutz- und Trutzbündnisse. Die Zollvereinsverträge sind nur unter jener vom Reichstage beschlossenen Clausel zu Stande gekommen. Sie können also nicht nur in ordentlicher Weise generell vor dem letzten Jahre der Vertragsperiode gekündigt werden, sondern auch in außerordentlicher Weise speciell gegenüber demjenigen Südstaate, welcher etwa den Allianzvertrag vom August 1866 „in Frage stellt". Letzteres kann nun auf zweierlei Art geschehen, entweder indem man die rechtliche Verbindlichkeit des Vertrags bestreitet, oder indem man ihn factisch bricht, oder sich durch Selbstverstümmelung und Schwächung der Wehrkraft außer Stand setzt, ihn zu erfüllen. — —

Das ist die Grundlage der Verträge, die Grundlage des Zollparlaments. Es ist zugleich die Grundlage der „Vertraulichen Briefe" des Zollvereins-Deputirten Ludwig Bamberger

Digitized by Google

aus Mainz, von welchen ich Sie in meinem nächsten Briefe unterhalten will. Vielleicht ist es nicht unzweckmäßig, in dem gegenwärtigen Augenblick an den Zusammenhang zwischen Wehr- und Wirthschaftskraft zu erinnern.

II.

Berlin, den 13. Juli.

Offenbar nennt Herr Bamberger seine Briefe „vertrauliche" in derselben Art, wie lucus seinen Namen a non lucendo und wie ihn canis a non canendo führt, oder der Esel Asinus von sinus, der Busen, weil man einen Esel nicht gleich einer Rose an den Busen zu stecken pflegt. (Die Vorschlagsylbe A ist nämlich das griechische alpha privativum; dies zur Notiz für Gelehrte!)

Die Briefe sind nämlich nichts weniger als confidentiell. Denn erstens sind sie, wie die Briefe der Apostel an die Römer oder die Philipper gerichtet sind, adressirt an — die Mainzer, d. h. an die national gesinnten Bewohner der schönen mittelrheinischen Stadt Mainz und Umgegend, welche schon ob der Tapferkeit, mit der sie den dortigen Wahlkampf zu Gunsten Bamberger's bestanden, eine solche Auszeichnung verdient haben. Diese wackeren Männer von Mainz hatten, als sie Bamberger auf den Schild hoben, zu kämpfen mit der wunderbarsten und vollständigsten Musterkarte aller antinationalen Hydraköpfe, welche im lieben deutschen Vaterlande überhaupt nur existiren. Bamberger selbst schildert dieses ungeheuerliche Consortium so: „Obenan die älteste protestantische Regierung

Digitized by Google

in Deutschland (die hessen-darmstädtische nämlich), die Erbin des Reformationshelden Philipp, jetzt schwelgend in allen Freuden und Künsten des Jesuitismus; secundirt vom streitbarsten aller Kirchenfürsten (dem Bischof Ketteler in Mainz, der augenblicklich auf dem Concil in Rom eine so zweideutige Rolle spielt) mit seinem formidabeln Gefolge von Hyänen und alten Weibern; und in engster Verbindung mit dieser edeln Gesellschaft der ganze Chor der Rache aus dem Krähwinkeler Freiheits-Puppenspiel, diesmal auf Allerhöchstes Verlangen in großem rothen Costüm mit nagelneuen Verrina's aus Genua und Saint Just's aus Paris, ja sogar mit leibhaftigen Baboeuf's ausgestattet; endlich, auf daß gar nichts fehle, am Schlusse des Zuges die großdeutschen Musikanten mit den schwarzgelben Fahnen und sogar einige Verehrer der Französelei (sprich: Franz-Eselei) von Ehedem, mit trikoloren Kränzen für die Rückkehr der „grrrande Nation".

Dieser furchtbare Rattenkönig also wurde besiegt bei der Mainzer Zollparlamentswahl. Aber obwohl besiegt, lebt er noch, und er wird bei der nächsten Wahl mit verdoppelter Wuth auftreten; und ob wir ihn abermals werfen, das steht dahin. Denn die Bevölkerung des Mittelrheins ist leichtlebig und wankelmüthig und ein wenig unter dem Krummstabe verlottert.

Zweitens aber, nicht allein an die braven Mainzer sind die Briefe gerichtet. Zur Zeit, da sie niedergeschrieben wurden, erschienen sie auch gleichzeitig in einem Dutzend größerer deutscher Zeitungen. Und nun liegen sie uns drittens sorgfältig revidirt und gesammelt vor. Wenn also die Oeffentlichkeit das Gegentheil der Vertraulichkeit ist, dann sind diese Briefe nicht vertraulich und waren es niemals.

Digitized by Google

Und doch kann man nicht sagen, daß der Titel falsch ist. Nur darf man bei demselben nicht an die Adresse denken, sondern an die Tonart. Denn der Ton ist es, der, wie der Franzose sagt, die Musik macht. Sie sind in dem Style confidentieller Plaudereien gehalten, welcher einmal an Paul Louis Courier, dann an die „Lettres de Madame la Marquise de Sévigné à Madame la Comtesse de Grignan, sa fille", zuweilen an Ludwig Börne, noch öfter an Heinrich Heine erinnert, und wenn der Verfasser von jener lotterigen Sorte deutscher Philister spricht, welche sich die „Demokratie" nennt und stets „am weitesten geht", nämlich so weit, daß sie schließlich den Jesuiten in den Rachen läuft, sogar deutliche Anklänge an die Briefe von Junius verräth. Damit will ich nur an Bekanntes anknüpfend wechselnde subjective Eindrücke wiedergeben, aber bei Leibe nicht behauptet haben, Bamberger's Darstellung bilde einen buntscheckigen Häringssalat. Im Gegentheil, so rund und einheitlich der Mann und seine Politik, so ist es auch sein Styl. Denn le style c'est l'homme. Deutscher Geist, französischer Esprit, englische Derbheit!

Dabei sind die Briefe andererseits wieder weit entfernt von jener Einseitigkeit deutscher Autoren, welche ohne alle Kenntniß von Land und Leuten, von Welt und Menschen, aus dieser ihrer Noth eine Tugend machen, indem sie behaupten, die wahre Methode sei, Alles a priori zu construiren, sich an beiden Seiten Scheuleder anzusetzen und nichts sehen zu wollen, als was man selbst „geschaffen" hat.

Vor der traurigen Verirrung solcher Leute hat eine glückliche Begabung und ein gütiges Geschick Herrn Bamberger

Digitized by Google

bewahrt. Ich nenne das Geschick ein gütiges, weil es ihn bei Zeiten mit seiner hessen-darmstädtischen Obrigkeit in Conflict brachte. Und damit verhält es sich so: Herr Bamberger, einer Mainzer Banquier-Familie entsprossen, hatte sich dem Dienste der Themis gewidmet und war, als das Jahr Achtundvierzig herannahete, „Großherzoglich hessischer Gerichtsaccessist" in Mainz, was ungefähr so viel sagen will, als „gehaltloser Assessor" in Berlin. Diese „Accessisterei" war u. A. der Vorhof für den Eintritt in die Advokatur und wurde von Herrn Bamberger nur als solcher betrachtet. Allein es war ihm nicht beschieden, diese ordnungsmäßige Carrière zu durchlaufen. Als das Jahr Achtundvierzig kam, warf er sich — er war damals vierundzwanzig Jahre alt — mit jugendlichem Feuereifer auf die Politik. Er redigirte die „Mainzer Zeitung", das Organ der Demokratie, wobei übrigens bemerkt werden muß: Die damalige Demokratie war die Demokratie der nationalen Einheit und scheute keine persönlichen Opfer für ihre Ziele, während Das, was sich heutzutage, namentlich im Süden Deutschlands, „Demokratie" nennt, nichts ist, als spießbürgerlicher Eigensinn, kleinmeisterlich-scheelsüchtiger Neid, Krakehlsucht, philiströser Geiz, thatenlose Großrederei und Attachement an die fürstliche Klein- und Scheinstaaterei, welche „Demokratie" sich stützt erstens auf das infallible Rom, zweitens auf das klerikale Oesterreich und drittens auf ein erträumtes revolutionäres Frankreich, das in Wirklichkeit gar nicht existirt.

Um sich den Unterschied zwischen der südlichen Demokratie von 1866 und 1870 und der deutschen Demokratie von 1848 und 1849 klar zu machen, vergleiche man doch einmal das

Digitized by Google

Verhalten der heutigen Wortführer mit dem der Männer der That von 1848. In dem letztgenannten Jahre stellte der deutsche Süden einen Sigel, Hecker, Zitz, Friedrich Schütz, der Norden einen Arnold Ruge und Friedrich Kapp. Sie alle nahmen muthig die letzten Consequenzen ihres Thuns auf sich und zogen, nachdem sie im Kampfe unterlegen, das Exil der Unterwerfung vor. Sie nahmen die nationale Idee mit in das Exil. Hecker, Zitz, Kapp, Friedrich Schütz gingen nach Amerika. Auch in dem neuen Staat blieben sie ihrem Bekenntnisse treu. Sie stritten dort für die wahre, d. h. für die nationale Freiheit und Einheit wider die falsche „Demokratie" der südlichen Sclavenstaaten, welche mit der heutigen süddeutschen „Volkspartei" merkwürdige Aehnlichkeiten und Berührungspunkte hat. Auch jenseit des Oceans bewahrten sie, die achtundvierziger Demokraten, dem alten deutschen Vaterlande die alte Liebe und Treue. Sie konnten sich nicht enthalten, unser nationales Vorgehen mit ihrem Beifallsrufe zu begleiten. Man denke an die prachtvollen Briefe, welche Fritz Hecker während der Krisis von 1866 nach Deutschland schrieb, an die Manifeste von Friedrich Schütz, an die unermüdliche Thätigkeit und an die trefflichen Schriften von Friedrich Kapp, der, nunmehr von Newyork dauernd in die deutsche Heimath zurückgekehrt, eine Zierde des nächsten Reichstages sein wird.

Kehren wir zu Herrn Bamberger zurück. Er redigirte also Achtundvierzig die „Mainzer Zeitung" und predigte dem souveränen Volk. Er suchte in letzterem das nationale Feuer zu nähren und mittelst desselben die Herren in der Frankfurter Paulskirche, welche mit unergründlicher Gründlichkeit

Digitized by Google

Grundrechte bis auf den Grund beriethen, zu Thaten zu treiben. Darüber wurde er in eine Menge Preß- und sonstige Processe verwickelt. Dann stürzte er sich in den Kampf für die Reichsverfassung. Während dessen wählte ihn seine Vaterstadt Mainz in das Parlament. Allein er konnte seinen Sitz nicht einnehmen. Denn erstens hörte das Parlament auf: in Frankfurt a. M. durch Selbstverstümmelung; in Stuttgart, wie der letzte Präsident Herr Loewe-Calbe zu sagen pflegt, unter den „Hufen der Rosse". Zweitens aber war Bamberger Gegenstand der Aufmerksamkeit der rhein-pfälzischen Gerichte geworden, welche auf ihn fahndeten und ihn schließlich wegen Aufstandes in contumaciam zum Tode verurtheilten auf Grund einer alten französischen Verordnung aus der Zeit des ersten Kaiserreichs, welche (gleich einem „aus Vergeßlichkeit stehen gebliebenen Regenschirm") auf dem linken Rheinufer, also in Deutschland, noch in einer, freilich bestrittenen Geltung stand. Da man ihn aber nicht hatte, so hängte man ihn nicht; und später erlosch das Erkenntniß durch eine Amnestie. Bamberger ging damals nach England. Er studirte dort im Temple englisches Recht, stand aber von dem Vorhaben, sich dort als Advokat zu etabliren, in Folge unvorhergesehener Schwierigkeiten wieder ab, und ging zu einem Banquier in die Lehre, die er in Antwerpen und Amsterdam vollendete. Dann gründete er in Rotterdam ein eigenes Bankgeschäft und folgte schon 1853 einem ehrenvollen Rufe nach Paris, wo er einer bedeutenden Bank vorstand, bis ihn das Jahr 1866 nach Deutschland zurückführte. Aber weder das Ausland, noch der neue Beruf vermochten ihn den Interessen des Vaterlandes zu entfremden. Sowohl in deut-

Digitized by Google

schen wie in französischen Zeitschriften (in Oppenheim's „Deutschen Jahrbüchern", in Walesrode's „Demokratischen Studien", in der „Revue moderne", in dem „Paris-Guide") begegneten wir damals politischen und volkswirthschaftlichen Aufsätzen von ihm, welche rühmliches Zeugniß geben nicht nur von seiner nationalen Gesinnung, sondern auch von dem Scharfsinn und der fortschreitenden Vertiefung seiner Auffassung der Dinge. Wurde ihm der großdeutsche Sanct-Veits-Tanz in Deutschland gar zu arg, wie im Frühjahr 1859, dann wetterte er mit einer gepfefferten Broschüre dazwischen. Die damalige führte den Titel: „Juchhe, nach Italia!"

Nun sitzt er als transleithanischer oder transmönanischer Hesse im Zollparlamente, aber nicht in dem Reichstag; denn darin können nur cisleithanische Hessen-Darmstädter sitzen. Freilich ist das nur vom körperlichen Sitz zu verstehen. Denn geistig sitzt Bamberger auch jetzt schon im Reichstag, gleichsam als Abgeordneter „in partibus infidelium", wie der Papst sagt.

III.

Berlin, den 19. Juli.

Schon am 15. Juni 1868, nach Schluß des ersten Zollparlaments, in welchem ein klerikaler Würtemberger mit Napoleon III. gedroht und der Kanzler des Norddeutschen Bundes ihm entgegnet hatte, daß „der Appell an die Furcht niemals ein Echo finde in deutschen Herzen", erörtert Ludwig Bamberger das Verhältniß zwischen dem auf dem Wege zur

Digitized by Google

Einheit begriffenen Deutschland und dem mißgünstigen Kaiserstaate Frankreich in einer Weise, welche unsere volle Beachtung verdient. Denn erstens ist Bamberger, welcher, wie erwähnt, beinahe drei Lustra hindurch in Paris nicht nur gelebt und Geschäfte gemacht, sondern auch mit der politischen und literarischen Welt in dem regsten und intimsten Verkehr gestanden hat, über französische Personen und Zustände nicht weniger gut unterrichtet, wie über deutsche; er hat die deutsche Politik bald in Berlin aus der Nähe und so zu sagen von inwendig, bald in Paris aus der Entfernung und von auswendig beobachtet und dadurch für die Beurtheilung der Wechselwirkungen zwischen beiden Völkern, sowie zwischen der Haltung der Cabinette auf der einen, und der Stimmung der Nationen auf der andern Seite, Gesichtspunkte gewonnen, welche uns Anderen abgehen. Zweitens sind die Studien Bamberger's zwei Jahre älter, als das augenblickliche Zerwürfniß; sie können daher dem letzteren gegenüber um so mehr auf den Charakter von Unbefangenheit Anspruch machen, als Bamberger offenbar von einem aufrichtigen Wohlwollen gegen die französische Nation beseelt ist, bei der er ein Asyl gegen hessen-darmstädtische Zugriffe gefunden.

Gerade darum aber machten ihm damals schon einzelne Franzosen aus seiner deutschen Gesinnung geradezu ein Verbrechen. „Wie?" riefen sie, „dieser Mensch, der fünfzehn Jahre lang die Gastfreundschaft der großen Nation genossen, erklärt sich jetzt als offener Feind der Franzosen?" Da haben wir schon den Keim jener verderblichen Krankheit, welche heute in Frankreich mit so verheerender Wirkung zum Ausbruch kommt! Nach dieser krankhaften Auffassung kann man näm-

Digitized by Google

lich nicht guter Deutscher sein, ohne als Feind Frankreichs behandelt zu werden. Liebe für das geeinigte Deutschland ist demnach bei einem Deutschen identisch mit Haß wider Frankreich.

Wir Deutsche können in der That dem gegenüber mit dem Stolz des guten Gewissens fragen: Wann haben wir jemals einem Franzosen zugemuthet, aus Liebe zu uns sein Vaterland zu verrathen, oder ein schlechter Franzose zu sein blos deshalb, weil er an unserm Tische gesessen? Wir haben die Garnier-Pagès, die Patrice Larroque und Ferry freundlich aufgenommen, als sie kamen, um uns den Frieden zu predigen, und waren nur ein wenig erstaunt, als später Herr Ferry plötzlich im legislativen Körper einen Ton gegen uns anschlug, der wie Kriegsdrohung klang. Wir haben im Jahre 1866 Herrn Vilbort und im Jahre 1868 Herrn Cherbuliez mit echt deutscher Offenherzigkeit Alles gesagt, was wir wußten. Der Erstere hat in seinem „Werk des Herrn von Bismarck" und der Letztere in seinen Artikeln in der Revue des deux mondes einen etwas sonderbaren Gebrauch von unseren vertraulichen Mittheilungen gemacht. Wir haben uns in Folge dessen vielleicht über Indiscretion beschwert, aber doch es stets ganz in Ordnung gefunden, daß diese Herren vor Allem Franzosen und recht gute Franzosen waren. Nur möchten wir Herrn Vilbort und Herrn Larroque (Letzterer ist der Verfasser des von der Friedensliga allen deutschen Reichstagsmitgliedern zugeschickten Werkes: De la Guerre et des armées permanentes, IIIme édition. Paris, 1870) in dem gegenwärtigen Augenblicke die Frage vorlegen, was wohl jetzt aus uns werden sollte, wenn wir den Versiche-

Digitized by Google

rungen des Friedens und der Freundschaft, welche sie uns noch vor Kurzem im Namen ihrer Nation ertheilten, geglaubt, und wie sie uns damals riethen, „abgerüstet" hätten?

Leider haben die Franzosen bei allen beklagenswerthen Irrthümern und leidenschaftlichen Verblendungen, welchen sie sich in Bezug auf Deutschland hingeben, eine Entschuldigung. Ich habe schon an den Abg. Probst aus Stuttgart erinnert, welcher im Zollparlament zu verstehen gab, durch Ausdehnung der Competenz des letzteren verletze man berechtigte Gefühle Frankreichs; und noch am 14. Juli 1870, am Vorabend der französischen Kriegserklärung, hielten bayerische Ultramontane (namentlich der Pfarrer Ruland, der Baron Xaver Hafenbrädl und Dr. Jörg, der Redacteur der „historisch-politischen Blätter") gerade diesen Zeitpunkt für den richtigen, um allerlei Beschwerden gegen Preußen zu formuliren und sich mit pharisäischem Hochmuthe von dem Norddeutschen Bunde loszusagen. Glücklicher Weise hat die bayerische Regierung mehr Verstand und Vaterlandsliebe gezeigt: sie hat schon am folgenden Tage (15. Juli) den schwarzen Herren einen Absagebrief geschrieben und dadurch, daß sie sich auf die deutsche Seite stellte, Frankreich den Krieg erklärt. Man sieht, es sind doch nicht immer die Regierungen, welche die Sache Deutschlands schädigen, sondern zuweilen auch die Parteien, welche die Fractions-Interessen über die des Vaterlands setzen.

Es ist jetzt ein Jahr, daß Piérard in Paris ein Buch publicirte, betitelt: „Le drame de Waterloo", worin er Deutschland bedroht und es warnt, in dem Einigungswerke auf dem 1866 betretenen Wege weiter vorzuschreiten. Er will ihm keine andere Einheit gestatten, als die der losen

Digitized by Google

Form einer Föderativ-Republik, welche sich aus lauter machtlosen kleinen Kantönli zusammensetzt und deshalb genöthigt ist, sich anzulehnen an die „Weltrepublik", d. h. an Frankreich. Und dann beehrt er den Norddeutschen Bund mit folgender Apostrophe: „Eure Zündnadeln, Eure neuen Waffen, welche der höllische Genius der Zerstörung erfunden hat, werden uns nicht hindern, daß wir mit einem neuen Jourdan an der Spitze nach Frankfurt a. M. marschiren und dort, vereint mit den Vaterlandsgenossen von Louis Simon von Trier, Dr. Karl Mayer von Stuttgart und Dr. Johann Jacoby von Königsberg den großen demokratischen Bund proclamiren." Die deutschen Zeitungen thaten damals ihre Schuldigkeit. Sie nahmen Notiz von dieser im Juli 1869 erfolgten Androhung des im Juli 1870 vollzogenen räuberischen Einbruchs und protestirten laut dagegen, daß uns dieses Frankreich, welches unter der Sclaverei des persönlichen Regiments schmachtet, die Demokratie und die Freiheit auf der Spitze der Bajonette präsentiren will. Sie wandten sich an die deutschen Autoritäten, welche Herr Piérard angerufen hatte, an die Herren Louis Simon, Johann Jacoby und Karl Mayer mit der Frage, was sie zu diesem Mißbrauch ihres Namens zu sagen hätten. Die Herren Simon, Jacoby und Mayer aber zogen es vor zu schweigen, statt auf das Energischste zu widersprechen. Dieses Schweigen interpretirten sich die Franzosen natürlich so, wie es in ihren Kram paßte. Und darin steht die äußerste Rechte der Arcadier, David, Duvernois und Consorten, ganz auf dem nämlichen Standpunkte wie die äußerste Linke der Unversöhnlichen, Gambetta, Ferry und Consorten.

Digitized by Google

Mit prophetischem Geiste machte Bamberger schon 1868 darauf aufmerksam, wie sehr wir in Deutschland die Schwierigkeit unserer Lage nach außen vermehren, dadurch, daß wir, statt unsere Einheit, stets unsere Meinungsdifferenz herauskehren, daß die Minderheit stets gegen das Ganze in der feindseligsten Weise rebellirt und daß z. B. in jener parlamentarischen Körperschaft, welche allein ganz Deutschland umfaßt, die süddeutschen Partikularisten, unter den Augen unseres nicht allzu wohlwollenden Nachbars, ja sogar unter Anrufung desselben (Probst), die Befugniß der Nation, durch Majoritätsbeschluß über ihr Schicksal zu entscheiden, in Zweifel ziehen.

Hätten die Franzosen nicht aus gewissen Debatten und aus gewissen Zeitungen Material gewonnen, um sich die ohne Zweifel vollständig falsche Ueberzeugung zu bilden, daß die deutsche Nation bis in das Herz hinein zerrissen und zerklüftet sei, daß der Süden die berüchtigte Parole: „Lieber französisch, als deutsch" (oder preußisch) gesungen, daß verschiedene Bundesländer auf Verrath sinnen, daß die Bevölkerung der neuen Provinzen zum Aufstande bereit, und das preußische Volk gegen seine Regierung furchtbar erbittert sei: dann hätten wir jetzt nicht den Krieg.

IV.

Berlin, den 18. Juli.

Ich stelle den von mir in dem dritten Briefe angezogenen Beispielen ein anderes an die Seite, welches ich Bamberger's fünftem Zollparlamentsbriefe entnehme. Bamberger warnt —

Digitized by Google

dieser Brief ist schon am 15. Juni 1868 geschrieben und zwei Tage darnach in zwölf deutschen Zeitungen gedruckt erschienen — die centrifugalen Parteien Deutschlands auf das Nachdrücklichste. Er schildert ihnen, wie schädlich eine von uns Deutschen selbst öffentlich als zu Recht bestehend anerkannte Spaltung zwischen Nord und Süd, zwischen Preußisch und Nichtpreußisch, zwischen Katholisch und Protestantisch u. s. w. auf die Meinung des Auslandes wirken und dadurch wieder auf unsere eigenen Schicksale nachtheilige Rückwirkung ausüben muß.

„Mauch' Einer", so fährt er fort, „würde mich in diesem Punkte nicht der Unduldsamkeit zeihen, wenn ihn seine eigene Erfahrung eben so sehr, wie mich, daran gewöhnt hätte, die Aussprüche, welche bei uns zu Hause (in Deutschland) im vollen Lichte der Oeffentlichkeit ergehen, sich auch sofort in der fremden (französischen) Uebersetzung mit dem nöthigen Commentar zu vergegenwärtigen. Wenn er mit Lebhaftigkeit fühlte, wie die zwischen Deutschen und Deutschen gewechselten Worte von Fremden aufgegriffen und als vergiftete Waffen gegen uns gekehrt werden, dann würde er mir beipflichten. Wer begierig ist, diesen Zusammenhang der Dinge genauer kennen zu lernen, der lese das in Luxemburg erscheinende französische Blatt „L'Avenir", welches seinen Namen offenbar einer ihm wohlgefälligen deutschen Zeitung, der Berliner „Zukunft", entlehnt hat. Das Blatt wurde bekanntlich von Frankreich gegründet zur Unterstützung jener klerikalen Annexionspartei, welche neulich durch nächtliche Maueranschläge zu einem Putsch aufrief, damit die Franzosen einen Vorwand zum Einmarschiren bekämen. Eine Nummer dieses französischen

Digitized by Google

Blattes war kürzlich lediglich aus deutschem Stoffe aufgebaut. Sie war nämlich zusammengestellt aus drei großen, drei verschiedenen deutschen Zeitungen entnommenen Aufsätzen:

Der Leitartikel bildete eine Uebersetzung aus der „Demokratischen Correspondenz" (welche der vormalige preußische Deputirte Julius Frese in Stuttgart herausgiebt). Dann folgte als Mittelstück ein Abschnitt aus dem ebendaselbst erscheinenden „Beobachter" des würtembergischen Abgeordneten Dr. Karl Mayer; und den Schluß bildete eine Uebertragung aus der „Frankfurter Zeitung". (Also aus drei Blättern des deutschen Südens und Westens, welche doch zunächst dem ersten Anprall der Franzosen exponirt sind!) In diesen drei deutschen Leistungen hatte die französische Redaction des Luxemburger Blattes Alles vereinigt gefunden, wonach ihr Herz nur begehren konnte, um die Bevölkerung von Luxemburg wider Deutschland aufzustacheln und zur Sehnsucht nach der Einverleibung in das französische Kaiserreich zu begeistern. Deutsche Radikale und Volksparteiliche hatten also dem französischen Emissär nicht blos die Mühe des Denkens und des Schriftstellerns erspart, sondern sie dienten ihm zugleich auch in ihrer Person als klassische Zeugen für die Vortrefflichkeit seiner französischen Politik. Die Ironie des Schicksals will, daß diese drei deutschen Blätter, welche dem Luxemburger Annexions-Wechselbalg die ihm schmackhafte Nahrung gratis zuführen, die nämlichen sind, welche nicht müde wurden, Preußen die Räumung der Festung Luxemburg täglich als einen Verrath an den deutschen Interessen zum Vorwurfe zu machen. Wenn dergleichen Erscheinungen auch für uns Deutsche nachgerade fast nichts Befremdliches mehr haben,

Digitized by Google

so sollten sie uns doch als Warnung dienen, daß wir nicht in aller Unschuld ihnen selbst noch Nahrung zutragen, wie dies geschah, als man im Zollparlament ein südliches Selbstbestimmungsrecht im Gegensatz zum Entscheidungsrecht der ganzen Nation anzuerkennen Miene machte. Wie dürfen wir uns nach solchen Vorgängen noch wundern, wenn die Franzosen den Eintritt von Hessen oder Baden in den Norddeutschen Bund so ansehen, als handelte es sich darum, irgend einen ausländischen kleinen Staat, wie Belgien, Holland oder die Schweiz mit List oder Gewalt dem preußischen Scepter zu unterwerfen; wenn ihnen eine Erweiterung des Norddeutschen Bundes im Lichte der Annexion von Nizza oder auch der Eroberung von Algerien erscheint, nur mit dem Zusatz, daß sie sich auch befugt, ja wegen der Pflicht der Selbsterhaltung genöthigt glauben, dagegen einzuschreiten?"

Da in diesem Briefe Bamberger's auch die Berliner „Zukunft" erwähnt ist, so halte ich mich für verpflichtet, anerkennend hervorzuheben, daß dieselbe gegenwärtig ihre volle Schuldigkeit thut. Schon vor Erklärung des Krieges hat sie mit der ganzen Entschiedenheit eines wirklichen Demokraten ihren Abscheu vor den Tollheiten des französischen Despotismus ausgesprochen und den Widerstand, den ihm Deutschland leistet, für gerechtfertigt, für unbegreiflich dagegen erklärt, wie die französische Nation sich von einem gewissenlosen Abenteurer so plump könne betrügen und in einen ebenso wahnwitzigen als verderblichen Krieg hineinhetzen lassen.

Gleich Rühmliches läßt sich von den drei anderen deutschen Zeitungen, welche hier Bamberger erwähnt hat, leider auch jetzt nicht behaupten.

Digitized by Google

Der Stuttgarter „Beobachter“ und die Freſe'ſche „Demokratiſche Correſpondenz“ verharren auch im Juli 1870 in den alten ausgetretenen Geleiſen. Leider ſcheint ein Gleiches auch von dem Miniſterium Varnbüler in Stuttgart zu gelten. Während es nach Berlin die bundesfreundlichſten Erklärungen richtet, ſucht es im würtemberger „Staatsanzeiger“ die „Volkspartei“ im entgegengeſetzten Sinne zu beruhigen. Es thut, ſeiner Verſicherung nach, „nur vorbereitende Schritte, um die Sache demnächſt in die Hand zu nehmen“. Ich fürchte, bei der fliegenden Haſt, mit der ſich die Dinge entwickeln, heißt das ſo viel, als es thut gar nichts.

Die „Frankfurter Zeitung“ plädirte, hierin völlig übereinſtimmend mit der welfiſchen „Volkszeitung“ in Hannover, für eine Art von Neutralität. Sie will an ihrem bisherigen Treiben feſthalten; denn das Jahr 1866 ſei ja doch, wie ſie immer geſagt habe, die Quelle allen Uebels und habe auch dieſen Krieg heraufbeſchworen. Sie wolle ſich zwar während des Krieges die größte Vorſicht und Zurückhaltung auferlegen, aber die bisherige „Liebe zur Freiheit“ (welche einige Aehnlichkeit mit Haß gegen Preußen hatte) werde „auch fürderhin alle ihre Schritte leiten“.

Sogar in Berlin waren noch vor dem 12. Juli zwei Zeitungen, die „Voſſiſche“ und die „Volkszeitung“, geneigt, lebhaft zu opponiren, ohne zu bedenken, daß dieſe Oppoſition Waſſer auf Napoleon's Mühle lieferte. Der Apoſtrophe der „Voſſiſchen Zeitung“ brach die Regierung dadurch die Spitze ab, daß ſie ſolche wörtlich abdruckte und hinzufügte, das Blatt habe nicht Urſache, ſich ſo zu erhitzen, denn die Regierung ſei ganz mit ihm einverſtanden. Ein Epigramm, eben ſo witzig, als wahr.

Digitized by Google

„Die Volkszeitung“ aber erklärte noch in der Nr. 161 vom 14. Juli 1870 feierlich: „Wir finden in dieser Antwort (welche der Duc de Gramont auf die bekannte Interpellation im gesetzgebenden Körper ertheilt hat) keine Incorrectheit oder Unvorsichtigkeit.“ Die „Volkszeitung“ hatte sich nämlich diese Antwort so zurechtgelegt, als wenn sie laute: „Wenn Preußen den Spaniern einen König octroyirt, dann werden wir dagegen einschreiten.“ In Wirklichkeit hatte sie den entgegenstehenden Sinn, nämlich: Wenn Preußen nicht gegen den spanischen Thronandidaten einschreitet, dann werden wir gegen Preußen einschreiten.

Seit dem 15. Juli haben auch die „Vossische Zeitung“ und die „Volkszeitung“ die Tonart geändert. Es war dies nicht anders möglich mitten in dem patriotischen Enthusiasmus, welcher die Hauptstadt des Norddeutschen Bundes erfaßt hat und in fortwährender Steigerung begriffen ist.

Auch bin ich weit entfernt, nur den leisesten Zweifel in den Patriotismus der genannten beiden Blätter und ihrer Leiter zu setzen.

Ihr Verhalten beruht auf einer üblen Angewöhnung, an welcher wir Deutschen immer noch leiden und in Folge deren wir um unserer „Querelles Allemandes“ willen zum Gespötte der Nachbarnationen geworden. Ich meine unsere sectirerische Rechthaberei und Streitsucht, welche nicht selten mit Hang zu Verleumdung und Klatsch vereint ist. Das ist ein Ueberrest aus jener Zeit, wo das deutsche Volk leider für nichts Ohr hatte, als für das confessionelle Gezänke zelotischer Priester. Wir haben uns den scholastischen Zopf abgeschnitten. Beseitigen wir auch noch dieses Ueberbleibsel.

Digitized by Google

Gegenwärtig ist es leider vielfach noch so: Wenn an einem Orte zwei Zeitungen erscheinen und die Eine sagt: **Ver**wahrt das Feuer und das Licht, dann behauptet die Andere mit der größten Entschiedenheit, es müßte heißen: **Be**wahrt u. s. w. Wenn darauf die Erste auf dem „**Ver**wahrt" verharrt, dann schiebt ihr die Zweite irgend welche verächtliche Motive unter. Und so geht es dann weiter.

Das Publikum, welches dabei am schlechtesten fährt, sollte sich solche Geschmacklosigkeiten nicht gefallen lassen; dann hörten sie auf.

Auf dem Gebiete der hohen und der auswärtigen Politik aber sind es in der That nicht blos Geschmacklosigkeiten, sondern höchst gefährliche Quertreibereien, welche den Krieg anziehen, wie das Eisen den Blitz.

Heute behauptet die französische Presse: Frankreich wird siegen; denn Deutschland ist uneinig; der Süden wartet nur darauf, die Allianz-Verträge zu brechen; die neuen Provinzen sind im Aufstand; die preußische Opposition lähmt die Action Bismarck's; sie hat durch ihre Sparsamkeit die Armee desorganisirt, oder wird es noch thun.

„So viel Worte, so viel Lügen", sagen wir. Richtig! Aber die Franzosen glauben diese Lügen und wir erfahren an uns selbst die Wirkungen dieses ihres Glaubens. Denn die Gemüther werden nicht regiert durch die Dinge, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern durch die Dinge, wie sie sich in den Köpfen der Menschen ausnehmen. Zu letzterem aber trägt Niemand mehr bei, als die Presse.

Deshalb sollen wir unsere Neigung zum politisch-dogmatischen Pfaffengezänke, zur ketzerrichterlichen Rechthaberei,

Digitized by Google

und zum Zank um des Kaisers Bart überhaupt ablegen, oder wenigstens in denjenigen Dingen, in welchen sie uns, wie heute die Erfahrung lehrt, so außerordentlich schlecht bekommen. Keine neuen Vorwürfe, Besserung!

Ich glaubte, Bamberger's Briefe Ihnen nicht besser empfehlen zu können, als dadurch, daß ich Ihnen eine Reihe von Gedanken mittheilte, welche durch dieselben in mir angeregt worden sind. Denn in diesem paränetischen Moment liegt ihr Hauptverdienst.

Als der Papst die „Paroles d'un croyant" auf den Index setzte, nannte er sie „libellum, volumine parvum, perversitate ingens." Diese Briefe sind volumine parvae, aber virtute ingentes.

Ende des zweiten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google